EMMY GÖRING

AN DER SEITE MEINES MANNES

SCHÜTZ-VERLAG

EMMY GÖRING · AN DER SEITE MEINES MANNES

EMMY GÖRING

An der Seite meines Mannes

Wie die Verfasserin in ihrem kurzen Vorwort betont, will sie mit ihrem Buch nichts beschönigen und rechtfertigen und ebensowenig frühere Gegner drinnen und draußen kritisieren. Sie fühlt aber nach all den zahlreichen Entstellungen und Unterstellungen und nach den Versuchen der Mißdeutung vieler Geschehnisse die Pflicht, als Frau des ehemaligen Reichsmarschalls dessen vielfach verzerrtes Bild zurechtzurücken – ganz im Sinne der Fliegerkameraden Görings, der jungen und alten, die dem Marschall in Verehrung und Respekt die Treue gehalten haben. – Selbst ehemalige Kampfflieger der Feindländer haben diesem Respekt oft genug Ausdruck verliehen.

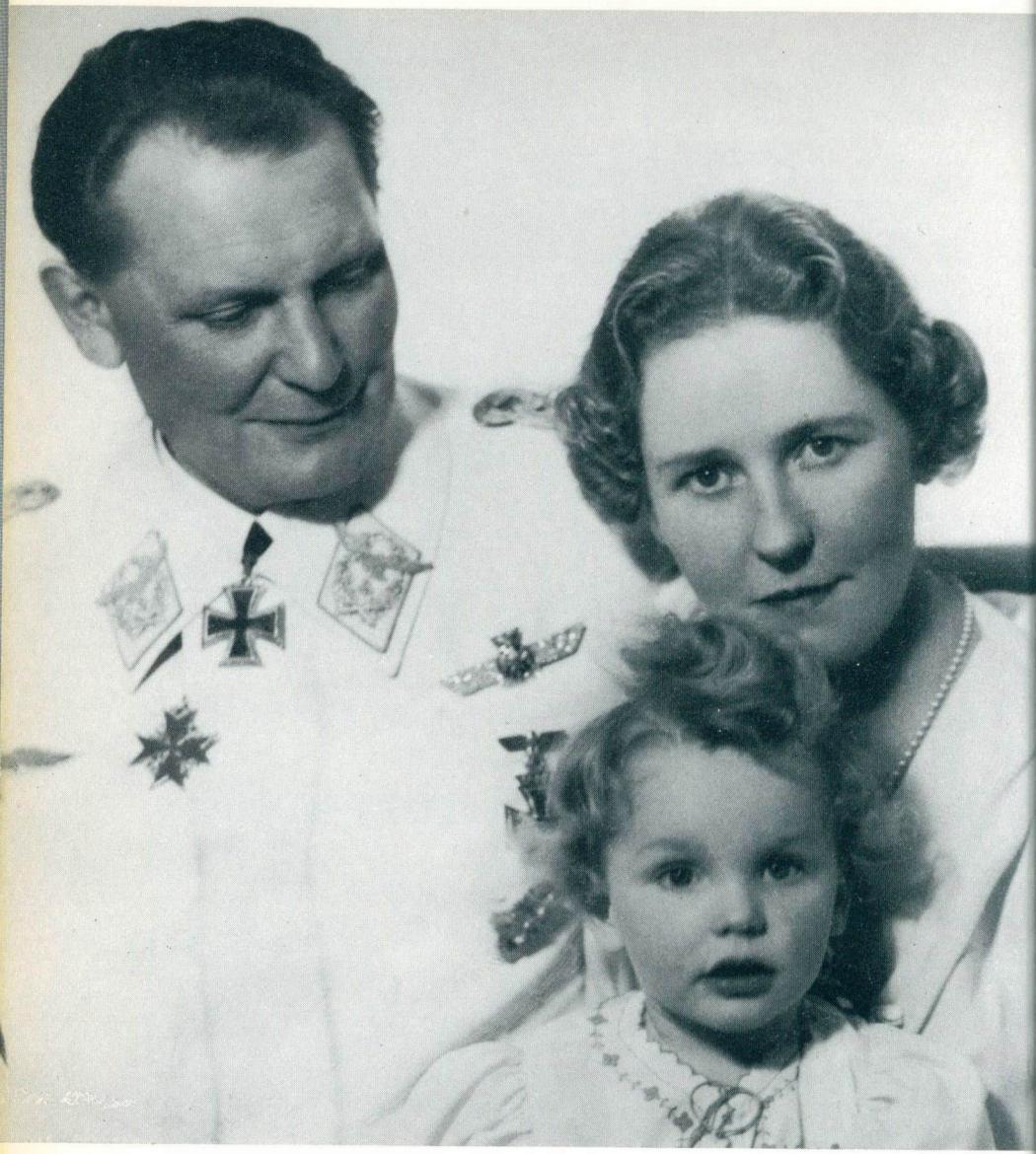
Die Wiederherstellung von Görings wahrem Charakterbild gelingt der Verfasserin nicht zuletzt dadurch, daß sie in ihre Lebenserinnerungen auch die politischen und Ressort-Leistungen Hermann Görings einbaut und seine menschlichen wie dienstlichen Beziehungen zu Adolf Hitler darstellt. Die Verfasserin bringt eine Fülle von Begebenheiten aus einer echten Erlebniskraft und erzählerischen Gabe, die wohl auch ihre langjährige Bühnentätigkeit geformt und gereift hat.

Emmy Göring ist jedenfalls einzig berufen, Gültiges über den Mann zu schreiben, den sie in einer sehr glücklichen Ehe aus tiefer Seele geliebt hat.

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Emmy Göring · An der Seite meines Mannes

Emmy Göring AN DER SEITE MEINES MANNES



Hermann Göring mit Frau und Tochter

Emmy Göring

AN DER SEITE MEINES MANNES

Begebenheiten und Bekenntnisse

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG · PR. OLDENDORF

2. Auflage 1972
© 1967 Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf
Gesamtherstellung: Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

1. KAPITEL
Kriegsgefahr – Letzte Friedenstage in Carinhall – Krieg – Botschafter Henderson verabschiedet sich 11

2. KAPITEL
In Weimar – Erste Begegnung mit Hermann Göring – Eine frühe Unterhaltung mit Adolf Hitler – Besuch in Berlin – Görings gesellschaftlicher Kreis – Adolf Hitler kurz vor der Machtübernahme 21

3. KAPITEL
Der 29. Januar 1933 – Hermann Görings Rolle – Der 30. Januar – Ein Hin und Her zwischen Berlin und Weimar 37

4. KAPITEL
Als Bühnenkünstlerin fern aller Politik – Der Reichstagsbrand – Irischer Gesandter tritt für Wahrheit über Göring ein – Hitler lehnte Byzantismus ab 43

5. KAPITEL
Ein Gastspiel in Berlin – An das Preußische Staatstheater in Berlin verpflichtet – Vierzehn Jahre für ein ganzes Leben – Göring und Goebbels – Gustaf Gründgens wird Intendant 51

6. KAPITEL
Mein alter Lehrer Leopold Jeßner – Konfrontierung mit der Rassenpolitik – Hermann Görings ständiges Bemühen, jüdische Künstler zu schützen – Zwischen Skylla und Charybdis – Hitler und die Judenfrage – Unsere Ohnmacht gegen Himmlers Methoden – Schatten über dem neuen Staat – Glaube und Hoffnung trotz allem 61

7. KAPITEL
Als Gretchen im Berliner »Faust« – Gründgens als Mensch und Kollege – Filmrolle in der Schweiz – Zwei Gastspiele mit Gründgens in München und Hamburg 81

8. KAPITEL
Ein Wort über Görings Charakter und frühesten politischen Leistungen – Der frühere Irische Gesandte Charles Bewley als Kronzeuge und gerechter Beurteiler – Unsere Lebenswege 91

9. KAPITEL
Hochzeit – Hitler überträgt mir Pflichten – Empfänge 113

10. KAPITEL
Erinnerungen an Benito Mussolini und Rom – König und Königin – Bei Axel Munthe – Mussolini in Carinhall – Unsere jungen Löwen – Göring als Schützer des Waldes und der Tiere – Der Reichsjägermeister – Wir erwarten Edda – Glückliche Geburt des Kindes – Adolf Hitler Pate – Erinnerungen an Marshall Balbo – Besuch bei den Fürstlichen Familien in Sofia und Belgrad 121

11. KAPITEL
Bei Adolf Hitler auf dem Obersalzberg (1933) – Gewohnheiten des Hausherrn – Aussprache über völkische Probleme – Die Judenfrage abgelehnt – Herz, Güte, höchstes soziales Empfinden und brutale Härte im selben Mann – Eva Braun wird mir vorenthalten – Spannungen und Entfremdung zwischen Hitler und Göring – Bedenkliche ärztliche Behandlung Hitlers – Wunderwaffe? Hoffnung auf Sieg? – Wandlung in Hitlers Wesen – Ernstes und Heiteres auf Diplomatenempfängen des letzten Friedensjahres 143

12. KAPITEL
Mit Goebbels in Wien – Bayreuth und Winifred Wagner – Gäste der Olympiade 1936 – Herzog und Herzogin von Windsor in Carinhall – Baldur v. Schirach und Frau Henriette in Wien – Kirchenminister Kerrls Sorgen – Die Baarova-Affaire – Himmler und Bormann – Hitler und England – Churchill über Göring – Hermann Görings hohe Gesinnungen im Kampf gegen Übermächte 159
13. KAPITEL
Hellseher Dr. Heermann – Verlust von militärischen Geheimplänen durch Notlandung in Belgien – Seltsame Begebenheiten im Nürnberger Gefängnis nach meines Mannes Tod 179
14. KAPITEL
München 1938, noch einmal »Frieden«! – Attentat auf Hitler 1939 – Erste Bomben auf Berlin – Gespanntes Verhältnis zwischen Hitler und Göring – Persönliche Hilfsaktionen für Ausgebombte – Schöne Erinnerung an das Emmy-Göring-Stift in Weimar 189
15. KAPITEL
Der 20. Juli 1944 – Englische Flieger erschossen – Aus Görings Verteidigung in Nürnberg – Entscheidende Unterredung mit Hitler – Der Bruch – Auch Goebbels verzweifelt 209
16. KAPITEL
Abschied von Carinhall – Letzte Begegnung mit Udet und mit Mölders und seinen Kameraden – Tod von Udet und Mölders – Beurteilung der Kriegsphasen aus Gesprächen mit Hermann – Tagebuchähnliche Aufzeichnungen – Kameraden der Luftwaffe 219
17. KAPITEL
Letzte Zuflucht Obersalzberg – Bericht von Hitlers letzter Lagebesprechung – Das Funkschreiben Görings an Hitler – Schwere Folgen für Hermann und seine Familie – Der Reichsmarschall von SS verhaftet – Bomben auf den Obersalzberg – Tod Adolf Hitlers – Auf Schloß Mauterndorf unter SS-Bewachung 239
18. KAPITEL
Ereignisse und Schritte nach Hitlers Tod – Göring aus SS-Haft befreit – Görings erste Begegnung mit amerikanischem General – Unter Eisenhowers Geleitschutz – Zugesagte Unterredung mit Eisenhower unterbleibt – Hermann von Kontaktnahme mit amerikanischen Generälen nicht zurückgekehrt – Erste Gerüchte und Nachrichten aus Nürnberg – Ins Zuchthaus Straubing 255
19. KAPITEL
Meine Verhaftung – Abschied von Edda – Die Zelle in Straubing – Nach sieben Wochen kommt Edda – Zuchthaus-Episoden – Erinnerungen an Vergangenes – Weihnachten in Carinhall und in Straubing . . 267
20. KAPITEL
Aus dem Zuchthaus entlassen – Im Wald beim Förster Frank – Briefwechsel mit Hermann – Besucherlaubnis – Das Wiedersehen – Ein Wort aus Schillers »Maria Stuart« – Der letzte Besuch – Abschied – »Sie hängen mich nicht!« – Gefangene bis zum Spruchkammerverfahren . 291
21. KAPITEL
Leben in der Hütte – Edda bei mir – Ein telefonischer Anruf – Überführung in ein Lager – Baracken-Dasein – Frau v. Schirach und Frau Funk – Edda-Besuch – Die Spruchkammer in Garmisch – Dr. iur. Erich Ebermayer als Verteidiger – Gründgens unter den Entlastungszeugen – Das Urteil 311
Das Schlußwort Hermann Görings 329

Dieses Buch ist nicht geschrieben worden, um irgend etwas zu beschönigen oder zu entschuldigen. Das ist schon von anderer Seite mehrfach geschehen. Es handelt sich vielmehr um Erinnerungen und Bekenntnisse einer Frau, die keine Schriftstellerin ist, – aber durch ihre Ehe mit Hermann Göring die in sich widerspruchsvolle und problematische Zeit des Nationalsozialismus aus nächster Nähe miterlebt hat.

Ich fühle mich verpflichtet, von meinem Mann, der nach dem Sturz des Regimes von so vielen Seiten angegriffen worden ist, aus genauester Kenntnis seines Wesens und Charakters *das* auszusagen, was nötig ist, um Unwahrheiten und Irrtümer richtigzustellen.

EMMY GÖRING

München, Herbst 1967

Vorwort des Verlages

Rückschauend auf die Jahre ihres Lebens als Frau des ehemaligen Reichsmarschalls Hermann Göring hat Emmy Göring einmal geäußert, daß ihr diese vierzehn Jahre eigentlich für ein ganzes Leben gälten. So schön und an künstlerischen Erfolgen reich auch der Lebensabschnitt ihres Bühnenberufs gewesen ist, die Zeit der Emmy Sonnemann erschien ihr nur wie ein Vorspiel zu den Jahren an der Seite des Mannes, den sie einzig geliebt hat. Was liegt näher als der Wunsch, von dieser Frau Aufzeichnungen zu erhalten, die etwas von ihrem inneren Leben, aber auch von den zahlreichen Begebenheiten und Begegnungen während dieser inhaltschweren Jahre berichten und ihre Stellungnahme zu vielen tragischen Problemen der Hitlerzeit wiedergeben, wie sie diese profilierte, wahrhaft frauliche Persönlichkeit gesehen hat. Im Mittelpunkt ihrer ehrlichen, subjektiven Bekenntnisse steht das Bekenntnis der liebenden Frau zu ihrem Mann, der während einer geradezu idealen Ehe in guten wie in schlechten Tagen zu ihr gestanden hat, wie sie zu ihm. Aus dieser Liebe ist sie sehr bald zu einem tieferen Erkennen der Charakterwerte und Leistungen ihres Mannes gelangt, so daß wir aus ihren Schilderungen in großen Umrissen auch ein intimeres Bild von Hermann Görings Persönlichkeit gewinnen. Der Verfasserin gelingt dabei auch eine Kennzeichnung der ausgesprochen tragischen Stellung, die »der Zweite Mann« im Staat nach Hitler vor und im Kriege inne gehabt und trotz seiner kritischen Einstellung der obersten Führung gegenüber

in Vasallentreue und soldatischer Pflichterfüllung bis zum Letzten vor dem Nürnberger Tribunal charaktervoll verteidigt und behauptet hat. –

Diese Lebensaufzeichnungen Emmy Görings, der damals »Ersten Frau im Staat«, sind deshalb keine »Memoiren« im üblichen Sinne, die meistens mehr Sensationelles als Sachliches bringen. Man spürt und bewundert vielmehr in diesen Kapiteln die seelische Kraft und das menschliche Bemühen einer ihrer weiblichen Natur bewußten, unpolitischen Frau, die es, mitten unter zahlreichen Politikern und Staatsmännern von Rang stehend, nicht leicht hatte, sich als Persönlichkeit durchzusetzen und ihren hohen menschlichen Gesinnungen in ihrer politischen Umwelt so ausgiebig wie möglich Geltung zu verschaffen. Ein Bemühen, dem ihr Mann stets auf das entschiedenste beigepflichtet hat. –

Damit gewinnt dieses Erinnerungsbuch an historischem Gewicht, zumal da, wo sie mit Stolz auf Hermann Görings Leistungen und auf seine, den ihrigen ganz verwandten menschlichen Eigenschaften und Empfindungen verweisen kann.

So bewegend wie die Sprache der Autorin als Mutter ihrer Tochter Edda ist, so fesselnd sind ihre zahlreichen außerordentlich gescheiten und lebensklugen Randbemerkungen, sowie eine äußerst schlagfertige Art, mit der sie nach 1945 den Gegner in seine Schranken verweist.

Wer dieses Buch bis zu den letzten tragischen Kapiteln liest, die von den schwersten Enttäuschungen und härtesten Schicksalsschlägen erzählen, der wird dieser tapferen und überlegenen Frau sowie dem Gefährten ihres erfüllten Lebens seine Sympathien nicht versagen und mit Emmy Görings Darstellung beglaubigter Vorgänge und Zusammenhänge das Bild Görings und des Hitlerregimes, das er bisher gewonnen hatte, im Sinne einer gerechteren Beurteilung zu ergänzen bereit sein.

K. W. Schütz

Göttingen, im Herbst 1967

I. Kapitel

Kriegsgefahr – Letzte Friedenstage in Carinhall – Krieg – Botschafter Henderson verabschiedet sich

Es war der 31. August 1939. An dem Morgen saßen wir gemeinsam am Frühstückstisch. Wir hatten die Vorhänge bis auf einen schmalen Spalt zugezogen. Mein Mann liebte den Blick von seinem «Carinhall» auf den See. Aber zu dieser Stunde hatte er keinen Sinn für die Schönheiten, an denen er sich sonst erfreuen konnte. Mit gesenktem Kopf saß er am Tisch, ohne etwas anzurühren. Keiner von uns wagte, ihn anzusprechen. Cilly, unsere Haushälterin, die schon fünfzehn Jahre bei meinem Mann angestellt war, schlich auf Zehenspitzen um die Tafel und bediente uns lautlos.

Die Morgenstunden waren meinem Manne sonst die liebsten. In der Regel frühstückte er, während wir noch schliefen, las die wichtigsten Depeschen und fand noch Muße, sich eine Wagner- oder eine Richard Strauß-Platte vorspielen zu lassen. Dann fing sein Arbeitstag an. Erst gegen 8 Uhr, wenn er mit seinem Wagen zu Adolf Hitler in die Reichskanzlei fuhr, bekam ich ihn zu Gesicht. – –

An diesem Morgen war alles ganz anders. Wir waren bewegt von einem unbestimmten Gefühl engerer Zusammengehörigkeit; Wir empfanden ein gesteigertes Bedürfnis, beieinander zu sein und uns als eine Familie zu fühlen, der ein schwerer Weg bevorstand. Jeder von uns dachte an den Krieg. Keiner sagte etwas von seinen Gedanken. Wir warteten auf ein erlösendes Wort von Hermann. Aber er schwieg.

Als es Zeit für ihn war aufzubrechen, um zunächst zu Adolf Hitler zu fahren und an der anschließenden Reichstagssitzung teilzunehmen, begleitete ich ihn an den Wagen. Er ergriff meine Hand und hielt sie ganz fest: »Jetzt bete, daß ich uns allen den

Frieden bringen kann.« Es waren wenige Minuten nach 8 Uhr, als ich seinen Wagen in der Ausfahrt verschwinden sah.

Sechs Stunden lang sagte ich mir: Gottlob, er hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Ich wußte, daß Hermann über den schwedischen Geschäftsmann Dahlerus Verbindung mit der englischen Regierung aufgenommen hatte, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Zweimal war Dahlerus in den letzten Tagen nach England gereist, um zu vermitteln. Wie groß die Chance war, über diese Verbindung den Frieden noch in letzter Minute zu retten, vermochte ich nicht zu beurteilen. Alles, was ich in mir fühlte, war die verzweifelte Hoffnung, daß sich die Dinge zum Guten wendeten, und freilich auch die Angst einer Frau, die den Krieg haßt.

Als ein fast gebrochener Mensch kehrte mein Mann zurück. Sein Gesicht glich einer Maske. Gedankenversunken glitt er in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hände und murmelte vor sich hin: »Ich habe alles, aber auch alles versucht, aber nun ist es geschehen! Wir haben Krieg! – Er wird fürchterlich werden –. So grauenhaft, wie es noch niemand ahnt – –.«

Ich folgte ihm in sein Arbeitszimmer. Endlich begegneten sich unsere Blicke. »Es ist zu spät, es ist nichts mehr zu retten!«

Erst nach Stunden sprach er etwas gelöster: »Sie nehmen uns nicht ernst, sie glauben nicht an die Größe unserer Wehrmacht und unserer Luftwaffe. – An allem ist dieser Lipski schuld – –!« Lipski, der polnische Botschafter in Berlin, hatte, wie mein Mann wußte, in seinen Berichten nach Warschau schon immer die Stärke und Kampfbereitschaft unserer Wehr- und Luftmacht geringschätzig beurteilt. Vor Jahren hatte eine Parade stattgefunden, an der Lipski als Zuschauer teilgenommen und sie als »Beobachter« angespannt verfolgt hatte. Er sandte anschließend einen Bericht nach Warschau, darin er behauptete, daß unsere Kampfmittel, Tanks und Panzer für die Parade aus Pappe oder ähnlichem Material angefertigt worden seien, um den ausländischen Botschaftern Kampfstärke vorzugaukeln.

Durch solche Falschmeldungen, so meinte Hermann, müsse der Feind unsere Kriegsbereitschaft anzweifeln und glauben, daß wir nur bluffen wollten.

Aber Hermann suchte die Schuld nicht nur im Ausland. Er war überzeugt, daß auch unser Auswärtiges Amt Fehler gemacht hätte: »Polen, das ist keine Affäre. Aber wir müssen England heraushalten. Du weißt, wie Hitler von jeher den Frieden mit England gesucht hat. Vor einem Jahr in München, da ging noch alles gut. Aber seitdem hat die Wilhelmstraße Chamberlain psychologisch ganz offensichtlich falsch behandelt. Er ist ein Gentleman. Aber die Wilhelmstraße weiß nicht, wie man ihm begegnen muß.

Er war wütend, verärgert und verzweifelt zugleich. Dieser Krieg war, bei Gott, nicht *sein* Krieg. Aber jetzt, da die Befehle erlassen, was konnte er noch tun? Er, der zweite Mann im Staat?! Natürlich glaubte er an einen Sieg, aber er schien im Unterbewußtsein zu ahnen, daß Deutschland und der Welt Schweres bevorstand. – –

Am frühen Abend suchten wir in den Wäldern um »Carinhall« gemeinsam Entspannung. Es war ein warmer Abend nach einem brütendheißen Tag. Jeder Schritt fiel uns in dieser Atmosphäre schwer. Wir gingen lange still nebeneinander her. Als sich Hermann bei mir einhakte, meinte er: »Wer weiß, vielleicht ist es der letzte Abend, an dem wir hier zusammen gehen können.« Ich ließ diese Worte eine Weile auf mich wirken. Es war mir klar, daß von nun an vieles nicht mehr so sein würde wie bisher. Die Zukunft, sie erhob sich vor mir an diesem Abend wie eine dunkle, undurchdringliche Wand. Noch standen wir vor dieser Wand, hinter der sich die Ungewißheit verbarg. Keine Auswirkung eines Krieges war bis jetzt zu verspüren. Noch leuchteten die Sterne auf die Erde nieder, deren Menschen immer noch an den Frieden glaubten. – Wir waren stehengeblieben. Ganz unwillkürlich. Jeder mit seinen Gedanken allein.

Seit Minuten bewegte mich eine Frage. Ich überlegte, ob ich sie ihm jetzt stellen dürfte. Es war die Frage, die sich am nächsten Morgen Millionen Menschen in aller Welt aufdrängen

würde: »Wie lange wird er dauern – – –?« Sie kam mir über die Lippen, ohne daß ich es eigentlich wollte. Mein Mann schwieg eine ganze Weile. Dann antwortete er gequält: »Zwei Jahre, fünf Jahre, – – sieben – – ich weiß es nicht.«

»So lange?« fragte ich, mich mühsam beherrschend.

»Man kann es wirklich nicht sagen«, erklärte er. »Wenn es nur Polen allein wäre! Aber England und Frankreich werden ihre Verbündeten unterstützen. Sie werden wie die Teufel kämpfen. Niemand kann voraussagen, wie lange es dauern wird.«

Ich dachte an unsere Wehrmacht. Aber ich sah nicht die glänzenden Paradeuniformen vor mir und nicht den blankgeputzten Stahl der Panzer. Schemenhaft zogen die Gesichter der jungen Männer, die Gesichter der vielen Unbekannten, in meinen Gedanken an mir vorbei, wie ich sie bei zahllosen Vorbeimärschen gesehen hatte. Und die Gesichter, die ich kannte: junge Männer aus Hermann Görings Luftwaffe.

Es war, als ob mein Mann meine Gedanken erraten hätte: »Ich glaube kaum, daß eine Luftwaffe jemals den Krieg allein entscheidet. Die Endentscheidung liegt beim Heer.«

Es war Nacht geworden, als wir den Rückweg antraten. Ich spürte, wie ihn die Verantwortung drückte. So deprimiert hatte ich ihn noch nie gesehen. Ich bat ihn, mit mir noch einmal zu unserer kleinen Edda zu gehen. Aber mein Mann, der sonst nie zu Bett ging, ohne das Kind noch einmal zu sehen, winkte ab. »Mein Gott, wie wird die Zukunft meines geliebten Kindes einmal aussehen!?« – –

Wir begaben uns in mein Wohnzimmer. An der Wand, neben meinem Schreibtisch, hing Lukas Cranachs »Madonna mit Kind«, ein Gemälde, das die Stadt Köln unserem Töchterchen Edda zum Taufgeschenk gemacht hatte. Jene Stadt, deren Oberbürgermeister einmal Konrad Adenauer gewesen war. (Es mag an dieser Stelle festgehalten werden, daß Dr. Adenauer durch Vermittlung meines Mannes mit einer beachtlichen Pensionszahlung von Adolf Hitler, in den Ruhestand entlassen worden war, und ich erinnere mich, wie mein Mann einmal gesagt hatte:

»Schade, solche Männer wie Adenauer könnten wir gebrauchen. Bedauerlich, daß er in einem anderen Lager steht. Aber ich freue mich aufrichtig, daß ich die Pension für ihn habe durchsetzen können.«)

Lange sah er das Cranachbild an. »Schön, nicht?« Ich nickte. Er versank immer mehr in den Anblick des Gemäldes. Dann wandte er sich ab. »Von nun an wird es keine Schönheit, kein Glück und keine Freude mehr geben.« Mein Gott, dachte ich, wie tief verzweifelt muß er sein. Immer hat er versucht, mich vor den Härten des Lebens zu bewahren. Plötzlich kündigten sie ihr Kommen an. – In dieser Nacht haben wohl Millionen Menschen kein Auge zugetan. –

Jeder von uns beiden hatte sein eigenes Schlafzimmer. Hermanns Zimmer grenzte an das meine. In jener Nacht war uns freilich kein Schlaf beschieden. Und da nach ein, zwei Stunden der Schein seiner Lampe immer noch durch die Türritzen schimmerte und ich immer wieder ängstlich aufhorchte, wenn er sich unruhig von einer Seite auf die andere warf, stand ich auf und setzte mich zu ihm, um die endlosen, sorgeträchtigen Nachtstunden mit ihm zu teilen.

Am nächsten Morgen verließ Hermann wortkarg das Haus. Eine Lagebesprechung bei Adolf Hitler, die erste Lagebesprechung im Krieg, war angesetzt worden.

*

Einen Tag nach der Kriegserklärung besuchte uns in »Carinhall« der Britische Botschafter Sir Neville *Henderson*, kurz bevor er nach England abreiste. Er war ein großer gutaussehender Mann, ein typischer Bilderbuchengländer. Er besaß viel Humor, und man konnte sich vortrefflich mit ihm unterhalten. Recht ungewöhnlich für einen Diplomaten, erklärte er mir eines Tages: »Ich scheine jedes Mal im ungünstigsten Augenblick zu Adolf Hitler zu kommen. Ich treffe ihn immer in einer schlechten, verärgerten Stimmung an, als habe er eben einen Zorn gehabt. Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß ich

nicht viel Sympathie für ihn empfinden kann. Aber das geht nur uns beide etwas an.«

»Ich wollte«, sagte Henderson einmal zu mir, »ich brauchte nur mit Ihrem Mann zu verhandeln. Man kann so offen mit ihm sprechen. Er ist so klug und bleibt ruhig und logisch. Außerdem schätze ich ihn ganz persönlich. Er ist ein wirklicher Charakter und wäre meiner Meinung nach der einzig richtige Mann für Deutschland.«

Als er noch einmal zu uns gekommen war, hatte er seinen Humor immer noch nicht gänzlich verloren. Stundenlang ging er mit meinem Mann vor Carinhall auf und ab.

Botschafter Henderson war immer sehr gern zu uns nach Carinhall gekommen. Hier hat er sich besonders wohlgefühlt. Der ganze Bau und seine Anlage mochte ihn wohl an große englische Landsitze oder auch an schwedische erinnern, deren Stil ja auch für Carinhall bestimmend gewesen ist. Auf seine Frage, wie es zu dem Bau gekommen sei, erzählten wir ihm, wie Hermann Göring mit mir im Jahre 1933 an einem schönen Sommertag einen Spaziergang durch die Schorfheide unternommen hätte. Auf einer großen, von zwei Seen eingesäumten Waldwiese, sei er plötzlich stehengeblieben und habe, wie in einer Eingebung, entschieden, daß er sich hier ein Heim errichten müßte. – Anderthalb bis zwei Jahre später habe dann der Berliner Architekt Hetzel nach Hermanns eigenen Entwürfen und Angaben bis ins einzelne Carinhall errichtet, das seit 1935 unser Heim war. Die nordisch-schwedische Art der Holz- und Steinverwendung und des mächtigen Gebälks unter der breiten Decke des Saals im Mitteltrakt, selbstverständlich aus Naturholz der Schorfheide, gab dem gesamten Komplex den Charakter eines deutsch-germanischen Herrensitzes.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch etwas über Carinhall sagen, das in einem imponierenden Geviert mit einem behäbigen Mitteltrakt und zwei etwas niederigeren Seitenflügeln angelegt war. Der Mitteltrakt hatte ein ausgedehntes Erdgeschoß und ein erstes Stockwerk. Sämtliche Gebäude hatten zunächst

ein Ried-Dach. Später wurden die Dächer wegen allzu großer Brandgefahr mit Dachziegeln gedeckt. Man findet den Rieddach-Stil noch heute vielfach im Lande Oldenburg, an den Elbhöhen von Blankenese sowie an der Nordsee. In der weiten Halle mit dem großen Kamin standen schwere, ja, wuchtige Möbel von gediegenster Arbeit, und die Wände waren mit Gobelins, Bildern und Plastiken geschmückt. Das Gefühl der Behaglichkeit entstand auch durch das Erleben des herrlichen Waldes ringsum, der zu jeder Jahreszeit die besondere Atmosphäre gab.

Es liegt nahe, daß Carinhall, das Hermann Göring übrigens dem Staat übereignet hatte, nicht nur als unser privates Heim errichtet wurde, sondern gleichzeitig als Haus der Repräsentation des Reichs. Ein solches Haus war um so nötiger, als Adolf Hitler sein privates Domizil im Süden Deutschlands, auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, hatte, und er die neue Reichskanzlei in Berlin nicht für jeden repräsentativen Empfang ausersehen wollte. Abgesehen davon brauchte er ein großzügig angelegtes Landhaus, wo er aus politischen oder persönlichen Anlässen ausländische Staatsmänner empfangen konnte. Um so mehr war im Norden des Reichs ein »Carinhall« in der Nähe Berlins notwendig.

Während des Gesprächs mit Hermann meinte Henderson: »Sie werden sich nicht unterstehen, mit Ihrer Luftwaffe mein Haus in England anzugreifen, sonst . . .«. Und ebenso scherzhaft konterte mein Mann: »Und wenn auf mein ›Carinhall‹ englische Bomben fallen, dann . . .«. Gewiß, es klang scherzhaft, aber hinter den Worten stand bei beiden Männern das Gefühl gegenseitiger Hochschätzung und das selbstverständlich nicht ausgesprochene Versprechen, daß sie sich persönlich gegenseitig nie etwas antun würden. Ich saß im oberen Stockwerk am offenen Fenster, und hin und wieder drangen Gesprächsfetzten zu mir herauf. Plötzlich hörte ich sehr deutlich, wie Henderson mit gehobener, fast zorniger Stimme einwarf: »Lipski hat mich ja direkt angeschrieen, als er sagte: ›Ich denke nicht daran, für den Frieden zu sprechen. Wenn Krieg kommt, ist in Deutschland in drei Tagen Revolution, und Polen kann einmarschieren.‹« – –

Bevor Henderson sich verabschiedete, nahm er meine Hände und hielt sie lange fest: »Wie gerne wäre ich auch äußerlich mit Ihnen und Ihrem Manne befreundet geblieben. Innerlich bleibe ich es immer.«

Dann senkte er seinen Blick und meinte nachdenklich: »Ich werde nicht mehr lange auf dieser unfreundlichen Erde sein. Vielleicht ist es gut so.«

Diese Worte taten mir weh, aber ich wollte sie nicht mit banalen Tröstungen abtun, und so schwieg ich. Wußte ich doch, daß Sir Neville Henderson an einer unheilbaren Krankheit litt.

Wahrscheinlich ließ ihn die Gewißheit über seinen nahen Tod so gelassen über all diese Probleme sprechen, die jetzt die Welt erregten.

Die treue Gesinnung, die er für meinen Mann stets gehegt hat, hat er später nach dem Nürnberger Prozeß bewiesen, als er dem toten Gegner in seinem Buch »Failure of a Mission« bescheinigte, daß der Reichsmarschall 1939 den Frieden hat erhalten wollen, wie er ja auch 1938 auf der Seite des Friedens gestanden habe.[1]

*

Von der Frau des Französischen Botschafters François Poncet, die ich besonders schätzte, bekam Edda einen Tag nach Kriegsbeginn eine Puppe geschenkt. Mir schien diese Geste zu zeigen, daß sie und ihr Mann nicht unsere persönlichen Feinde sein wollten. – Ich mußte lächelnd an eine Begebenheit zurückdenken, die mir François Poncet einen Tag vor der Saarabstimmung zum besten gegeben hatte. Es war während einer Abendgesellschaft bei Hitler. Die Saarbevölkerung sollte sich bekanntlich entscheiden, ob sie zu Frankreich oder zu Deutschland gehören wollte. Da erzählte mir also der Botschafter lachend, daß sein kleiner Sohn auf dem »Töpfchen« quer durch die Wohnräume der Französischen Botschaft gerutscht sei und aus vollem Halse gesungen habe: »Deutsch bleibt die Saar!« –

[1] Heinrich Härtle, »Freispruch für Deutschland«, S. 293, Schütz-Verlag, Göttingen 1965.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der damalige Botschafter Frankreichs ein Kenner und Verehrer der deutschen Literatur gewesen ist. Bei einer Begegnung im Staatstheater teilte er mir einmal mit, daß er an der Sorbonne mit einer Arbeit über Goethes »Wahlverwandtschaften« promoviert habe. Außerdem betonte er mit leiser Ironie, daß es vermutlich wenige Deutsche gäbe, die so genaue Kenner des deutschen Dichters Wieland seien, wie er. –

Wenn ich dieses geistreichen Plauderers gedenke, höre ich noch in der Erinnerung einen ganz kurzen Dialog zwischen ihm und Gustaf Gründgens nach dem Abschiedsessen für den Französischen Botschafter in Carinhall. François Poncet hatte eine faszinierende Tischrede gehalten, zwar in einem gebrochenen Deutsch, aber dennoch ausgefeilt und durch geistvolle Redewendungen bereichert. Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, ging er auf Gustaf Gründgens zu: »Herr Staatsintendant, es ist mir außerordentlich schwer gefallen, in Anwesenheit eines so großen Sprechkünstlers, wie Sie es sind, zu reden.« Gründgens aber zollte seinerseits dem Gehörten Bewunderung: »Sie glauben gar nicht, wie glücklich ich sein würde, wenn Sie mit Ihrer großen Sprechkultur Schauspieler meines Ensembles wären«. – Gerade in diesen schweren Tagen und Stunden wurden einem solche Begegnungen und Gespräche noch einmal ganz lebendig, als wollten sie, wie gute Erinnerungen so oft, ein wenig Licht in das Dunkel der beginnenden Notzeit bringen. – –

*

François Poncet und *Neville Henderson* gehörten also jetzt zu unseren Feinden. Für mich als Gastgeberin auf Carinhall war es ein schmerzlicher Gedanke, daß einige unserer liebsten Gäste von nun ab unsere Feinde sein sollten. Sie hatten auf unsere Gesellschaften ebenso gehört, wie meine Kollegen und Kolleginnen vom Theater oder wie ein Udet und die vielen anderen Freunde meines Mannes von Heer und Luftwaffe. – Und nun sollten wir uns bekämpfen. –

Mit dem Gedanken an den Krieg wurde ich genauso schwer fertig wie Millionen andere Menschen in Deutschland, England und Frankreich. Die hohe Politik hatte mich früher, wie wohl die meisten Frauen, nie besonders beschäftigt. Ich war Schauspielerin und diente einer politikfernen Bühnenkunst. Hermann scherzte oft, »du sprichst wie eine liberale Zeitung, die ich verbieten müßte.«

Nichts Heroisches war jetzt in mir in diesen ersten Kriegstagen. Die Ereignisse hatten mich überrumpelt wie jede andere Frau. Große Hilflosigkeit lösten die drohenden Gewalten, welche Krieg hießen, aus.

Als Hermann am vierten Kriegstag seine Luftwaffenuniform angelegt, und ich wußte, daß er an die Front ging, waren meine Gedanken gleich denen vieler Frauen: Mein Gott, wie wird das enden, was bei unserer ersten Begegnung so glücklich begonnen hat! –

Ich erinnerte mich an *Weimar*.

2. KAPITEL

In Weimar – Erste Begegnung mit Hermann Göring – Eine frühe Unterhaltung mit Adolf Hitler – Besuch in Berlin – Görings gesellschaftlicher Kreis – Adolf Hitler kurz vor der Machtübernahme.

Meine erste Begegnung mit Hermann Göring war äußerst merkwürdig. Er bewarf mich mit Schmutz und Steinen. – Unser Schauspielensemble befand sich in einem offenen Omnibus auf der Fahrt von Weimar nach Schloß Kochberg. Auf der kleinen Bühne dieses früheren Besitzes des Freiherrn und der Freifrau von Stein, eines romantischen Wasserschlosses südlich von Weimar, sollten wir ein Stück spielen, das Charlotte von Stein, Goethes Freundin, zur Autorin hatte. Es war ein Lustspiel in vier Bildern und trug den Titel *»Die Verschwörung gegen die Liebe«*. Das gesamte Weimarer Ensemble war für die »Uraufführung« dieses typischen Rokokostückes eingesetzt. Die Aufführung fand vor einem geladenen Kreis statt. Unter den Gästen befanden sich neben dem Innen- und Volksbildungsminister Dr. Frick auch Hermann Göring und seine Frau Carin. Sie war eine geborene Baronin von Fock.

Unterwegs hatte uns Hermann Görings Wagen in rasender Fahrt überholt und viel Staub und Kies aufgewirbelt. Wir haben den Autobesitzer, ohne ihn erkannt zu haben, nicht gerade mit sehr schmeichelhaften Bemerkungen bedacht. –

Nach der Aufführung wurde mir Hermann Göring vorgestellt. Soweit ich mich entsinne, hat er bei mir an diesem Abend keinen entscheidenden Eindruck hinterlassen. Seine Frau dagegen faszinierte mich augenblicklich. In einer Tee-Pause sah ich sie auf einer Bank im Park sitzen. Sie machte einen leidenden Eindruck. Von ihrem Wesen ging jedoch ein Zauber aus, dem ich mich nicht entziehen konnte. Ich hätte sie so gerne angesprochen und mich mit ihr unterhalten. Aber wir mußten das The-

aterstück noch ein zweites Mal spielen, – der kleine Theaterraum hatte nur vierzig Sitzplätze – und so ergab sich leider keine Zeit für ein Gespräch.

Oft habe ich es in meinem Leben bedauert, daß ich nicht die Gelegenheit gehabt habe, wenigstens einmal ihre Stimme zu hören. Noch heute steht ihr Bild in meiner Wohnung, und es ist mir nach all den langen Jahren oft so, als ob sie eine Schwester von mir gewesen wäre. –

Hermann Göring sollte ich erst ein Jahr später wiedersehen. Es war im Frühjahr 1932. Ich war damals schon fast zwanzig Jahre bei der Bühne, bereits das achte Jahr in Weimar. Am Thüringischen Staatstheater, das seit 1920 »Deutsches Nationaltheater« hieß, spielte ich das Fach der Sentimentalen, der jugendlichen Heldinnen und jugendlichen Salondamen.

An klassischen Rollen hatte ich schon zum Teil *vor*, zum Teil *in* Weimar Goethes Gretchen, Clärchen und die Natürliche Tochter, von Lessing die Minna und die Emilia Galotti, von Schiller die Thekla und Berta, die Königin im Carlos, und, über mein Fach hinaus, die Elisabeth in »Maria Stuart« gespielt. Da Weimar der regelmäßige Tagungsort der Shakespeare-Gesellschaft war, bekam ich hier die Portia in »Kaufmann von Venedig«, die Olivia, die Desdemona, und die Cordelia in »König Lear« aufs Repertoire. Friedrich Hebbels Agnes Bernauer und Gustav Freytags Adelheid in der viel zu selten gespielten Komödie »Die Journalisten« gehörten zu meinen liebsten Rollen der nachklassischen Periode. Natürlich hatte ich auch in der sogenannten »modernen« Literatur (Hermann Bahr, Oskar Wilde, Frank Wedekind usw.) Lieblingsrollen meines Salondamen-Fachs. An zahlreichen ernsten Rollen der damaligen Dramatik hänge ich noch heute. Ich nenne nur »Die Heilige Flamme«, »Das Grabmal des Unbekannten Soldaten« und »Die Gefangene«. Von Ibsen ist mir die Weimarer »Peer-Gynt«-Aufführung in stärkster Erinnerung geblieben, in der ich die Solveig spielte.

Mit meinem Engagement nach Weimar hatte für mich ein ganz neues Leben angefangen. Bevor ich es antrat, ließ ich mich von meinem ersten Mann, Karl Köstlin, scheiden. Wir sind bis heute

gute Freunde geblieben, worüber ich sehr froh bin. Meine neu gewonnene Freiheit war die typische Freiheit in einer mittleren deutschen Residenzstadt. Ich bewohnte drei möblierte Zimmer. Meine Wirtin war so, wie man sich die Spezies einer Zimmerwirtin vorstellt. Sie war außerdem eine echte eingesessene Weimaranerin. Herrenbesuche waren streng verboten. Aber das war mir ganz recht. Was mich störte, war das Verbot meiner Wirtin, täglich zu baden! Sie meinte, daß sich die Badewanne zu schnell abnützte! Das waren so ihre und meine Sorgen. –

In Weimar verlebte ich eine glückliche Zeit. Ich hatte die Stadt und ihre Umgebung – Goethe hat diese Landschaft einmal als lyrische bezeichnet – sehr bald liebgewonnen. Mit meinen Kolleginnen und Kollegen verstand ich mich ausgezeichnet. Sie waren alle gute Freunde. In dem Generalintendanten Dr. Franz Ulbrich, der das Weimarer Theater auf hohem Niveau hielt, hatten wir einen ausgezeichneten Chef. Als er 1933 nach Berlin ging, wurde erst Generalmusikdirektor Dr. Ernst Nobbe, nach dessen Tod der Chefdramaturg Dr. H. S. Ziegler sein Nachfolger.

Fast jeden Morgen hatte ich Theaterproben. Mittags speiste ich mit einer lieben Kollegin und Freundin in einem sehr gemütlichen Restaurant, dem »Goldenen Adler«, mitten in der Stadt, von dessen Wänden unzählige alte Photographien, Stiche und Lithographien von der gesamten Literatur- und Musikgeschichte erzählten, deren Größen hier in anderthalb Jahrhunderten Einkehr gehalten hatten. Nach dem Essen oder am späten Nachmittag tranken wir noch eine Tasse Kaffee in dem damals schon wohlbekannten Kaiser-Café, einer sehr gut geführten Kleinstadtkonditorei. Neben dem großen Caféraum gab es eine behagliche Ecke mit fünf Tischen. Der größte von ihnen war gegen Abend für einige Künstler, Goetheforscher und Dichter reserviert, ein anderer für uns beide. Nach der Mittagszeit saßen in der Regel an dem großen Tisch der nationalsozialistische Thüringische Innen- und Volksbildungsminister Dr. Wilhelm Frick mit seinen engsten Mitarbeitern, (unter ihnen der damalige Chefredakteur und Theaterkritiker Dr. H. S. Ziegler) sowie der neue Direktor der

Kunst- und Bauhochschule, Prof. Paul Schultze-Naumburg. Nach 5 Uhr versammelten sich an diesem Stammtisch die Goetheforscher Prof. Dr. Hans Wahl und Prof. Dr. Max Hecker, die Dichter Dr. Heinrich Lilienfein und Jakob Schaffner, der Bildhauer Prof. Engelmann und der Graphiker Prof. Walter Klemm. Ein geschlossener Kreis, erfüllt von Ernst und Humor. Wir hörten oft genug das homerische Gelächter dieses modernen Weimarer Olymps, dessen Gestalten aus dem Bild der klassischen Stadt nicht wegzudenken waren.

Tag für Tag verschlangen wir in unserer Konditoreiecke außer dem sehr guten Kuchen die großen Zeitungen des Reichs, allerdings vorwiegend das »Feuilleton«. Was Gazetten unter dem Strich bringen, interessiert die Menschen vom Bau am stärksten: die Theaterkritiken, die Bühnennachrichten und Literaturberichte. Da waren wir es nicht gewohnt, in unserer spannenden Lektüre durch fremde Gäste gestört zu werden. Aber an einem Apriltag ging plötzlich die Tür auf, und herein traten acht bis zehn Herren. »Das ist doch ein bekannter Politiker«, raunte mir meine Freundin zu, die so fremd wie ich dem politischen Geschehen gegenüberstand. Sie deutete auf einen Mann mit kleinem dunklen Schnurrbart. Ich kannte sein Bild aus den Zeitungen, hatte aber noch nichts Genaueres über seine politischen Ziele gehört, und wußte nicht, warum man so viel von ihm redete. Es war Adolf Hitler. Ich erkannte sofort, daß der Platz in dem kleinen Raum für ihn und seine Begleitung kaum ausreichen würde. Ich stand daher auf, um mit meiner Freundin das Café zu verlassen. Mit der erquicklichen Ruhe war es ohnehin vorbei. Einer der soeben Eingetretenen, den wir seinerzeit auf dem Steinschen Schloß Kochberg kennengelernt hatten, kam mit Adolf Hitler auf uns zu und stellte ihn uns vor. Da Hitler, der uns mit Handkuß begrüßte, bemerkte, daß wir aufbrechen wollten, sagte er rasch: »Ich weiß, daß Sie Mitglieder des Deutschen Nationaltheaters sind. Ich wäre jetzt todunglücklich, wenn ich sie vertreiben würde. Bleiben Sie doch bitte und machen Sie mir die Freude, mir etwas vom Theater zu erzählen. Sie könnten mir keinen größeren Gefallen tun.«

Wir ließen uns überreden und blieben noch eine Weile. Adolf Hitler machte es uns leicht, ins Gespräch zu kommen. Er fragte nach vielen Einzelheiten des Weimarer Theaters, das er im Laufe der vergangenen Jahre schon häufig besucht hatte, und erzählte von seinen eindrucksvollen Erlebnissen in Weimars Oper und Schauspiel. Seine Neigung für Oper und Konzert überwog ganz offenbar sein Schauspielinteresse. Aber die Eindrücke, die er als junger Mensch im Wiener Burgtheater, der seinerzeit besten Schauspielbühne Europas, gewonnen hatte, und die Weise, wie er von den klassischen Dramen und den Wiener Aufführungen sprach, offenbarten auch für diese Sparte einen musischen Menschen mit einem ausgesprochenen Kontakt zu allem, was Bühne heißt. Auch für Bühnenbild und Bühnentechnik schien er sich stark zu interessieren. Natürlich fragte er mich und meine Freundin nach unseren letzten Rollen. Als ich ihm berichtete, daß ich demnächst die Solveig in Ibsens »Per Gynt« spielen würde – die Proben hatten gerade begonnen –, war er von dem Gedanken ganz bewegt, daß dieses relativ selten gespielte Werk jetzt in Weimar eine Neuinszenierung erführe: »Ich habe es durch meinen leider zu früh verstorbenen Münchner Freund Dietrich Eckardt kennen – und lieben – gelernt. Dietrich Eckardt hat eine gelungene freie Versübersetzung des Dramas geschaffen, die übrigens an verschiedenen Bühnen gespielt wird. Eine formvollendete Nachdichtung!« – Ich bedauerte, daß ich diese Übersetzung noch nicht kannte; wir spielten in Weimar die bei Reclam erschienene Fassung von Lange. Dann kam Hitler auf die »Peer Gynt«-Musik zu sprechen: »Die Musik Eduard Griegs halte ich übrigens für eine der schönsten Schauspielmusiken überhaupt. Grieg hat hier eine wundervolle Übereinstimmung von der norwegischen Natur und den dichterischen Vorgängen erreicht.« Nach einer Weile: »Wie gerne sähe ich Sie in der Rolle der Solveig!«

Natürlich freute es mich besonders, daß Hitler gerade zu diesem Drama eine so starke Beziehung hatte. Die Unterhaltung wurde jetzt immer lebhafter. – Noch viele Jahre später ist Hitler mehrmals auf das »Peer Gynt«-Thema zu sprechen gekommen.

Da Hitler immer stärkeres Bedürfnis zeigte, mit uns vom Theater zu plaudern, gab ich einige heitere Vorkommnisse an unserer Bühne zum besten. Ich erzählte ihm von einem älteren Kollegen, unserem ausgezeichneten Charakterhelden, dessen Gehör mehr und mehr nachließ, so daß er die Souffleuse kaum noch verstand und mir deshalb besonders dankbar war, wenn ich ihm als seine Partnerin seinen Text soufflierte, den ich mitgelernt hatte. Eines Abends auf der Szene war er wieder so dankerfüllt, daß er mir meine ihm zugeflüsterten Worte mit einem lauten »Vielen Dank!« quittierte, ehe er seinen Text weitersprach! – Hitler mußte Tränen lachen, auch über das folgende kleine Vorkommnis während der Generalprobe zu Schillers »Räuber«: an jenem Abend sollte, wie jedes Jahr, die Festaufführung für die historische »Räuberfahrt« der Jenaer Burschenschaften nach Weimar stattfinden. Ein ganz junger, leichtbeschwingter Student, offensichtlich vom ausgiebigen Frühschoppen kommend, hatte sich aus reiner Theaterbegeisterung auf die Bühne geschlichen, wo eifrig geprobt wurde, stand plötzlich unter den verdutzten Schauspielern und fragte treuherzig und gottesfürchtig, ob er nicht mitspielen könnte. Ein sehr seriöser Schauspieler, der wenig Spaß verstand, ging auf diesen Scherz nicht ein und blaffte den harmlosen Jüngling unbarmherzig an: »Was denken Sie sich eigentlich? Wir haben hier doch keine *Schmiere!*« Da meinte der rührende Knabe aus Jena: »Ach, das wäre ja nicht so schlimm, ich brauch' ja nur ein bißchen fürs Gesicht!« –

Nach einer Weile sprachen wir von der Schönheit der Goetheparks, von denen er besonders »Belvedere« liebte. Dahin fuhr er meistens gleich nach seiner Ankunft in Weimar, um dort spazierenzugehen. Da konnte ich nicht umhin, ihm ein kleines Erlebnis aus dem Park zu berichten, das ich erst einige Tage vorher gehabt hatte. Ich kam aus der Generalprobe zu »Torquato Tasso« – ich spielte die Prinzessin. Auf der Wiese vor dem »Römischen Haus« hatte ich mir einen großen Strauß Margariten gepflückt, als mir ein Parkwächter begegnete und vor mir Halt machte: »Aber Fräulein, hier dürfen Sie doch keine Blumen

pflücken! Wer sind Sie denn – –? Sind Sie vielleicht eine Prinzessin?« Worauf ich spontan antwortete: »Ja, *natürlich* bin ich eine Prinzessin!« Da meinte der Gute auf echt Weimarisch: »So, na dann dürfen S'es! Und entschuld'gen se nur!« – Als ich ihm ein »Auf Wiedersehen« zurief, sagte er treuherzig und verschmitzt: »Das wäre ja sehr schön!« Und »die Prinzessin« war ja nicht einmal gelogen! Wie nach diesem Geschichtchen habe ich Hitlers Sinn für Humor und echte volkstümliche Komik auch später noch oft erlebt. –

Hermann Göring begleitete damals Hitler nicht.

*

Es war wenige Wochen später. Ich hatte an dem Vormittag keine Probe. Die erste starke Frühlingssonne trieb mich, eine Frau, die ungern ohne Ziel spazieren geht, zu einem kurzen Gang in den Goethepark. Alle Bänke auf dem südlichen Hang über der Ilm, gegenüber dem Gartenhäuschen, waren von jungen Männern besetzt. Vormittags war ich nur selten durch den Park gegangen und hatte nie am hellichten Morgen so viele untätige junge Menschen gesehen. Einige von ihnen hatten Stöcke und zeichneten Figuren in den Kies. Ich setzte mich zu einer Gruppe und lauschte ihrer Unterhaltung. Es waren Arbeitlose. Durch sie erfuhr ich einmal Näheres darüber, wie groß die Not in Deutschland zu dieser Zeit war. – Seit Jahren hatte ich nur für das Theater gelebt. Von 10 Uhr früh bis gegen 15 Uhr nachmittags dehnten sich sehr oft die Proben aus. Nach dem Essen ging es ans Memorieren der Rollen oder auch zum Anprobieren der Kostüme in die Theaterschneiderei. Um 19 Uhr saß ich in der Garderobe. Von 20 Uhr bis gegen 23 Uhr stand ich auf der Bühne. Bis ich nach Hause kam, war es fast Mitternacht. Bei diesem Zeitplan und meinem Aufgehen im Theaterleben empfand ich wenig Neigung für Politik und Wirtschaft. Das Theater, das ist eine Welt für sich. Und es gibt viele unter uns Schauspielern, die nur in dieser Welt leben und leben wollen. Aber in dieser »Einseitigkeit« steckt dennoch eine farbige Vielseitigkeit, die der

Laie oft unterschätzt. Das bringt schon die so reichhaltige Literatur mit sich, die es im Beruf zu bewältigen gilt.

Die Gespräche mit den jungen Männern im Park hatten mich zu tiefst beeindruckt. Das alles, so sagte ich mir, geschieht um dich herum, ohne daß du eine Ahnung von den Sorgen im breiteren Volke hast. – Ich war ganz verwirrt und ging ein paar Schritte weiter, bis zu einer frei gewordenen Bank, immer in Gedanken an das eben Gehörte. Plötzlich sprach mich jemand an: »Grüß Gott, gnädige Frau! So ernst? Was haben Sie denn? Sie machen ja einen geradezu verzweifelten Eindruck!« Noch ganz benommen, hob ich meinen Kopf und blickte den Fragenden etwas verwundert an. Es war Adolf Hitler. Er setzte sich zu mir, und ich bekannte ihm, was mich seit einer Stunde so bewegte. Seine großen blauen Augen ruhten eine Weile auf mir: »Ich kann Sie beruhigen. Es wird nicht mehr viel Zeit vergehen und wir Nationalsozialisten kommen ans Ruder. Wir werden nicht länger als zwei bis drei Jahre brauchen, dann wird es keinen Arbeitslosen mehr in Deutschland geben.«

»Keinen Arbeitslosen«, durchfuhr es meine Gedanken, »mein Gott, wie schön wäre das!« – Adolf Hitler schwieg eine Weile nachdenklich, bevor er fortfuhr: »Auch möchte ich wiederholen, was ich bei unserer ersten Begegnung schon andeutete, die Theater- und alle Kunstinstitute werden zu einer künstlerischen Blüte gelangen wie nie zuvor.«

Was mag er sich nur unter »künstlerischer Blüte vorstellen? Es gab doch damals so viele fesselnde und künstlerisch hochwertige Aufführungen in allen Theaterstädten. Wenn man nur an die Max Reinhardt-Aufführungen dachte, deren Erfolge auch wieder unserer Theaterkultur im Ausland zu hohem Ansehen verhalfen! – Aber Hitlers Aussage beeindruckte mich tief; auch der Ernst und die Lauterkeit seines Wesens. Auf dem Heimwege beschäftigte mich seine Verheißung immer von neuem: »keine Arbeitslosen!«

So habe ich damals Adolf Hitler kennengelernt, den Volksmann, der sich den Menschen anpaßte und sich ihren vielschichtigen Problemen aufgeschlossen zeigte. Später einmal, nach Jah-

ren des Kriegszustandes, zog ich Vergleiche zwischen dem Adolf Hitler in Weimar und dem Staatsmann. Waren es zwei verschiedene Menschen? –

Wenige Tage später sprach er in unserem Theater vor überfülltem Parkett und vollbesetzten Rängen. – Noch nie in meinem Leben hatte ich eine politische Versammlung besucht. Aber diesmal wollte ich dabei sein. Da ich keinen Platz mehr fand, stellte ich mich mit einigen Kollegen in die Kulissen, konnte aber leider nur Wortfetzen aufnehmen, so daß ich keinen abgerundeten Eindruck gewann. Nur die tosenden Beifallsstürme nach offenbar sehr effektvollen Passagen der Rede sind mir in Erinnerung geblieben. Für solche Momente hat der Mensch der Bühne einen besonderen Nerv. –

Hermann Göring mußte Hitler nach Weimar nachgereist sein. Denn wenige Tage später kam er mit seinem im Ersten Weltkrieg gewonnenen Freund Paul Körner in das Kaiser-Café. Ich erinnerte mich wohl, daß ich beide seinerzeit auf dem Steinschen Besitz Kochberg kennengelernt hatte, bemühte mich aber nicht, über sie näheres zu erfahren. Ich versteckte mich also hinter meinem großen »Hamburger Fremdenblatt« und hoffte, unbemerkt zu bleiben. Gleich darauf kam meine Freundin. Ich konnte ihr nur noch zuflüstern: »Du, ist das Göring oder Goebbels?« Worauf sie mir ganz fassungslos zuraunte: »Göring natürlich. Du hast ihn doch in Kochberg kennengelernt.« – Da stand auch schon Hermann Göring an unserem Tisch und bat, sich mit seinem Freund Körner zu uns setzen zu dürfen. Wir unterhielten uns nur kurz. Als ich ihm bedeutete, daß mich meine Freundin zu einem Spaziergang überredet hätte, fragte Göring, ob er mit von der Partie sein dürfte. Und wir prominierten zu viert fast zwei Stunden im Park. Mit dem Ergebnis – – daß ich zum ersten Mal in meinem Leben meine Rollen, das Theater und alles vergaß. Aufmerksam lauschte ich Hermann Görings Erzählungen und spürte, wie sehr er mich gefangennahm. Seine Gedanken waren plötzlich bei seiner verstorbenen Frau. Er sprach von ihr. Er tat es mit so unendlicher Liebe und einer so tiefen Trauer, daß ich ihn mit jedem Wort lieber ge-

wann. Ich konnte alles um so mehr nachfühlen, als ich gerade meine Mutter in Hamburg verloren hatte, mit der mich eine innige Liebe verband. Unsere beiden Begleiter brachten uns zum Theater, wo meine Freundin und ich eine Abendprobe hatten. In der Garderobe angelangt, umarmte ich sie: »Weißt Du, ich bin ganz glücklich, nach langen Jahren einen Mann kennengelernt zu haben, der meiner Vorstellungswelt entspricht. Es ist mir, als kennte ich ihn schon lange«. Meine Freundin sah mich etwas verdutzt an. Solche Gefühlsregungen war sie von mir, trotz jahrelanger Freundschaft, nicht gewohnt. Ganz spontan fragte sie mich: »Könntest Du Dich in diesen Mann verlieben?« Und ich antwortete glücklich: »Vielleicht!« – Ich wußte gar nicht, wie sehr ich seine Wesensart schon liebgewonnen hatte. – –

*

Und nun kam das ganz große Glück auf mich zu, und ich bin heute noch unendlich froh, daß ich diese Zeit so bewußt erlebt habe.

Zunächst hörte ich nichts mehr von Hermann Göring. Vielleicht kam mir die Zeit auch nur so lange vor. Es mochten zwei Wochen vergangen sein, da erhielt ich von ihm ein Telegramm aus Capri des Inhalts, daß er immer an mich denken müßte und daß er bald nach Weimar käme, um mich wiederzusehen. Wenige Tage später rief er unmittelbar nach seinem Grenzübertritt an, um sich zu vergewissern, daß ich auch wirklich in Weimar sei und nicht gerade auswärts spielte. Wir verabredeten uns. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch in Weimar eine Rede halten. Seine Versammlung war schon plakatiert. Zwar hatte ich an diesem Tag einen spielfreien Abend, ging aber doch nicht hin. Hermann Göring hatte auf mich einen so starken menschlichen Eindruck gemacht, daß ich jetzt befürchtete, der Politiker und Redner Göring könnte diesen Eindruck wieder zerstören. Erst nach der Versammlung trafen wir uns im »Goldenen Adler«. Er brachte Paul Körner mit. Mich begleitete meine Freundin. Dieser Abend war natürlich entsetzlich aufregend. Ich fühlte genau, daß die kommenden Stunden einen Umschwung in mei-

nem Leben bringen würden. Nur meine Freundin tat mir leid. Ich glaube, ich habe mich zu Hause wie ein Backfisch benommen, der ich ja nun wirklich nicht mehr war. Dreimal zog ich mich um. Das eine der Kleider war mir zu elegant, das andere zu einfach. Dann entschloß ich mich für ein Kostüm mit Hemdbluse. Wie ich später einmal erfuhr, war ausgerechnet *das* die einzige Kleidung, die Göring bei einer Frau nicht ausstehen konnte. An diesem Abend hat er gewiß nicht auf sie geachtet. Wie er mir später bekannte, war er ebenso aufgeregt gewesen wie ich. Den Nachhauseweg trat ich mit Hermann Göring allein an. Es war nur ein kurzer Weg, aber auf ihm entschied sich mein zukünftiges Leben.

*

Als ich das erste Mal nach Berlin fuhr, gab er an dem gleichen Abend eine große Gesellschaft. Seine Berliner Wohnung war sehr geschmackvoll eingerichtet. Er hatte große schwere Möbel, aber weder im barocken noch im allzu modernen Stil; eine Einrichtung freilich, die zu dieser Zeit etwas über seine Verhältnisse ging. Er gestand mir, daß ein großer Teil seiner Einnahmen und seines Vermögens von Beleidigungsprozessen verschlungen würde, von Beleidigungsprozessen, in die er verwikkelt war, weil er in seinem politischen Leben seine Gegner sehr scharf zu attackieren pflegte. Ein ungewöhnlicher Mensch. Ein Mann, der mit seiner markanten Stimme die Massen begeistern konnte. Ein Mann mit einem unbeugsamen Willen, der die Idee Adolf Hitlers aus tiefstem Herzen, ohne Rücksicht auf seine eigenen Kräfte, verfocht. Ein preußischer Offizier, wie er im Buche steht. Kräftig, von kerzengerader Haltung, mit einem stählernen Blick. Und dann wieder, im Gegensatz dazu, der Mann, der an seiner verstorbenen Frau mit einer überwältigenden Liebe, mit soviel Zartgefühl und Weichheit hing, was man bei ihm nicht vermutete.

Ein Zimmer seiner Wohnung hatte er ganz dem Gedenken an Carin gewidmet. Es war ein etwas unheimlicher Raum. Ihr

Harmonium stand darin. Hunderte von kleinen Gegenständen, die an sie erinnerten, waren wie in einem Museum ausgelegt. Von jeder Wand blickte sie mit ihren schönen Augen aus kostbaren Rahmen. Täglich wurde an frische Blumen gedacht. Ein Zimmer, das ganz und gar Carins Erinnerung galt. Josef Goebbels, der Gauleiter von Berlin und leitende Kopf der Propaganda, hat in jenen Tagen Hermann Göring einmal »den Soldaten mit dem Kinderherzen« genannt. Daran war sehr viel Wahres. Aber es traf natürlich nicht die ganze Persönlichkeit Görings. Es war sehr viel mehr in ihm. So viel mehr, daß ich es erst nach und nach erkennen sollte.

Damals, am ersten Abend in seiner Wohnung, erlebte ich ihn als charmanten und ritterlichen Gastgeber. Aber auch als einen Mann, der in jeder Situation das richtige Wort fand. Vieles bei ihm erinnerte mich an mein Elternhaus in Hamburg. Auch wir hatten häufig Gäste gehabt, und wir Kinder waren sozusagen unter Gästen groß geworden. Doch Göring war kein hanseatischer Kaufmann. Bei ihm ging es unkonventioneller zu. Freier, kameradschaftlicher. Das ist vielleicht das richtige Wort. Aber nicht im Sinne einer »Kumpanei« mit entsprechender Lautstärke, sondern im Sinne einer echten inneren Zusammengehörigkeit ehemaliger Fliegerkameraden. – Im Gegensatz dazu wunderte ich mich, wie schwer diesen Männern das vertrauliche Du von den Lippen kam. Sie waren doch eine verschworene Gemeinschaft, waren Soldaten im gleichen Kriege, waren gemeinsamen Härten ausgesetzt gewesen. Von Hitler erzählte man sich, daß er sich mit Hauptmann Röhm, dem Mitstreiter der Kampfzeit, als einzigen duzte.

Von den Gästen des ersten Abends sind mir am stärksten Prinz Philipp von Hessen, ein Neffe Kaiser Wilhelms II., und sein Bruder, Prinz Christoph, sowie dessen blutjunge Frau, Prinzessin Sophie, in lebhafter Erinnerung. Drei Menschen, die Hermann besonders schätzte. Die Prinzessin erzählte mir damals von den schweren Jahren, die sie als Verwandte des Griechischen Königshauses durchgemacht hatte. Und zum Schluß kam es ganz besorgt über ihre Lippen: »Was wird nur einmal aus meinem

Hermann Göring als Oberleutnant der Fliegertruppe im 1. Weltkrieg

Hermann Göring mit seiner Maschine im Jahre 1917

Hermann Göring vor 1933

kleinen Bruder werden?!« – – Nun, dieser kleine Bruder, auch ein Prinz Philipp, ist inzwischen der Gatte der Englischen Königin Elisabeth geworden! – Das Schicksal hat es gut mit ihm gemeint.

Prinz Philipp von Hessen, der zuerst genannte, war später sehr häufig Gast bei uns, ein Mann, dessen Gegenwart Hermann und mir stets wohlgetan hat.

Es gab über die Verbindung von meinem Mann zu dem Hochadel vielfach irrige Auffassungen. Wenn Hermann gerne den Umgang mit den Vertretern des Hochadels suchte, so geschah es gewiß nicht aus einem Renommierbedürfnis. Im Grunde seines Herzens war er ein deutsch-preußischer Konservativer, eine adlige Natur aus altem Stamm, und hatte also einen inneren Kontakt zu Männern alteingesessener Familien, nicht zuletzt, weil er, der kommende und geborene Reichsjägermeister, unter diesen auch erfahrene Jäger fand, die seine Jagdliebe teilten. Hermann Göring wollte ja keine »Revolution der Straße«, sondern suchte den Weg zu den Besten des breiten Volkes. Er wollte ein Stück vom alten Geist der Monarchie, ein Stück Preußen in die neue Zeit der nationalsozialistischen Bewegung hinüberretten. – Als Soldat des Ersten Weltkriegs offenbarte er sich als Draufgänger – als Politiker hing er an den Idealen, für die die junge Generation Deutschlands 1914 ins Feld gezogen war. Über diese Dinge sprachen wir nicht, als ich ihn zum ersten Male besuchte. Es dauerte eine Zeitlang, bis ich in Hermanns Gefühls- und Gedankenwelt hineinwuchs. Ich war für ihn von Anfang an die Frau, die es zu behüten galt. Er wollte mich zunächst ganz bewußt aus seinem politischen Leben heraushalten. Das habe ich ihm leicht gemacht, denn so wie er mich sah, so war ich auch. Ich war zuerst Bühnenkünstlerin und war eine Frau. Es kostete mich zunächst Überwindung, wenn ich mich für hochpolitische Themen interessieren mußte, und ich war sehr froh, daß er sich viel lieber mit mir über Theater, Kunst, Bücher und Bilder und über menschliche Beziehungen unterhielt. Ich weiß heute, daß es ein Fehler war, und erinnere mich der Worte einer befreundeten Kollegin, die später in dem Sinne vor der Spruch-

kammer von mir aussagte, daß ich völlig unpolitisch, ja in ihren Augen sogar *verhängnisvoll unpolitisch* gewesen sei! Zweifellos hätte ich mich mehr um die Pläne und Entscheidungen Hermanns kümmern und einen Teil der Verantwortung mitübernehmen sollen. Jedenfalls bin ich nie auf den Gedanken gekommen, daß mein Mann etwas vertreten würde, das unmenschlich oder unwürdig sei. Auf dieses Problem werde ich an anderer Stelle genauer eingehen. –

Spät an jenem Abend kam Adolf Hitler noch auf einen Sprung vorbei, wie er es öfters tat. Er schien sich aufrichtig zu freuen, mich zu sehen, und wir erinnerten uns an unsere allererste Begegnung in dem Weimarer Café und später an der Bank im Goethe-Park. Er besaß einen so ursprünglichen Humor und konnte in jenen Jahren noch voll echter Fröhlichkeit und Herzlichkeit sein. Um so tragischer mutete mich im Laufe der Zeit die Veränderung seines Wesens an. Natürlich war auch die Überbelastung durch sein schweres Amt eine der Ursachen.

Von den hochgradig politischen Spannungen, in denen Hitler ein Jahr vor seiner Machtergreifung lebte, war ihm bei privaten Zusammenkünften so gut wie nichts anzumerken. Ich erinnere mich noch genau, daß er in der Woche, in der er vor Generalfeldmarschall von Hindenburg das Angebot des Vizekanzleramtes mit einem entschiedenen Nein ablehnte, dennoch in den gleichen Tagen dieser denkbar gefährlichen Krise seelenruhig die Münchner Wagnerfestspiele im Prinzregententheater besucht hat, als hätte er schon einen Sieg errungen. Es war damals kein fanatischer Glanz in seinen Augen. Er hatte keinen »dämonischen Blick«. Er faszinierte, weil er bei allem, was er sagte und tat, eine unerhörte Intensität ausstrahlte. Aber da war nichts, was für uns Beschauer »aus dem Rahmen fiel«, nichts, was auf »Besessenheit« schließen ließ. Er wußte, was er wollte, und er war sicher, sein Ziel zu erreichen. Er besaß eben außergewöhnliche Zähigkeit und Beharrlichkeit, die er gerade im Jahre 1932 zu bewähren hatte. Er war zutiefst von seiner Berufung, Deutschland helfen zu *müssen* und helfen zu *können*, durchdrungen. Und in solcher Erkenntnis haben sich Hermann Gö-

ring und die anderen Mitkämpfer und Mitarbeiter des Frontkämpfertums ihm zur Seite und bedingungslos zur Verfügung gestellt.

Hier ein persönlicher Nebengedanke, der aber zu grundsätzlichen Erwägungen führt: Ich wäre damals nie auf die Idee gekommen, daß ich später einmal statt »Herr Hitler« zu ihm »Mein Führer« sagen müßte. Und doch kam es bald so. –

Jene Abendgesellschaft und der kurze Besuch in Berlin endeten übrigens mit einer unvergeßlichen Abschiedsszene.

Hermann brachte mich zum Bahnhof. Er hielt meine Hand, bis der Zug abfuhr, ließ sie auch dann noch nicht los und rannte noch lange neben dem Zug her. Plötzlich, kurz entschlossen, sprang er auf das Trittbrett, schwang sich in den Wagen und fuhr ohne Mantel und Hut mit mir nach Weimar.

An einem der nächsten Abende sah er mich im Deutschen Nationaltheater in Weimar als Clärchen in »Egmont«. Er kam etwas zu spät in die Vorstellung. Als er die Loge betrat, hatte ich gerade die Worte Clärchens zur Mutter zu sprechen: »Ach, ich frage nur, ob er mich liebt« und *ob* er mich liebt, ist das wohl eine Frage?« Die Weimaraner hatten natürlich längst von meiner Freundschaft mit Göring erfahren, und so soll ein mitfühlendes, zustimmendes Raunen durch den Zuschauerraum gegangen sein. –

*

So oft es zeitlich möglich war, sahen wir uns. Hermann machte halsbrecherische Nachtfahrten mit seinem Wagen zwischen Berlin und Weimar. Ab und zu nahm ich auch spät abends nach der Vorstellung den Nachtzug nach Berlin und fuhr nachmittags wieder zurück, um rechtzeitig auf der Bühne zu stehen. – Ich kam mir in jenen Wochen und Monaten wie eine Kerze vor, die man an beiden Enden angezündet hatte. – Die Stunden, in denen wir zusammen waren, verliefen zu rasch. Wir nahmen uns nicht die Zeit, über Politik, über Adolf Hitler zu sprechen. Hermann versicherte mir nur immer wieder, daß der Sieg der NSDAP durch nichts mehr aufzuhalten sei. Ich war froh, ihn so

zuversichtlich und so gläubig zu erleben. Hatte ich doch seit einem Jahr hellwach erfahren, wie angespannt seine Rednertätigkeit im Reich war, wie weit vorne er im Rat der Männer um Hitler stand, aber auch, wie stark er als Reichstagspräsident von allen Seiten, auch vom Auslande, beachtet wurde.

Eine Frau, die liebt, freut sich über den Erfolg des Mannes und belastet ihn nicht mit Fragen. Es genügt ihr, den Mann voll Zuversicht und glücklich zu wissen. –

3. KAPITEL

Der 29. Januar 1933 – Hermann Görings Rolle – Der 30. Januar – Ein Hin und Her zwischen Berlin und Weimar

Es war am Nachmittag des 29. Januar 1933, als sich Hermann Göring bei Adolf Hitler meldete, um diesem stolz zu berichten, daß mit seiner Ernennung zum Reichskanzler nunmehr endgültig zu rechnen sei.

Diesen Besuch beschrieb Josef Goebbels später mit den Worten: »Das ist gewiß Görings schönste Stunde. In jahrelangen aufreibenden Verhandlungen hat Göring dem Führer den Boden diplomatisch und politisch vorbereitet. Seine Umsicht, seine Charakterfestigkeit und seine Treue zum Führer waren echt, stark und bewundernswert, und er hat nie einen Augenblick gezögert. Ebenso bewundernswert war seine Nervenkraft. Ernst und fest ist er seinen Weg gegangen, dem Führer ein unerschütterlich ergebener Schildknappe.«

Ich war nicht unmittelbar Zeuge der letzten Ereignisse vor der Machtübernahme. Ich stand in Weimar auf der Bühne. Auch am Abend des 29. Januar. Hermann Göring rief mich am späten Nachmittag an: »Morgen ist es so weit. Adolf Hitler wird Reichskanzler. Du mußt unbedingt nach Berlin kommen. Ich werde Dir einen Wagen schicken.« Als der Wagen in Weimar ankam, hatte sich die Lage in Berlin schon wieder geändert. General Schleicher plante bekanntlich eine Revolte; die Reichswehr sollte gegen Hitlers Machtergreifung mobil gemacht werden. –

In den Stunden, die der Wagen von Weimar nach Berlin brauchte, verhandelte Hermann mit Gott und der Welt, um die allerletzten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, wie er mir bei meiner Ankunft in Berlin berichtete. Es war schon Nacht, als ich eintraf. Seine Gäste verabschiedeten sich gerade. Wir waren beide todmüde. Über den nächsten Tag sprachen wir so gut wie überhaupt nicht. Hermann bat mich lediglich: »Geh

morgen vormittag zu Adolf Hitler und bringe ihm ein paar Blumen. Er wird sich sicherlich freuen«.

Die Blumen, die ich am nächsten Morgen kaufte, waren die letzten, die zu haben waren. Adjutanten führten mich in das Zimmer Adolf Hitlers im »Kaiserhof«. Der neue Regierungschef stand ernst und still am Fenster. Er schien seiner unmittelbaren Umgebung entrückt zu sein. Ein Betäubter. Langsam wandte er sich mir zu, und mit einer nahezu feierlichen Geste nahm er mir die Blumen aus der Hand. Die Adjutanten hatten alle für ihn abgegebenen Sträuße in einem Nebenzimmer aufgetürmt, von denen ihm noch keiner übergeben worden war. »Es sind die ersten Blumen«, sagte er verhalten, aber herzlich. »Und sie sind die erste Frau, die mir gratuliert. Ich freue mich darüber.« Nach einer längeren Pause, wie abwesend: »Jetzt wird die Welt einsehen, daß ich kein Vizekanzler sein konnte. Wie lange haben mich damals die eigenen Parteigenossen nicht verstanden!« Er sprach es aus, als setzte er ein Selbstgespräch fort, das er vor meinem Besuch begonnen hatte. Eine Weile verharrten wir schweigend. Als ich spürte, daß dieser Mann jetzt allein sein mußte, ging ich leise zur Türe und vernahm noch, wie er murmelte: »Ja, jetzt muß ich mir eine Zeitlang selber überlassen bleiben.« –

Ich sah Hermann erst mittags für einen Augenblick wieder. Er strahlte und war glücklich: »Es ist schon ein merkwürdiger Augenblick, wenn man weiß, daß man es geschafft hat«. Es war keine überschäumende Freude in ihm, keine taumelnde Begeisterung. Seine Gefühle, sein tiefstes Glückerleben spielten sich in seinem Inneren ab.

Mir wurde klar, daß jetzt, nachdem Adolf Hitler Reichskanzler geworden war, Hermanns endgültiger Beruf die Staatspolitik und der Dienst an der Luftwaffe sein würde. Aber ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen sollte. An jenem Nachmittag habe ich mich gefragt, ob ich ihm nicht vielleicht meilenweit aus dem Wege gegangen wäre, wenn ich geahnt hätte, zu welcher Stellung er aufstiege. Auf diese Frage aber wußte ich nur *eine* Antwort: »Ich liebe ihn«.

Hermann sprach mit mir kurz über den Fackelzug am Abend. Ich sollte ihn mir natürlich ansehen. Er hatte im »Kaiserhof« ein Zimmer für mich reserviert, von wo ich das Schauspiel verfolgen konnte. Ganz sicher schien Hermann der ungeteilten Meinung und Stimmung der Massen aber nicht zu sein. Er gab mir einen Revolver mit der Bemerkung: »Hier nimm das mal, falls etwas passieren sollte.«

Für mich, die ich noch nie in meinem Leben eine Waffe in der Hand gehabt hatte, trug dieser Revolver nun ganz gewiß nicht zur Beruhigung bei. Ich hatte mehr Angst vor ihm als vor den Gefahren, die uns vielleicht drohten, und schob ihn erschrocken in meinen Muff, um ihn bei der nächsten Gelegenheit unserer guten Cilly zu übergeben, die mit mir zum »Kaiserhof« fuhr.

Um siebzehn Uhr sah ich das neue Reichskabinett zum ersten Mal. Jetzt saß nicht mehr der Hauptmann Göring neben Adolf Hitler, sondern der General Göring, der zum Preußischen Ministerpräsidenten ernannt worden war. Eine maßgebende Führerpersönlichkeit des Reiches – – –.

Plötzlich hörten wir von weitem Trommeln und Gesang der ersten SA-Kolonnen, die sich zum großen Fackelzug formiert hatten. Dieser Fackelzug wurde zu einem unvergeßlichen, gigantischen Schauspiel. Am Fenster der alten Reichskanzlei stand der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg. Wie man mir später berichtete, hat er zu seiner Umgebung gesagt: »Wenn ich gewußt hätte, daß das Volk so darauf wartete, ich hätte Adolf Hitler früher Kanzler werden lassen.« Ein spontanes Wort, das des greisen Präsidenten völlige Überraschung ausdrückt.

Hitler stand zur gleichen Stunde mit Hermann Göring und Rudolf Heß an einem anderen Fenster der Reichskanzlei. In dem Haus, in dem von nun an Deutschlands Geschicke geschmiedet werden sollten.

Ich hatte keinerlei böse Ahnungen an diesem Abend. Es war aber auch nicht so, daß ich von einer wilden Begeisterung gepackt gewesen wäre. Ich freute mich natürlich über Hermanns Erfolg. Er hatte ein großes Ziel erreicht, und mit ihm der Kreis seiner Freunde. Sie standen jetzt alle da, wohin sie gewollt hat-

ten. Unter der Mitwirkung eines Mannes wie Hermann, so dachte ich bei mir, kann ja auch kein Unheil geschehen. Es wird schon alles gut werden. »Brot und Arbeit für den Volksgenossen! Freiheit und Ehre für die Nation.« Mit diesen Worten hatte er seine Rede vom 30. Januar 1933 beendet. Und ich glaubte felsenfest daran, daß sie sich erfüllen würden.

Von Hermann Göring kam viele Stunden lang keine Nachricht. Er feierte den Sieg der Partei bei Prinz August Wilhelm von Preußen, dem dritten Kaisersohn, der um Mitternacht Geburtstag hatte. »Auwi«, wie wir den Prinzen alle nannten, war ein begeisterter Anhänger der neuen Bewegung und schon seit längerer Zeit Höherer SA-Führer. Ich habe ihn stets als eine sehr sympathische Persönlichkeit empfunden, die sich dank ihres natürlichen und kameradschaftlichen Wesens beim einfachen SA-Mann größter Beliebtheit erfreute. – Er verstand sich mit Göring ausgezeichnet. In jener Zeit waren die Bande zwischen den Nationalsozialisten und dem Hause Hohenzollern noch recht eng. Der deutsche Kronprinz dachte an eine Wiedererrichtung der deutschen Monarchie, und Adolf Hitler redete ihm diese Hoffnung zunächst nicht aus. Er hatte ja in den vergangenen Jahren zu verschiedenen Persönlichkeiten über die monarchische Staatsform, auch über den Begriff eines Wahlkaisertums gesprochen, wenn auch nicht ohne Vorbehalt und starker Skepsis. Er sah wohl zu deutlich die Dekadenz einiger Fürstenhäuser und überhaupt die Problematik der Erbfolge in den Dynastien. Die Frage blieb aber vorläufig offen. Für mich bedeutete diese wenn auch lose Verbindung mit dem Hause Hohenzollern eine gewisse Gewähr dafür, daß hier etwas Solides entstünde, daß hier etwas auf historischem Fundament weitergebaut würde. Als Tochter einer konservativ ausgerichteten norddeutschen Familie empfand ich große Sympathien für die Monarchie. Ich konnte sie nicht verstandesmäßig begründen, vielmehr die Ereignisse nur rein gefühlsmäßig beurteilen.

Zu Wilhelm II., dem letzten Kaiser, schufen der deutsche Kronprinz und sein Bruder August Wilhelm eine Verbindung, durch die der kaiserliche Vater über die letzten politischen Er-

eignisse und Adolf Hitlers Vorgehen auf dem laufenden gehalten wurde. Mehrfach hatte der Kaiser, der sich sehr genau unterrichten ließ, lebhaftes Interesse an der neuen Bewegung geäußert. Auch von der Mitwirkung seines Sohnes August Wilhelm wußte er. Schließlich hatte der Kronprinz im Jahre 1932 einen Besuch Hermann Görings in Schloß Doorn vermittelt. Kannte er doch den »Pour-le-Mérite«-Träger und Fliegerhauptmann Hermann Göring persönlich von dem Tage des Ersten Weltkriegs her, an dem er ihm den Orden Pour-le-Mérite überreicht hatte. Hermann hat mir mehrmals von diesem Besuch beim Kaiser berichtet, der sich sehr aufgeschlossen und von der liebenswürdigsten Seite gezeigt habe. Es blieb dem Gast freilich nicht erspart, an der kaiserlichen Frühgymnastik, nämlich am Holzspalten im Schloßpark, teilzunehmen.

*

Selbstverständlich mußten einem die großen Ereignisse des 30. Januar Bewunderung abgewinnen. Nur sehr starke Leistungen konnten zu einem solchen Ergebnis geführt haben. Und so beglückwünschte ich Hermann sehr herzlich, als er spät in der Nacht zurückkam. Aber schon wenige Minuten später mußte ich ihm sagen: »Du, Hermann, so schmerzlich es ist, ich muß in aller Herrgottsfrühe zurück nach Weimar.« – Das schien er einfach nicht glauben zu wollen: »An einem solchen Tage willst Du nach Weimar?«, kam es entsetzt. »Es hilft nichts«, antwortete ich, »wir haben eine »Faust«-Probe. Da kann ich ja als Gretchen nicht gut fehlen.« – »Proben, was heißt denn proben? Du hast das Gretchen doch schon so oft gespielt! Kannst Du es denn immer noch nicht?« meinte er in einer Mischung von Scherz und Ernst. Ich mußte herzlich lachen und versuchte ihm zu erklären, daß eine Rolle etwas anderes sei, als eine Reichstagsrede. Die Partner brauchten mich auf der Probe, wie ich die Partner. Außerdem ging es um eine Neuinszenierung. Der Abschied fiel schwer wie immer. Gewiß konnten dieses Wirken in Weimar und die besuchsweisen Begegnungen mit ihm in Berlin keine Dauerlösung

darstellen. Aber was sollte ich tun? Ich war Schauspielerin, die ihren Beruf als echte Berufung ansah, und brauchte daher die Freiheit, mein eigenes Leben führen zu können. Von der Bühne einfach abzutreten, das kam mir zunächst nicht in den Sinn.

Die Verbindung zu Hermann hatte sich in den Kollegenkreisen herumgesprochen. In Weimar wurde ich von den Mitgliedern des Ensembles zu den Ereignissen des 30. Januar beglückwünscht, als ob die Machtergreifung ein persönlicher Erfolg für mich gewesen wäre. Ich lachte nur und sagte: »Glückwünsche für Adolf Hitler bitte an die Reichskanzlei in Berlin!«

4. KAPITEL

Als Bühnenkünstlerin ferne aller Politik – Der Reichstagsbrand – Irischer Gesandter tritt für Wahrheit über Göring ein – Hitler lehnte Byzantinismus ab

Wenige Wochen später hielt ich mich für ein paar Tage wieder in der Reichshauptstadt auf. Hermann war gerade Preußischer Ministerpräsident geworden. Darüber hinaus hatte ihn Adolf Hitler zum General der Luftwaffe befördert. Innerhalb kürzester Zeit wurden ihm noch weitere Ämter und ungezählte Aufgaben übertragen. Als er 1932 zum Reichstagspräsidenten aufgerückt war, hatte er ein Dienstzimmer im Reichstag bezogen. Es war geschmacklos eingerichtet. Hermann bat mich, ihm zu helfen, dem Raum eine persönlichere Note zu geben. Es hatte ihm sehr viel daran gelegen, sich im Reichstag so gut wie möglich einzurichten, wie es ihm überhaupt eine besondere Freude machte, alles nett und stilvoll um sich herum zu sehen. Er wollte kein nüchternes Büro, sondern ein ihm vertrautes Arbeitsmilieu. Aus seiner Wohnung hatte er die zwei Gobelins mitgenommen, die ihm sein Vater vererbt hatte, und an denen er besonders hing; außerdem seinen schönen alten Schreibtisch, einen wuchtigen großen Sessel und die Familienbilder, die er liebte.

Immer, wenn ich ihn von Weimar aus besuchte, wußte ich ihn an der Arbeit. Er nahm natürlich seine neuen Ämter sehr ernst. Es waren deren bald mehr als genug. Er übernahm zunächst noch das Luftfahrtministerium, wurde bald darauf zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe und außerdem zum Reichsjägermeister ernannt. Der größte Teil seiner Zeit aber galt den Aufgaben, die der erste Vierjahresplan an ihn als Hauptverantwortlichen stellte.

Irgend etwas hatte sich seit dem 30. Januar 1933, dem Tag der Machtübernahme, in ihm verändert. Bisher, in der politi-

schen Opposition, schien er mir unbekümmerter gewesen zu sein. Jetzt hatten er und seine Parteifreunde die Macht in den Händen, und es mag gewiß nicht einfach gewesen sein, von heute auf morgen mit der neuen Lage fertig zu werden. Öfter als sonst sah ich ihn, ganz in Gedanken versunken, nachgrübeln. Bei seinen Gesellschaften wurde nicht mehr so viel gelacht wie früher. Die Diskussionen waren ernst, und ich kann nicht sagen, daß sie deshalb reizvoller gewesen wären. Die Hohe Politik, das war eine so neue Welt für mich, so kompliziert, so verwirrend, daß ich zunächst nicht den Mut fand, in sie vorzudringen. Die neuen Aufgaben fesselten Hermann und füllten ihn ganz aus. Und ich – hatte ich nicht meine eigene Aufgabe? Meine eigene Erfüllung? Ich hatte die Bühne, und das war meine Welt, in der ich aufging. Für mich gab es in der ersten Zeit keine tiefere Veranlassung, an der mir fremden politischen Welt teilzunehmen, mich in sie hineinzudrängen. Für mich war Hermann Göring der Mann, den ich liebte. Sein Wirkungskreis ging in meinen Augen nur Männer an. Und dennoch wird man, ob man will oder nicht, in den Wirkungskreis eines Menschen einbezogen, dem man innerlich so stark verbunden ist. Eines Tages mußten doch die Ereignisse, die ihn bewegten, ja auch mich berühren. Doch für eine Rolle in der Weltgeschichte war ich zu jener Zeit alles andere als präpariert. Ich vermochte nicht zu unterscheiden, was wichtig und was unwichtig war, was Erschütterung bedeutete und was sich nur als eine vorüberziehende Wolke erwies. Ich konnte den Kern der Ereignisse nicht so rasch begreifen.

Da kam jene Nacht des Reichstagsbrandes, die Nacht zum 28. Februar 1933.

Ich war in Weimar gerade vom Theater nach Hause gekommen, als mich Hermanns Anruf erreichte. Er war erregt, wie ich ihn noch nie zuvor erlebt hatte. Aus seinen ersten Sätzen konnte ich nur mühsam heraus hören, was geschehen war. Was es für ihn, was es für die neue Regierung bedeutete, darüber war ich mir nicht klar. – Ich flehte ihn an, sich nicht unnötig in Gefahr zu bringen. Die erste Reaktion einer Frau! Ich weiß nicht, ob Hermann mehr von mir erwartet hatte. Als er im weiteren Ver-

lauf des Gesprächs ruhiger wurde, fragte ich ihn, ob er denn schon wisse, wie es zu dem Brand gekommen sei. »Nein«, sagte er ziemlich verzweifelt, »wir wissen alle noch gar nichts, vermuten aber Sabotage«. – Dann war es wieder still in der Leitung. – »Woran denkst du?« fragte ich. – »Ach, an etwas ganz Persönliches: an meine Sachen«, antwortete er. »Die Familienbilder! Warum habe ich ausgerechnet die kostbaren Dinge dort hin gebracht, die mir so lieb sind!«

Noch oft habe ich an dieses nächtliche Telefongespräch denken müssen, als mir später Gerüchte zu Ohren kamen, nach denen die Nationalsozialistische Partei selbst den Brand gelegt haben und Hermann dabei mitgewirkt haben sollte! Diese wahrhaft unsinnigen Gerüchte werden noch heute, obwohl sämtliche gerichtlichen Untersuchungen damals wie nach dem Krieg erhärtet haben, daß Sabotage durch die Kommunisten vorgelegen hat, immer aufs neue böswilligerweise genährt. All diesem feindseligen Klatsch möchte ich nur ein Argument entgegensetzen: ich kannte Hermann. Seiner Natur konnte kein Mensch eine derartige Handlung von List und Tücke unterstellen. Außerdem aber wußte ich, wie sehr er an den kostbaren Stücken hing, die beim Brand vernichtet wurden. Ich glaube, auf alles andere hätte er eher verzichtet, als gerade auf diese ganz persönlichen Gegenstände. Gewiß ist dies weiter nichts als das naiv und primitiv anmutende Argument einer Frau. Es sind jedenfalls keine Argumente und Indizien, die der Jurist ernst nimmt. Aber für mich ist diese meine Aussage eine Gewißheit. Ich kann niemanden zwingen, sich von meinem Glauben überzeugen zu lassen.

Ein unverdächtiges Entlastungsmaterial für Hermann Göring und die Regierung bietet ein Kapitel in dem Buch »Hermann Göring« aus der Feder des früheren Irischen Gesandten Charles *Bewley* (deutsche Ausgabe in der »Göttinger Verlagsanstalt« erschienen), der die Anschuldigungen gegen Göring entschieden zurückweist und mit aller Deutlichkeit klar macht, daß der Brand von der Regierung mit Recht als Fanal und Signal für eine hundertfach durch kommunistische Flugblätter angekündigte bewaffnete Revolte der Kommunisten zu einem allgemei-

nen Aufstand angesehen werden mußte. Die von Generalfeldmarschall von Hindenburg unterzeichnete Notverordnung war nach Charles Bewleys Auffassung in jenen Tagen staatspolitisch in jeder Beziehung gerechtfertigt.

Oder genügte es nicht, daß neben den zahllosen, die Massen aufputschenden kommunistischen Zeitungen Berlins im Februar 1933, die zur Mobilisierung der proletarischen Einheiten aufriefen, ein von Charles Bewley wörtlich zitierter Aufruf des Rotfrontkämpferbundes vom 21. Februar mit folgendem Wortlaut erschienen war:

»Wir geloben, alle unsere Kräfte einzusetzen zum Schutze der Sowjetunion, zum Schutze des revolutionären Proletariats in Deutschland! Jeder Kamerad ist bereit, die uns gestellten Aufgaben mit revolutionärem Elan siegreich durchzuführen. Entwaffnet gemeinsam mit den Jungproleten die SA- und SS-banden! Schützt euer Leben und das Leben eurer Klassenbrüder! Organisiert Patrouillendienst in den Arbeiterstraßen! Jedes Haus eine rote Kaserne, in jeder Arbeiterstraße eine Fünfer-Gruppe! Jeder wehrhafte Jungprolet ein roter Soldat! Jeder Kamerad ein Kommandeur der kommenden roten Armee! Das ist der Schwur an die roten Soldaten der Sowjetunion. Unser Kampfesmut ist nicht mit Maschinengewehren oder Pistolenläufen oder mit dem Zuchthaus zu brechen. Wir sind die Herren von morgen!« Der irische Autor des in allen Teilen sehr gründlichen Buches weiß genau, warum er dieses Zitat in seine Arbeit aufgenommen hat. Es stellt der Welt noch einmal die Gefahr vor Augen, die von Osten her droht und einst Adolf Hitlers Bewegung auf den Plan gerufen hatte.

Daß Hermann Göring, der in diesen ersten Monaten das Preußische Innenministerium kommissarisch mit übernommen hatte und somit die Verantwortung trug, der keimenden Revolte zuvorzukommen und Gegenmaßnahmen anzuordnen verpflichtet war, versteht sich von selbst, hat aber viele bürgerliche Kreise des Inlandes und des deutschfeindlichen Auslandes gegen den damaligen »bösen Polizeiminister« eingenommen. So ist es nicht verwunderlich gewesen, daß die Links- und Mittelpresse

der Welt an dem verleumderischen Klatsch hartnäckig festhielt, Göring selbst habe den Reichstagsbrand inszeniert, um recht schnell ein Machtmittel gegen die Kommunisten und freie Hand für eine radikale Bekämpfung des innerdeutschen Feindes zu erhalten. Es ist traurig genug, daß man als Deutscher alle sich bis zum heutigen Tag als Zweifler äußernden Menschen auf die sehr sachlichen und vernünftigen Ausführungen eines Ausländers, eines immerhin hohen Diplomaten, hinweisen muß.

Möge das schlichte und gerade Wort Görings vor dem Nürnberger Tribunal als Schlußwort unter diese widerwärtige Affaire gelten: »Sie müssen die Überzeugung gewonnen haben, daß ich im Angesicht meines Todes nicht zu Lügen meine Zuflucht nehme. So versichere ich Ihnen, daß ich mit dem Reichstagsbrand nicht das geringste zu schaffen habe.«

*

Noch oft sollte ich im Laufe der nächsten Jahre vor ähnliche Situationen gestellt werden. Situationen, in denen man Hermann eine Schuld aufbürdete, von der ich wußte, daß er sie unmöglich auf sich geladen haben könnte. Und zwar deshalb, weil ich ihn besser als jeder andere kannte. Natürlich lernte ich bald auch seine Fehler kennen. Einer seiner größten wurde mir kurz vor dem Krieg, lange nach unserer Hochzeit, deutlich. Ein Fehler, den auch zahlreiche Außenseiter in Hitlers Umgebung zu entdecken geglaubt haben. – Nach einem Besuch bei Adolf Hitler fragte mich einmal eine meiner Nichten, warum denn ihr geliebter und verehrter »Onkel Hermann« zu allem, was Hitler behauptete oder vorschlug, »ja« sagte, obwohl man das deutliche Gefühl habe, daß »Onkel Hermann« der Ansicht Hitlers gerne seine eigene entgegengesetzt hätte; warum er alles als gegeben und richtig hinnehme, was Hitler sage. – Diese Beobachtung war bei oberflächlicher Betrachtung nicht ganz von der Hand zu weisen. Das widerspruchslose »Ja«-Sagen war etwas, was auch ich nur schwer begreifen konnte. Beide Männer waren zusammen an die Macht gekommen, warum hörten sie nicht noch mehr aufeinander? Es schien, als ließ sich mit Adolf Hitler nur

schwer diskutieren. Hermann hatte darüber natürlich eine andere Ansicht; er sah das Problem von einer anderen Warte: »Für einen Außenstehenden ist das gewiß schwer zu verstehen, aber Adolf Hitler ist nun einmal der Führer. Die Partei, das ist sein schöpferisches Werk. Das neue Deutschland ist es auch. Er als einziger verkörpert die Idee. Wir können ihm nur folgen und ihm bei seiner Arbeit helfen. –« – Nach einer Weile: »Übrigens bitte ich Dich herzlich, den Führer künftig nicht mehr mit »Herr Hitler« anzureden, sondern mit »mein Führer«. – Als ich Hermann fragte, wer das bestimmt hätte, entgegnete er, daß Hitler selbst die Weisung gegeben habe. Eine spätere Lesart lautete dahin, daß es vielleicht Rudolf Heß gewesen sei, der diese Anrede vorgeschlagen und durchgesetzt habe. Dies scheint auch glaubhafter, da z. B. einwandfrei feststeht, daß Hitler in einem ganz ähnlichen Fall, nämlich bei der Suche nach einem Namen für die NS-Jugend, die Bezeichnung »Hitlerjugend« zuerst abgelehnt und sich erst sehr spät entschlossen hat, ihn zuzulassen. Er war jeder Art von Byzantinismus abhold, mußte aber notgedrungen nach neuen Formen des politischen Verkehrs suchen. Den Gauleitern passierte es übrigens in der ersten Zeit öfters, daß sie sich bei der Begrüßung Adolf Hitlers versprachen und statt »Heil, mein Führer« in der Aufregung »Heil Hitler, mein Führer« sagten. Hitler quittierte das gewöhnlich mit einem Lächeln. Wenn wir Frauen aber gelegentlich »Grüß Gott, Herr Hitler« sagten, dann dankte er prompt mit einem »Grüß Gott«. Da gab es also keinerlei peinliche Situationen, wie später so oft unterstellt wurde. Auf die Namensgebung der »Hitlerjugend« ist er schließlich nur deshalb eingegangen, weil ihm führende Männer der Jugendorganisation darlegten, wie wichtig es sei, die Jugend nicht nur auf eine »Theorie« auszurichten, sondern auf eine »schöpferische Persönlichkeit«. Ein solcher Grundsatz war gerade in Deutschland, wo schöpferische Genialität in der Geschichte oft verkannt worden ist, gewiß nicht zu verwerfen. – Daß dieser Grundsatz gerade in der Goethestadt beherzigt wurde, ist nicht verwunderlich. Da hieß es also konsequent »Hitlerjugend« und nicht »HJ«.

Wenn mich später manches in der Atmosphäre Hitlers abstieß, so war der Hausherr wohl am wenigsten schuld daran. Oft spürte er selbst eine gewisse Überbesorgnis seiner engsten Umgebung. Ich erinnere mich z. B., wie ich bei Kempinsky ab und zu, wenn Hitler bei Hermann zu Gast war, kalte Platten bestellte. Dann hatte ich wohl der Verkäuferin gegenüber manchmal betont, daß sie für Hitler seien, damit sie die Platten besonders nett zurecht machte. Das brachte mir aber aus Hitlers Adjutantenkreis eine ernst gemeinte Rüge ein. Man bedeutete mir, daß es nicht angebracht sei, auf den Zweck der Bestellung aufmerksam zu machen. Die Speisen könnten ja vergiftet sein! Da war ich freilich etwas fassungslos. Hier schienen mir diese Männer zu übertreiben oder Gespenster zu sehen. Diese Art der Überbesorgnis war dazu angetan, den Parteiführer als einen Gottgeweihten herauszustellen, was Hitlers innerlich bescheidener Natur verhaßt war. Wie oft spürte ich, daß ihm diese Behandlung, so gut sie gemeint war, auf die Nerven ging. Ein »Getue« um ihn herum konnte er nicht vertragen. Bezeichnend dafür war während seiner Besuche in Weimar, wo er so gerne im Kaisercafé seinen Tee trank, sein ausdrückliches Verbot, die Plätze in seiner Caféecke vom Publikum zu räumen und dadurch die Gäste des Cafés zu stören. Zu jener Zeit hatte sich Adolf Hitler jedenfalls noch nicht mit der ihm von seinen Mitarbeitern zugedachten Rolle abgefunden. Späterhin, wenn er abends zu Hermann kam, lebte er förmlich auf. »Wie tut es gut, sich einmal bei Ihnen auszuruhen! Ich höre den ganzen Tag nur laute Männerstimmen um mich herum. Ich weiß, daß sie es alle gut mit mir meinen, aber Sie können sich kaum vorstellen, wie anstrengend das ist!« –

Über Politik wurde an solchen Abenden gewöhnlich wenig gesprochen. Es lag wohl daran, daß die Männer lange und anstrengende Tage hinter sich hatten. –

Nach den arbeitsreichen Tagen jener Zeit suchte Hermann abends Entspannung in der Oper. Meistens gelang es ihm erst nach der Pause, in seine Loge zu kommen. Es war die Musik, die er liebte und die ihn zu entspannen vermochte. Es ging

ihm da ebenso wie Adolf Hitler. Auch dieser fühlte sich glücklich und gelöst, wenn er wertvolle Musik hörte, und in solchen Augenblicken erinnerte er mich an den liebenswürdigen und so aufgeschlossenen Menschen, den ich in ihm damals in Weimar kennengelernt hatte, wo er noch so unbelastet erschien. Gerade in den Kampfjahren vor der Machtübernahme, wenn er in Weimar weilte, hatte er sich von der Kunst der Oper innerlich bewegt und befreit gezeigt. –

5. KAPITEL

Ein Gastspiel in Berlin – An das Preußische Staatstheater in Berlin verpflichtet – Vierzehn Jahre für ein ganzes Leben – Göring und Goebbels – Gustaf Gründgens wird Intendant

Sie waren populär, daran war nicht zu zweifeln: Adolf Hitler, Josef Goebbels, Hermann Göring, Rudolf Hess und die anderen. Und ihre Partei war populär. Sie wurde auch in weiten Kreisen des Auslandes ernst genommen, nicht nur von vielen bekannten Staatsmännern und Diplomaten. Man mußte jetzt schon suchen, um jemanden zu finden, dem die neue Richtung nicht paßte. Ich allerdings fand gleich eine ganze Gruppe. Wie es nahe liegt: am Berliner Staatstheater, obwohl sich dieses doch der besonderen Fürsorge der neuen Regierung erfreute. Aber das hat seine bestimmten, von der personellen Struktur des Theaters her gesehen, ganz spezifischen Gründe.

Es ist schwer zu sagen, ob sich die Widerstände, auf die ich dort traf, nur gegen *mich* richteten, gegen die Freundin Hermann Görings, oder ob es ein Widerstand war, der der Partei und ihren nationalen Tendenzen galt. Jedenfalls – er war da. Ich litt natürlich sehr unter der von ihm bestimmten Atmosphäre. Und wie hatte ich mich auf Berlin gefreut!

Es war mir wie ein Geschenk des Himmels vorgekommen, als mich im Frühjahr 1933 der Berliner Schauspieldirektor und Erste Dramaturg Hanns *Johst* anrief und mich fragte, ob ich in seinem Drama »Schlageter« am Berliner Staatsschauspiel die junge weibliche Hauptrolle spielen wollte. – Hanns Johst war der damals viel gespielte Autor der Komödie »Stroh«, des Grabbedramas »Der Einsame« und des Schauspiels »Der König«. – Noch am gleichen Tag kaufte ich mir das Buch und sprach am anderen Vormittag dem Dichter auf der Weimarer Bühne die große Schlußszene vor. Er war mit mir sehr einverstanden, nachdem er sich in verschiedenen großen Städten Vertreterinnen dieser Rolle

angehört und abgelehnt hatte. In einem freundschaftlichen Gespräch mit dem Nachfolger Dr. Ulbrichs, dem Generalintendanten Dr. H. S. Ziegler, konnte ich meinen Weimarer Vertrag umgehend lösen, allerdings unter der Zusage, in den kurz bevorstehenden Weimarer »Osterfestspielen« noch das Gretchen zu spielen. Bekanntlich wurde seit Goethes Tod in Weimar an jedem Ostersonntag der erste Teil von Goethes »Faust« gespielt, – eine geheiligte Tradition.

Ich wußte nicht, worüber ich mich mehr freuen sollte: über die Aussicht, Hermann Göring nun jeden Tag sehen zu können, oder über meine Chance als Schauspielerin, jetzt in der Reichshauptstadt spielen zu dürfen.

»Berlin« war für uns Schauspieler das große Zauberwort. Die deutschen Bühnen, Staatstheater und Städtische Theater, hatten im Laufe der Jahre sehr viele gute Schauspieler hervorgebracht. In ihren eigenen Städten avancierten manche von ihnen geradezu zu Abgöttern des dortigen Publikums. Aber für uns und unter uns wünschten wir doch alle, eines Tages nach Berlin zu kommen. Ein Engagement nach Berlin – natürlich auch nach Wien, Dresden, München und Hamburg – das war die Anerkennung für besondere Leistungen. Ich hätte schon zweimal ein Engagement nach Berlin haben können, einmal, als mich Max Reinhardt in München das Gretchen spielen sah – ich war damals zwanzig – und vier Jahre später, als mich mein Lehrer Leopold *Jessner* holen wollte. Ich fühlte mich aber in jenen Jahren noch nicht reif genug. – Nun wurde mein Traum Wirklichkeit: ich durfte nach Berlin übersiedeln, ich durfte auf der Staatsbühne spielen!

Als mich Hermann, wie fast immer des Abends, anrief und fragte, wann ich denn das nächste Mal wieder nach Berlin käme, und mich sehr dringend bat, mir doch endlich *»etwas einfallen zu lassen«*, wie ich ein paar Tage länger als gewöhnlich in Berlin bleiben könnte, da war es meine größte Freude, ihm zu antworten, daß ich ab jetzt wahrscheinlich für länger käme, vielleicht für länger als ihm lieb sei! – Stille im Telefon! Und als ich ihm alles erklärt hatte, tönte ein »herzliches Willkommen« durch

die Leitung. Hermann freute sich wie ein Junge. Noch am gleichen Abend wollte er mir einen Wagen schicken, um mich abzuholen, so wie ich war. Das konnte ich aber gerade noch verhindern. –

*

Wenn eine Frau einen Platz verläßt, an dem sie Jahre und Jahre gelebt hat, dann braucht sie etwas Zeit dazu. Da geht es nicht nur darum, eine Wohnung aufzugeben. Da gilt es auch Abschied zu nehmen.

Da ist ein Abschied von Menschen und Dingen, die einem durch viele Jahre vertraut geworden sind. Auch von einem so herzlich zugetanen Publikum. Von den Straßen und Plätzen Alt-Weimars, von den Goethe-Parks, von Belvedere und Tiefurt. Vor allem von den Kolleginnen und Kollegen und vielen guten Freunden. Nicht zu vergessen das Lebewohl an die gastlichen Restaurants und Caféhäuser. Das alles hatte ja zu meinem Bühnenleben gehört; alles hatte für mich seine Geschichte und hat es noch heute. Plastischer als je sehe ich heute jedes Detail meiner Weimarer Jahre und meines dortigen Milieus. – Aber auch auf die Ankunft in der neuen Stadt muß man sich vorbereiten. Es war ein Jammer, daß ich nur so wenig Zeit hatte, um eine innere Sammlung für meinen neuen Lebensabschnitt, eine innere Einstellung zu dem mich zunächst fassungslos machenden Schicksal zu gewinnen. – Instinktiv fühlte ich schon damals, daß ich am wichtigsten Abschnitt meines Daseins stand. – Heute, wenn ich zurückblicke, ist es mir, als hätte ich nur in diesen Jahren, die im Frühjahr 1932 begannen und im Herbst 1946 endeten, wirklich gelebt. Weimar hat dazu eine Vorstufe, freilich, eine sehr glückhafte bedeutet. –

Vierzehn Jahre für ein ganzes Leben! Ich fühlte mich glücklich und erwartete, daß meine Mitmenschen mit mir fühlten. Das war wohl mein Fehler. Immer war ich seither mit meinen Kollegen gut ausgekommen, immer hatte ich ein herzliches Verhältnis zu ihnen gehabt. Jetzt stand ich zunächst eisigen Mienen gegenüber. Mindestens sehr vielen. Man ließ mich fühlen, daß man

mich am Berliner Staatstheater im Grunde nicht wollte. Die Ausnahmen unter den Kollegen konnten die Stimmung nicht wesentlich verändern. Die drückende, lastende Atmosphäre, die sich einzig aus meiner Freundschaft mit Hermann Göring erklärte, war allzu fühlbar. Man hielt mich für ein »Protektionskind der Partei«. Wohl konnte ich die Reaktion der Mitglieder des Staatstheaters verstehen. Hatten sie doch alle ihre mühselige Karriere bis zur Rampe dieser Bühne gemacht. Und jetzt sahen sie eine Frau in ihrer Mitte, die doch wohl nur hierher vorgedrungen, weil sie eine nahe Bekannte des zweiten Mannes im Staat war! So dachten viele unter ihnen. Es dauerte eine ganze Zeit, bis ich mir darüber klar wurde. Hermanns Stellung als Preußischer Ministerpräsident zum »Preußischen Staatstheater« erschwerte mir meine Situation erheblich.

Ohne, daß er vorher mit mir darüber gesprochen hatte, erfuhr ich jetzt durch Zufall, daß Josef Goebbels als Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda die gesamte Kulturpolitik des Reiches – in Sonderheit Rundfunk, Film, Presse und Theater – als sein Ressort betrachtete, daß sich Hermann Göring aber als Preußischer Ministerpräsident bei Hitler ausdrücklich das Berliner Staatsschauspiel und die Staatsoper vorbehalten hatte. Die Bühne, auf der ich hier stand, gehörte also in Hermanns Bereich. – Das zweite, ihn besonders glücklich machende Ressort, ganz auf seine Person bezogen, das ihm Adolf Hitler zuerkannt hatte, war das des Reichsjägermeisters, über dessen segensreiches Wirken in weitesten Kreisen noch heute sehr positiv geurteilt wird. Auf alle Fälle über seine Jagdgesetzgebung, Görings ureigenstes Werk! –

Die Berliner Kollegen hatten Sorge, daß sich jetzt vieles ändern würde. Sie fürchteten Schwierigkeiten zu bekommen und persönlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu werden. Sie hatten Angst, daß ich alles, was ich im Theater hörte, Hermann Göring übermitteln würde.

Die Naivität, mit der ich übrigens die Machtübernahme damals betrachtete, möge ein Wortwechsel illustrieren, den ich mit Hermann in jenen ersten Berliner Wochen hatte. – Ich fragte

ihn nämlich, ob man jetzt eigentlich auch die Kommunisten am Rundfunk sprechen lassen wollte. Hermann starrte mich entgeistert an: »wie ich denn auf eine so absurde Idee käme!« »Ich erinnere mich genau« so gab ich zurück, »wie Du früher darüber geschimpft hast, wenn man Euch vor dem 30. Januar den Rundfunk nicht gegeben habe, und daß Du damals meintest, man müsse doch *jede* Partei anhören. Jetzt seid Ihr am Ruder und müßtet doch auch die Kommunisten sprechen lassen; Ihr hättet sonst damals kein Recht gehabt, Euch aufzuregen.« –

Das war meine ehrliche Meinung, wenn auch aus einer ausgesprochen weiblichen Psyche. Aber sie hatte doch auch etwas Wahres für sich. Für solche unpolitischen Argumente war Hermann allerdings nicht zu haben. Wer derartige »liberalen« Ansichten vertrat, wie so viele in der Welt von Theater und Kunst – wurde schon fast als »Salonbolschewist« verdächtigt, mindestens als ein von links bedenklich infizierter Zeitgenosse.

*

Hermann handelte damals in der festen Überzeugung, das von Adolf Hitler gefundene Rezept für Deutschlands Rettung und Gesundung zu besitzen und mit ihm den Gesundungsprozeß Innerdeutschlands ankurbeln zu können. Das war es wohl auch, was die Faszination ausmachte, die von ihm und den anderen führenden Männern der Partei ausging: dieses sichere, von keinem Zweifel befallene Gefühl, als Retter der Nation berufen zu sein. Ihr unerschütterlicher Glaube daran war es, was ihren Worten die Glaubwürdigkeit verlieh. Es ist sicherlich nicht wahr, daß es sich um einen blinden »Fanatismus« gehandelt habe. Aus einem solchen wären niemals systematisch erarbeitete Leistungen erwachsen, wie sie Deutschland von 1933–1939 der Welt hat zeigen können. Kein Zweifel: es ging mit Deutschland aufwärts. Das war auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens offenkundig. Das Wunder war, daß sich Deutschland soeben erst vom Versailler Vertrag befreit und größte Mühe hatte, sich zu erholen. Trotzdem der Aufstieg, der Aufschwung! Der gerechte Teil des Auslandes hat dieses Wunder ja auch stets ehrlich bestaunt. –

Natürlich war ich für Hermann sehr glücklich, daß er durch die Gunst des Schicksals mit seinen Parteifreunden die Chance bekommen hatte, die Ideen Hitlers, die sich mit seinen im großen und ganzen deckten, durchzusetzen. Aber nach tieferen politischen Überlegungen stand mir damals nicht der Sinn. Vorerst hatte ich meinen Bühnenkollegen zu beweisen, daß ich würdig sei, auf den Brettern des Berliner Staatstheaters zu spielen. Also vergrub ich mich in meine Arbeit, besessen von dem Gedanken, jetzt etwas Außergewöhnliches zu leisten.

*

Das Drama »Schlageter« von Hanns Johst wurde ein Erfolg. Es paßte in die Zeit, in der nationale Ideale im Vordergrund standen. Das Stück gehörte auch literarisch zur neuen Richtung. Zählte man Johst doch zu den zeitnahen Dichtern. Sein literarischer Stil war etwa der eines gemäßigten Expressionismus. Die Zeitungen waren jedenfalls für den Chef-Dramaturgen und Dramatiker Johst des Lobes voll und desgleichen für die Aufführung selbst. Ich entsinne mich, daß die großen deutschen Blätter damals, bis zu ihrer endgültigen Gleichschaltung, die Kunst- und Theaterkritik vom politischen Teil und dessen strengen Tendenzen noch zu trennen wußten.

Ein oder zwei Tage nach der Premiere gab Reichsminister Dr. Goebbels im Hotel »Kaiserhof« einen seiner großen Empfänge für die in Berlin tätige künstlerische Prominenz. Er gratulierte mir sehr nett zu meiner Rolle: »Es tut mir nur sehr leid, daß ausgerechnet der ›Angriff‹ als einzige Zeitung nicht freundlich über Sie geschrieben hat.« – Ich lächelte und erwiderte mit einer großzügigen Geste: »Aber ich bitte Sie, Herr Minister, wer liest denn die Theaterkritik im ›Angriff‹? In Theaterkreisen wohl niemand! Was ist das überhaupt für eine Zeitung?« – – Erstarrte Mienen ringsum! Was hatte ich nur jetzt wieder angestellt! Dr. Goebbels murmelte eine kurze höfliche Floskel, verbeugte sich und zog sich zurück. Spät am Abend erzählte ich Hermann von dem Vorfall. Er mußte herzlich lachen und klärte

mich dahin auf, daß der ›Angriff‹ Goebbels' persönliche Zeitung sei. – Ich war mal wieder als »enfant terrible« ganz schön ins Fettnäpfchen getreten.

*

Ich weiß nicht, woran es lag, daß das Verhältnis zwischen Göring und Goebbels schon nach wenigen Jahren kühler wurde. Früher hatte Goebbels fast täglich Hermann aufgesucht. Hermanns erste Frau war politisch außerordentlich interessiert gewesen, und Goebbels hatte sehr gerne mit ihr diskutiert. Wahrscheinlich war durch ihren Tod ein Band zerrissen, das einst die Freundschaft zwischen den bieden Männern gefestigt hatte, die nunmehr ohne besonderen sachlichen Anlaß langsam zerbröckelte. Freilich waren die beiden auch sehr verschiedene Naturen: Josef Goebbels, der durch eine Jesuitenschule geprägte, spezifische Intellektuelle, der geschliffene Dialektiker im Reden wie im Schreiben, voll beißenden Spottes, oft auch witzelnd auf Kosten anderer, jedenfalls eine vom gemeißelten Wort her faszinierende Erscheinung hoher und scharfer Intelligenz, dagegen Hermann Göring eine geradezu ideale Synthese von Herzensmensch und Verstandesmensch, eine ebenso gesunde wie hochkultivierte Einheit von Gemüt und Geist, der zudem mit seinem klaren Menschenverstand und Mutterwitz oft genug ins Schwarze traf, was ihn beim einfachen Manne beliebt machte und bei den ausländischen Diplomaten echte Sympathien erweckte. Zwei so verschiedene Naturen konnten auf die Dauer keine engere Freundschaft miteinander schließen. Ich möchte jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ich mit seiner Frau, Magda Goebbels, in gutem Einvernehmen gestanden und sie sehr gerne gemocht habe.

Für mich hatte ein »faux pas«, wie meine Bemerkung über den ›Angriff‹, im Grunde nur positive Auswirkungen. Die Mitglieder des Staatstheaters sahen allmählich ein, daß ich alles andere als politisch fanatisiert war. Sie wußten ja auch, daß ich nicht zur Partei gehörte. Langsam glaubten sie mir deshalb, daß ich mir eher die Zunge abgebissen hätte, als einen gefährlichen Theaterklatsch an Hermann Göring heranzutragen. – Ich war

eine Schauspielerin, die sich an der begehrtesten Bühne des Reiches allein mit ihren künstlerischen Mitteln durchsetzen wollte. Und ich war Hermann Görings Freundin. Beides hatte miteinander nichts zu tun. – Auf die Dauer ließ es sich freilich nicht vermeiden, daß die beiden Sphären ineinander verschmolzen, nachdem das Staatstheater Göring direkt unterstellt worden war.

Es lohnt davon zu berichten, mit welcher Begeisterung er sich alles an Theaterliteratur bringen ließ, was auf dem deutschen Büchermarkt nur zu bekommen war. Hermann packte jedes neue Amt mit echter Begeisterung an, und gerade auch dieses. Dicke theatergeschichtliche Werke türmten sich in seinem Arbeitsraum und selbst in seinem Schlafzimmer. – Ich erinnere mich des Abends nach der Berliner Aufführung von »Faust II«. Ich war damals noch Emmy Sonnemann. Auf der Fahrt ins Theater hatte mich Hermann gebeten, ihm in großen Zügen die Handlung des zweiten Teils der Faustdichtung ins Gedächtnis zurückzurufen. Er hatte ihn nur zweimal in seinem Leben erlebt und keine klare Erinnerung mehr. Er folgte mir lebhaft und unterbrach mich ab und zu mit sehr zielbewußten Zwischenfragen. Die klassische Walpurgisnacht und die Helena-Handlung fesselten ihn in jedem Detail. Ich wurde selbst von seiner begeisterten Anteilnahme gepackt. – Nach der Aufführung nun hatte Hermann eine Reihe von Herren zu sich eingeladen und mich gebeten, nach dem Theater dazuzukommen. Als ich etwas später in seiner Wohnung eintraf und den Mantel abgelegt hatte, hörte ich ihn durch einen Vorhang mit kräftiger, lauter, von Begeisterung getragener Stimme über den »Faust II« sprechen, ja fast dozieren; aber nicht nur über die *Darstellung* des Abends oder das *Bühnenbild*, sondern als wäre er ein dramaturgischer Fachmann, über den gesamten Ideengehalt und über die Zusammenhänge der wichtigsten Motive der schwierigen und kulturphilosophisch so schwer befrachteten Dichtung. Ich war als Belauscherin an der halbgeöffneten Tür so hingerissen davon, wie großartig er die Handlung beherrschte, und auch von der Intensität, mit der er der Herrengesellschaft seine Ge-

danken vortrug, daß ich erst eine Pause eintreten ließ, ehe ich den Salon zu betreten wagte. Nur wer von einem künstlerischen Ereignis wirklich erfüllt ist, ist befähigt, so begeistert zu sprechen, wie Hermann Göring an diesem Abend. Er hat mir später immer wieder bestätigt, daß Gründgens als Mephisto den größten Theatereindruck seines Lebens hinterlassen habe. – Für mich war Gründgens eine vollkommene Einheit von Mensch und Künstler. Wer an seiner Berliner, später an seiner Düsseldorfer und Hamburger Bühne liebte ihn nicht, vom höchstbezahlten Künstler bis zum kleinsten Angestellten, der von dem Chef, der die höchsten Ansprüche stellte, auch in Notfällen die erste und entscheidende Hilfe erhielt. – Wie man ihn erschöpfend als Künstler, Schauspieler und Regisseur charakterisieren soll – ich weiß es nicht. Vielleicht kommt sein Biograph Curt Riess (»Gustaf Gründgens«, Verlag Hoffmann & Campe) weiter, wenn er sehr viel Wesentliches mit ganz sachlichen Feststellungen aussagt, wenn er das Geheimnis einer Regie wie einer Rollengestaltung in dem »Fanatiker der Richtigkeit« erkennt. Und was ist Voraussetzung und dann wieder Ergebnis dieses ewige Bemühens um »das Richtige«? Nichts anderes als eine souveräne Beherrschung der eigenen Mittel und des Menschenmaterials, das ihm zur Nachgestaltung eines Dramas zur Verfügung stand. Ein *Beherrscher* und deshalb ein *Herrscher* des Theaters, der ebenso Verehrung wie Liebe verdient hat. –

Es war im Jahre 1934, als mir Hermann eines Abends eröffnete: »Ich glaube, ich ernenne Gustaf Gründgens zum Intendanten.« – »Gründgens?«, fragte ich überrascht, »wie kommst Du denn darauf? Er ist in meinen Augen einer der besten deutschen Schauspieler und ein herrlicher, genialer Regisseur, aber Intendant?!« Hermann musterte mich eine Weile nachdenklich: »Merk' Dir eines: ein Mensch, der so unerhört begabt und gescheit ist wie Gustaf Gründgens, der kann nicht in einer anderen und so verwandten Sache versagen. Eine echte geniale Begabung, ein ausgesprochen musisches Talent kann man für jedes Gebiet der Kunst und des Theaters nutzbar machen.« – Ich gab zu, daß an Hermanns Absichten etwas Überzeugendes war. Trotzdem

konnte ich mir einen Künstler wie Gründgens in einem Intendantenbüro schlecht vorstellen. Wohl konnte er weiterhin künstlerische Direktiven geben und maßgebend Regie führen, war dann aber auch verpflichtet, sich um den lästigen Kleinkram eines Verwaltungspostens zu kümmern, die ganze organisatorische Arbeit und die Personalpolitik zu lenken. Genug, um Kräfte und Nerven zu verbrauchen. –

Später mußte ich einsehen, wie recht Hermann gehabt hatte. Gustaf Gründgens wurde ein vorbildlicher Intendant. Er war wirklich ein genialer Mensch, in jeder Beziehung, und dabei eben auch ein ungewöhnlich intensiver, alle sachlichen und persönlichen Fragen souverän beherrschender Bühnenleiter. Das war doch das Entscheidende. Zu diesem Theaterleiter hat sich jeder Künstler, aber auch jeder Bühnentechniker und Handwerker am Theater aus ganzem Herzen bekannt. – Man munkelte damals, daß ich Gustaf Gründgens für diesen Posten vorgeschlagen hätte. Daß dies nicht stimmt, wußte niemand besser als Gustaf Gründgens selbst, mit dem mich später, bis zu seinem plötzlichen Tod im Jahre 1963, eine herzliche Freundschaft verband, und dessen Verlust mir bis heute unfaßbar und unüberwindbar ist.

In unseren Zeiten politischer Wirren und Umstürze ist es selten genug, daß ein Mensch, der einmal sehr exponiert gewesen ist, in den Genuß von Freundschaft kommt, die noch Jahrzehnte überdauert. Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich für diese ganz seltene Freundschaft und Kameradschaft bin.

Seine Berufung auf den Berliner Posten war zweifellos die Tat Görings, eine seiner ersten und weithin sichtbaren kulturpolitischen und kunstpolitischen Taten, die ebensowenig vergessen werden sollte, wie Gründgens selbst. –

Die kurze Zeit am Berliner Staatstheater und dessen herrliche Aufgaben waren für mich die Krönung meiner künstlerischen Laufbahn.

Hier geriet ich aber auch in die ersten Gewissenskonflikte, in die das neue Regime im Laufe der Jahre viele Menschen der Bühne und der gesamten künstlerischen Welt bringen sollte. Und nicht nur dieser!

6. KAPITEL

Mein alter Lehrer Leopold Jeßner – Konfrontierung mit der Rassenpolitik – Hermann Görings ständiges Bemühen, jüdische Künstler zu schützen – Zwischen Skylla und Charybdis – Hitler und die Judenfrage – Unsere Ohnmacht gegen Himmlers Methoden – Schatten über dem neuen Staat – Glaube und Hoffnung trotz allem

Vom ersten Tage meiner Ankunft in Berlin an hatte ich mir fest vorgenommen, Leopold Jeßner, meinen alten Lehrer, aufzusuchen. Jenen Künstler, dem Berlin neben und nach Reinhardt eine ganze Epoche Theatergeschichte verdankt. Ein Mann, der in der Theatergeschichte schon zu seinen Lebzeiten fast zu einer Legende geworden war, nicht nur durch seine strengen Inszenierungs-Stilmittel, wie z. B. die sogenannte »Jeßner-Treppe«.

Ich fragte ein Mitglied des Theaters nach Jeßners Adresse. Mit den Anzeichen äußerster Bestürzung fragte mich der Kollege: »Ja, um Gottes Willen, was wollen Sie denn von dem? Wissen Sie nicht, daß er Jude ist?«

»Natürlich weiß ich es«, sagte ich, »ich verdanke ihm sehr viel, er war mein Lehrer, und ich möchte ihn unter allen Umständen wiedersehen.«

»Das würde ich an Ihrer Stelle lieber nicht tun«, flüsterte der Kollege und schlich, sich ängstlich umblickend, davon. Das war eine Einstellung, die ich nicht verstand und verstehen wollte, und es ist hier der Ort, etwas Ausführlicheres zu diesem Thema zu sagen.

Schon in den letzten Weimarer Jahren hatte ich, sozusagen »am Rande« mitbekommen, daß die Bewegung Adolf Hitlers eine Erneuerung des Deutschen Volkstums anstrebte und gewisse dekadente Erscheinungen bekämpfte, und beobachtete auch, daß einige Thüringische Theaterkritiker aus dem Kreis des in Weimar lebenden Literaturhistorikers Adolf Bartels die neueste Theater-

literatur schärfer unter die Lupe nahmen. Aber der alteingesessene Prof. Adolf Bartels aus Hebbels Heimat Wesselburen galt uns Weimarer Theaterleuten als der Begründer der Schillerfestspiele, die seit 1909 die Jugend aus allen Gauen Deutschlands zu vier Zyklen klassischer Aufführungen nach Weimar lockten und unserem Nationaltheater die größten und schönsten Aufgaben der ganzen Spielzeit stellten. Und darum galt er uns als ein *guter* Mann. Seine Literaturgeschichten mit ihrer antisemitischen Haltung kannten wir kaum vom Hörensagen. Später einmal habe ich freilich Gelegenheit genommen, einen seiner Angriffe gegen die Familie eines Dichters persönlich aufs Schärfste zurückzuweisen. – Bartels hatte sich schon nach dem ersten Weltkrieg in seine Gelehrtenstube zurückgezogen, während nun sein Nachfolger im Vorstand des Schillerbundes, Prof. Eduard Scheidemantel, ein alter Demokrat, der Bruder des berühmten Dresdner Opernsängers, die Geschicke des Schillerbundes lenkte. Von irgend welchen antisemitischen Machtkämpfen war im Bereich des Theaters in Weimar nichts zu spüren. Auch als Dr. Wilhelm Frick 1930 als erster nationalsozialistischer Minister in das Thüringische Innen- und Volksbildungsministerium in Weimar einzog und sich zusammen mit dem Architekten Prof. Schultze-Naumburg und dessen Mitarbeitern häufiger in unserem »Kaiser-Café« zeigte, gewann von uns unpolitischen Naturen niemand den Eindruck von fanatischen Politikern.

Dr. Fricks Kämpfe spielten sich ja vor allem im Thüringischen Landtag ab. In Paul Schultze-Naumburg und seinen jüngeren Professoren der Bau- und Kunsthochschule (unter ihnen z. B. der Erbauer des Rasthauses am Chiemsee, Prof. Norkauer) lernte ich vorwiegend künstlerisch interessierte Männer von Humor und Liebenswürdigkeit kennen. Im übrigen war ich von Haus aus untauglich und unfähig, in den Jahren des Schauspielberufs, die alle meine Kräfte in Anspruch nahmen, die politischen Fragen, die im Umkreis des Theaters gelegentlich zur Sprache kamen, in mir zu verarbeiten. Angesichts der vielen schweren Rollen, die ich in etwa anderthalb Jahrzehnten zu bewältigen gehabt hatte, möge man mir meine damalige so indif-

ferente Haltung der Politik gegenüber nachsehen. Eine Bühnenkünstlerschaft lebt in jedem Theater in ihre vielfältigen Aufgaben wie eingesponnen. Und sie *muß* es auch. Dazu kommt freilich noch eine Grundeigenschaft des echten Komödianten, eines vielfarbigen Darstellers der Gestalten unserer Dramatiker, nämlich ein labiles Wesen, ein betonter Subjektivismus und eine ausgesprochen liberale Anschauung auf allen Gebieten. Auf der anderen Seite eine unvorstellbare Begeisterung und Fähigkeit, sich in die Sehnsucht Schillers und Beethovens hineinzusteigern, in dieses: »Seid umschlungen Millionen!« Diese Sehnsucht nach Volks- aber auch nach Menschheitsbeglückung durch die Theaterkunst verdrängt wohl andere geistige Überlegungen. So mag sich der unpolitische Mensch der Bühne am ehesten erklären. Und so glaube ich meine damalige Einstellung zu den politischen und kulturpolitischen Problemen ausreichend motiviert zu haben.

*

Als ich auf anderem Wege Leopold Jeßners Adresse erfuhr, schrieb ich meinem ehemaligen Lehrer – er war damals 55 Jahre alt – einen Brief und bat ihn um ein Wiedersehen. Er gab mir als Treffpunkt ein Café in der Nähe des Staatstheaters an. – Ich hatte ihn lange nicht gesehen. Er kam mir entgegen und drückte mir mit großer Herzlichkeit beide Hände. Dann schaute er mich länger an: »Ich habe gewußt, daß Sie mich begrüßen würden«. – »Das ist doch aber ganz selbstverständlich«, gab ich zur Antwort – »Ach nein«, meinte er, »So ganz selbstverständlich ist das nicht. Vielleicht für Sie, das kann sein. Bei Ihnen habe ich auch damit gerechnet. Doch weiß man jetzt bei wenigen Menschen, woran man ist«. Dann erzählte er mir, daß er Deutschland demnächst verlassen werde. Er wolle zunächst nach London gehen und dort »Hamlet« inszenieren. Wir sprachen lange miteinander. Als ich ihn fragte, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe für ihn, hier zu bleiben, meinte er: »Nein, ich möchte es nicht, auch nicht mit Ihrer Hilfe.« – Dann nannte er mir zwei Schauspieler am Staatstheater, die er besonders hoch schätzte, und bat mich, beide sehr

herzlich von ihm zu grüßen. »Diesen beiden darf nicht Unrecht geschehen«, sagte er wörtlich, »es sind zwei wunderbare Schauspieler.« – – Der eine von ihnen war der Kollege, den ich um die Adresse Jeßners gebeten und der mir ängstlich abgeraten hatte, Jeßner aufzusuchen. – Bei der Verabschiedung sagte er mir: »Wenn einmal ›Minna von Barnhelm‹ herauskommt, müssen Sie die Minna spielen! Wie gerne würde ich Sie in dieser Rolle sehen« – dann trennten wir uns. Er ist noch im gleichen Jahr nach England ausgewandert. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. –

Am nächsten Tag bei einer Probe richtete ich dem Kollegen den Gruß Jeßners aus und erzählte ihm, was er von ihm gesagt habe. Betroffen und beschämt sah er mich an und ging auf die Bühne zurück. –

*

Ich weiß, daß nach dem Krieg viele prominente Parteimitglieder ihren »Renommierjuden« präsentiert haben, d. h. einen jüdischen Mitbürger, dem sie irgend wann einmal geholfen, und der nun beweisen sollte, daß der Antisemitismus im Dritten Reich nicht gar so schlimm gewesen sei. –

Diese Absicht habe ich nie gehabt, obwohl mich ziemlich viele Juden, als ich in Not war, freiwillig vor der sogenannten »Spruchkammer« entlastet haben. Meine Einstellung zur Judenfrage war während der ganzen Zeit von meiner Einstellung zum einzelnen Menschen und Künstler geprägt gewesen. Eine Einstellung, die von mir aus überhaupt nicht weiter erwähnt werden müßte, wenn nicht das Dritte Reich mit seinen völkischen Programmpunkten jeden von uns in diese Frage hineingezogen hätte. –

Von Hermann Görings Staatstheater unter Gustaf Gründgens brauche ich in dieser Beziehung nicht allzuviel zu erzählen, oder besser: kann ich nur in meinem Sinne Positives berichten. Hier fanden bis in die letzten Kriegsjahre hinein jüdische Künstler ein offenes Ohr und eine Stätte, an der sie vor Verfolgung sicher waren. Mit seiner unerschütterlichen Großzügigkeit hat

sich Gründgens oft genug in große Gefahr begeben. Es war wahrhaft rührend, wie besorgt er war, zu helfen. Und stolz bin ich noch heute darauf, daß er in jeder Phase des Wohlwollens und der Förderung von Seiten Hermann Görings sicher gewesen ist.

*

Mit der Rassenpolitik wurde ich zunächst auf eine noch relativ harmlose Art konfrontiert. Schon im zweiten Jahr meiner Freundschaft mit Göring erhielt ich die ersten Briefe von deutschen Juden. Sie kamen von Geschäftsleuten, die sich darüber beschwerten, daß man das Wort »Jude« als Abschreckungsmittel an ihre Schaufenster gemalt habe. Allen, die mir damals geschrieben haben, habe ich helfen können. Solche Vorkommnisse hielt ich für vorübergehende, für extreme Auswirkungen einer überspitzten Propaganda.

Es gab damals schon Konzentrationslager in Deutschland, u. a. eines in Oranienburg. Es stimmt, daß Hermann Göring die ersten eingerichtet hat, als er noch Chef der preußischen Polizei war. Sie waren aber nicht für Juden gedacht, sondern für kommunistische Staatsfeinde. Es war bekannt, daß es in Berlin ausgesprochen rote Bezirke gab und daß von hier aus die Widerstandsarbeit gegen das Dritte Reich den stärksten Antrieb erhielt. Um des politischen Friedens Willen beschloß Hermann Göring, daß bekannte Kommunisten, fanatische und extreme Altmarxisten, aus Berlin entfernt und zu einer regelrechten Umschulung ins sogenannte Konzentrationslager eingewiesen wurden. – Von ausländischen Besuchern auf diese Einrichtung angesprochen, pflegte er sich zu erheben, zum Bücherschrank zu gehen und ein Lexikon herauszunehmen und unter dem Stichwort »Konzentrationslager« nachzuweisen, daß diese Lager eine Erfindung der Engländer während des Burenkriegs in Südafrika gewesen seien. Jeder Mensch weiß, daß unter Lord Kitcheners Hand solche Lager in jenem Krieg die schlimmsten Exzesse gezeitigt haben. Von der von den Angelsachsen so viel gepriesenen »Humanität« waren die Lager weit entfernt. – Niemand weiß so gut

wie ich, daß Hermanns Konzeption dieser Einrichtung einem Umerziehungsplan entsprach. Als er erfuhr, daß ein inhaftierter Kommunist von den Aufsehern geprügelt und schwer verletzt worden war, geriet er außer sich vor Wut und verlangte, daß die Schuldigen hart bestraft würden. Auch in der Frage dieser Lager entlastet Hermann weitgehend das schon erwähnte Buch des früheren Irischen Gesandten in Berlin, Charles Bewleys. Er unterstellt Göring die beste Absicht mit dem Versuch einer Umerziehung, und bezeugt, daß Göring z. B. zum Weihnachtsfest 1933 fünftausend inhaftierte Kommunisten entlassen habe, und zwar mit der strengen Weisung an die städtischen- und die Gau-Behörden, nun auch etwas zur Förderung dieser Menschen und zu ihrer Lebenshilfe beizutragen. Erwiesenermaßen haben damals zahllose Marxisten genügend Einsicht bewiesen, um einen unnötigen Widerstand gegen eine Bewegung aufzugeben, die den breitesten Massen Arbeit und Brot zu geben verstand – so Charles Bewley. Auf Hermanns Wunsch wurde bald danach das Polizeiressort aus seinem Ministerium ausgegliedert. Heinrich Himmler wurde Chef der geheimen Staatspolizei. –

*

In der ersten Zeit wurde die Judenfrage noch nicht auf die Spitze getrieben. Nur da und dort brauchten einzelne Blätter widerwärtige Propagandamittel. Im Jahre 1935 erschien z. B. im »Stürmer« ein Foto, das mich beim Betreten eines jüdischen Geschäftes in Berlin zeigte. Es war mit einer hämischen Unterschrift versehen. Wie ich schon dargetan habe, hatte ich mir z. B. noch nie Gedanken darüber gemacht, ob ich in einem arischen oder jüdischen Geschäft kaufte. In den breitesten Frauenkreisen hat man früher nicht anders gedacht und gehandelt. – Oft war es so, daß ich erst durch massive Hinweise überhaupt erfuhr, daß ich schon wieder in einem Kontakt mit Juden stand. An dieser »naiven Sorglosigkeit« war auch das ganze Klima am Staatstheater schuld. Dort machten wir eben keine Unterschiede. Dort »gilt's der Kunst«, dort galt's der Kunst! Ausschließlich! –

Verständlicherweise regte mich der Angriff im »Stürmer« auf. Ich hatte die Befürchtung, daß solche Vorkommnisse Hermann sehr unangenehm werden könnten. Als ich ihm die Zeitung mit dem Foto zeigte, schüttelte er nur den Kopf: »Du wirst doch nicht etwa zu den paar Leuten gehören, die dieses Blatt ernst nehmen?« In der Tat hat es mich immer auf das Äußerste abgestoßen, daß dieses Blatt so viele Sensationsmeldungen brachte, die geeignet waren, niedrige Instinkte aufzuwühlen. Kurze Zeit später erfuhr ich durch meine Ärztin, wie man bei der SS dachte. Ihr Bruder war Mitglied dieser Organisation und hatte dort einen gewissen Einblick. Sie redete mir ernst ins Gewissen: bei der SS sei eine lange Liste mit Eintragungen gegen mich vorhanden, die dauernd ergänzt würde. Sie könnte mir einmal sehr gefährlich werden, falls Hermann Göring etwas passieren sollte. Mein einziger Kommentar dazu war: »Falls Hermann Göring etwas passiert, dann ist mir mein persönliches Schicksal völlig gleichgültig.«

*

Man macht sich heute wahrscheinlich vielfach falsche Vorstellungen von der Macht und den Befugnissen der prominenten Regierungsmitglieder jener Zeit. Die wichtigsten Ressorts waren verteilt, und im Grund ließ sich keiner hineinreden, außer von Adolf Hitler selbst. Zahlreiche Fehlbesetzungen der allerersten Zeit, weniger auf dem staatlichen Sektor als vielmehr auf dem der Parteiführung, wurden nur langsam korrigiert. Daß sie sich überhaupt ergeben konnten, so muß man gerechterweise sagen, lag in dem Aufbau einer so breiten Volksbewegung begründet.

*

Da war zum Beispiel die Geschichte einer Schauspielerin, einer Halbjüdin, und eines Sängers in Weimar, eines Volljuden, die mich beide baten, doch etwas für sie zu tun. Ich ging alsbald zu einem Herrn H. in Berlin, einem Mann der Partei, der für die weltanschauliche Ausrichtung im Kunst- und Theaterbetrieb

verantwortlich war. In der älteren Partei spielte er nur eine kleine Rolle, während er sich jetzt auf seinem Sachgebiet als ein kleiner König aufspielte. Mit gutem Gewissen darf ich berichten, daß er von Theater und Kunst nichts verstand, noch weniger von einer subtilen Personalpolitik der Theater, während im Gegensatz dazu die Theater- und Musikabteilungen des Goebbels-Ministeriums von Fachkräften besetzt waren, die bestes Niveau zeigten.

Ich nannte diesem Herrn H. die Namen der beiden Bühnenkünstler, und er versprach mir, sich für sie zu verwenden. Schon dachte ich, daß alles in Ordnung sei, als er mich zurückrief: »Die arischen Papiere sind doch wohl in Ordnung, oder?« – »Nein, ganz im Gegenteil«, gab ich zurück, »sie werden ja entlassen, weil sie Juden sind« – Eisiges Schweigen! – Ich konnte mich nun so stark machen, wie ich wollte: in dieser Frage galt die Entscheidung des Herrn H. mehr als meine.

Später, als ich verheiratet war, bat ich einige Male Juden zu mir, um mit ihnen darüber klar zu werden, wie ihnen am besten zu helfen sei. Da fragte mich Hermann manchmal, aber nicht etwa boshaft: »Kann ich heute einen SS-Mann mitbringen, oder hast du gerade jüdische Kollegen bei Dir?« Er erkannte natürlich die prekäre Lage, in der er wie ich und auch Gustaf Gründgens durch die antijüdischen Maßnahmen der Partei gerieten.

Die SS-Männer – ich spreche hier nicht von der späteren Waffen-SS, sondern von der politischen SS – brauchte er nicht mitzubringen, sie waren sowieso im Haus! Als Schutzstaffel des Regimes bewachten sie das Haus aller prominenten Staats- und Parteiführer. Daß sie nicht nur das Haus bewachten, sondern auch die »interessantesten« Bewohner beobachteten, habe ich erst viel später festgestellt. Oft habe ich mir gedacht, ob sich nicht viele Männer bei dieser ihrer Pflicht unglücklich fühlten und lieber wieder in ihr Privatleben zurückgingen. Aber die Tür dazu war ihnen wohl schon verschlossen. –

Gegen Ende des Krieges war es dann völlig undurchschaubar geworden, wem diese SS-Männer wirklich dienten. Ihrem Chef Heinrich Himmler oder dem Chef der Reichskanzlei Martin

Bormann, dem ersten Parteisekretär, der zum fast mächtigsten Mann in Hitlers persönlichem Bereich avanciert war.

Es steht jedenfalls fest, daß unsere SS-Bewacher keinem unserer Besucher jemals ein Haar gekrümmt haben; was sie ihren Vorgesetzten berichteten, das konnten wir freilich nicht kontrollieren. Sicher bin ich aber, daß manche spontane, in der Erregung geäußerte Worte meines Mannes darunter waren.

Nie werde ich den Tag nach der »Kristallnacht« im November 1938 vergessen, den Tag nach der unseligen Nacht, in der in Deutschland viele Synagogen und jüdische Geschäfte demoliert worden waren. – Hermann kam einen Tag danach von einer militärischen Reise zurück und hatte jetzt erst erfahren, was geschehen war.

Er schrie in höchster Erregung: »Diese verdammten Idioten! Mich lassen sie einen Vierjahresplan durchführen, ich muß jeden alten Eimer und jede alte Zeitung Deutschlands sammeln, und dann geht so eine Horde Rowdies hin und vernichtet in einer Nacht Millionenwerte!«

Mir ging es nicht um die Millionenwerte, sondern um die Methode, mit der das neue Regime seine politischen Gegner behandelte. – Tief erschüttert sagte ich zu Hermann – und habe da vielen Menschen in Deutschland aus der Seele gesprochen –: »Das Schicksal hat Eure Partei so gesegnet, – versündigt Euch nicht!«

Ebenso wutentbrannt wie Hermann Göring soll Adolf Hitler gewesen sein. Er soll getobt haben. Ob Dr. Goebbels, der bei der Berliner SA durch den Kampf um Berlin sehr beliebt war, mit der Sache etwas zu tun gehabt hat, läßt sich nicht behaupten. Eher stimmt die Lesart, daß verschiedene SA-Führer nach ihrem jahrelangen vergeblichen Drängen, endlich eine feste Aufgabe im Staat zu bekommen, die Aktion aus sich heraus gestartet haben, nachdem sich die Nachricht von der Ermordung des deutschen Botschaftsrates vom Rath in Paris durch den Juden Grünspan überall verbreitet hatte. Ich meine, daß Goebbels viel zu klug war, um das Judenproblem durch eine solche Wahnsinns-Unternehmung zu einer Lösung bringen zu wollen.

Hermann war so aufgebracht, daß er sich kaum beruhigen konnte, und hatte obendrein meinen Vorwurf als kränkend empfunden: »Eure Partei, immer sagst Du ›Eure Partei‹! Du bist meine Frau! Es ist *unsere* Partei«, erklärte er mit harter Stimme. Dennoch beharrte ich auf meinem Standpunkt. »Nein, Hermann« sagt ich sehr ernst, »wenn so etwas im Namen der Partei geschieht, dann ist es nicht mehr *meine* Partei!«

Hermann bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: »Meinst Du, ich will, daß so etwas geschieht!?« Dann schwieg er eine Weile, erhob sich, ging zum Telefon und sagte dabei: »Das, was Du vorhin gesagt hast, das trifft den Kern. Ich rufe jetzt Goebbels an und sage ihm das wörtlich.«

Goebbels hörte sich die Vorwürfe an, ließ Hermann ausreden, gab aber keinen Kommentar dazu. Von diesem Tag an hatte ich bei Hermann ein noch offeneres Ohr, wenn es darum ging, jüdischen Mitbürgern zu helfen. Bisher hatte er sich nicht im einzelnen darum gekümmert, wie ich in dieser Frage handelte. Es war ihm eben nur recht, daß ich etwas für sie tat. Von jetzt ab schritt er auch selbst zu aktiver Hilfe, wenn ich sie von ihm erbat.

Da war z. B. der Tag im Herbst 1939, als mir auf dem Kurfürstendamm ein Rußkörnchen ins Auge flog und sehr schmerzte. In der nächsten Apotheke fragte ich nach einem Arzt in möglichster Nähe. Die Verkäuferin verwies mich an einen »genau hier um die Ecke«. Ich zögerte keine Sekunde. Das Sprechzimmer war leer, die Praxis wie ausgestorben. Als mich der Arzt sah, zuckte er unwillkürlich etwas zurück. Ich zeigte ihm mein geschwollenes Auge und bat ihn, mir zu helfen. Der Arzt senkte seinen Kopf und erklärte: »Wenn Sie sich von mir behandeln lassen wollen, ja, – aber – ich bin Jude.« – »Was hat denn das *da* mit zu tun, natürlich will ich es.« – Er wollte kein Honorar für die kurze Behandlung. Als ich aber Hermann die Geschichte erzählt hatte, ging er am nächsten Tag zu ihm und half ihm selbstverständlich.

Gemessen an dem, was geschehen ist, sind das gewiß nur kleine Einzelfälle, die kaum ins Gewicht fallen. Sie entsprangen

einer Haltung, die für uns selbstverständlich war. Aber schon kleinste Äußerungen einer solchen Geisteshaltung konnten damals die bedenklichsten Wirkungen haben.

Wenige Wochen später fuhr ich mit meiner Nichte und dem uns ständig begleitenden SS-Mann mit der U-Bahn zum Einkaufen nach Berlin. Es war die Zeit, in der das Volk täglich aufgefordert wurde, auch mit den Dingen zu sparen, die noch nicht so streng rationiert waren. Jedenfalls hielt ich es für unpassend, meine Besorgungen in der Stadt mit dem Mercedes zu erledigen. – Die Bahn war ziemlich voll, stadteinwärts wurde es immer enger. Unterwegs stieg eine ältere Dame ein, eine Jüdin mit einem gelben Stern auf ihrem Mantel. Meine 19jährige Nichte erhob sich sofort und bot der Dame ihren Platz an. Daß einige der Mitfahrenden darüber böse Bemerkungen machten, war das wenigste. Ich war kaum zu Hause, als das Telefon durch das ganze Haus schrillte. Adolf Hitler selbst war am Apparat und diktierte mit harter Stimme eine Bitte, die nur als strikter Befehl zu verstehen war: »Ich wünsche nicht, daß Sie auch nur ein einziges Mal noch mit der U-Bahn fahren. Sie fahren im Wagen oder gar nicht.«

Als ich Hermann abends davon berichtete, schüttelte er nur den Kopf: »Es ist unheimlich, wie schnell er alles erfährt.« – In der Tat schien Hitler von den kleinsten Begebenheiten sehr rasch Mitteilung zu erhalten. – Anders war es nicht zu erklären, daß er mir eines Tages durch einen Boten einen handgeschriebenen Brief überbringen ließ, in welchem er mich beschwor, meine Hilfeleistungen Juden gegenüber einzustellen.

Meine Sekretärin und ich kamen überein, daß dieser Brief nie angekommen sei. – Eine Lösung, mit der sich Hermann einverstanden erklärte.

*

Soviel wir im Einzelfall tun konnten, so machtlos waren wir, wenn es darum ging, von den zuständigen Regierungskollegen meines Mannes Hilfe zu erlangen. Man hielt uns sogar ganz bewußt in Unkenntnis über das, was wirklich geschah.

Natürlich war es mir bekannt, daß es eine Anzahl neuer Konzentrationslager gab, jetzt nicht mehr nur für Kommunisten, sondern auch für Juden. Außerdem für Widerständler in den besetzten Gebieten. In meinen Augen aber galten diese Lager immer noch der politischen Umerziehung, wie sie Hermann Göring von Anfang an vorgeschwebt hatte. Außerdem wußte ich, daß in einigen Lagern, wie z. B. in Buchenwald über Weimar, ausgesprochene Fabrikanlagen für die Anfertigung von Kriegsmaterial, Gewehren und Maschinengewehren auf Himmlers Anordnung errichtet worden waren. Diese fabrikmäßigen Anlagen aber ließen logischerweise darauf schließen, daß dort oben die Zustände im Hinblick auf die hier zu leistende Präzisionsarbeit einigermaßen menschenwürdig wären und die Lagerinsassen für ihre kriegswichtige Arbeit auch ausreichend ernährt würden. – Wie Hermann immer versuchte, alles Unangenehme von mir fern zu halten, so schien er auch einer Unterhaltung mit mir über diese Einrichtungen ausweichen zu wollen. Dennoch kann ich mir nicht vorstellen, daß er über das Ausmaß der späteren schrecklichen Vorkommnisse in einem Lager außerhalb Deutschlands – bei Auschwitz – unterrichtet gewesen sei. – Ein Vorfall, der auch beim Nürnberger Prozeß kurz zur Sprache gekommen ist, bestätigt mir diese meine Auffassung:

Es war im Jahre 1942, als Frau Lily Martin, die ich sehr liebte – eine Schwester von Hermanns erster Frau – aus Schweden zu Besuch kam. Hermann war schon seit Tagen im Führerhauptquartier oder an der Front. So war ich viel mit ihr allein, und wir hatten Gelegenheit, uns über alles auszusprechen. An einem der ersten Tage ihres Besuches kam sie auf die Konzentrationslager zu sprechen, daß man in Schweden viel über diese Lager redete und auch darüber, was die Deutschen mit den Juden machten. »Ich bestätigte ihr, daß solche Lager vorhanden seien, worauf sie mich bat, ob sie als schwedischer Gast nicht einmal ein solches Lager, vielleicht Theresienstadt, besichtigen könnte, von dem im Augenblick in Schweden am meisten gesprochen würde. Ich war sehr einverstanden und sagte ihr zu, Himmler anzurufen. Dem könnte es ja nur recht sein, wenn man in

Schweden böse Gerüchte dementierte. – Ich ließ mich also mit Heinrich Himmler verbinden und trug ihm meinen Wunsch vor. Seine anfängliche Freundlichkeit wich einer eisigen Abwehr: »Das kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte er, »meine Frau sieht sich ja auch nicht die Luftwaffenheime Ihres Mannes an. »Das kann sie aber gern«, gab ich zur Antwort. – »Nein« sagte er. »Wir haben uns abgesprochen, uns nicht gegenseitig in die Ressorts zu pfuschen, und dabei bleibt es.« Damit hängte er ein. Es war nicht leicht, sich als Frau an diesen barschen Kriegston zu gewöhnen.

Wenige Tage später erzählte ich Hermann von diesem Vorfall. Er war empört: »Du kannst Dich darauf verlassen, sobald ich jetzt einmal in diese Gegend komme, schaue ich mir die Sache an.« – – Er *kam* bald in diese Gegend, kam aber nicht dazu, das Lager zu besichtigen. Die SS-Wache vor dem Tor meldete ihm militärisch: »Herr Reichsmarschall, man hat uns ausdrücklich darauf hingewiesen, daß wir erschossen würden, wenn wir Sie hier hereinließen.«

Als mein Mann daraufhin Himmler anrief, gab dieser zur Antwort, daß das Ganze wohl ein Irrtum gewesen sein müsse! – Beim Nürnberger Prozeß war mein Mann sehr froh darüber, daß Himmler damals die Besichtigung abgelehnt hatte. Hätte man Göring z. B. Theresienstadt gezeigt, dann würde wohl vor einem solchen Besuch der Betrieb so weit in Ordnung gebracht worden sein, daß der Besucher nicht hätte mißtrauisch werden können. Man hätte aber im Lager von ihm Fotos gemacht, und kein Mensch hätte ihm mehr geglaubt, daß er mit den Konzentrationslagern während des Krieges »nichts zu tun gehabt« hätte. Eine Tatsache, die ihm später in Nürnberg auch geglaubt worden ist.

*

Schon oben habe ich erwähnt, daß ich in meinen Weimarer Jahren von der Rassenfrage nur sehr wenig gehört und so gut wie nichts verstanden hatte. Erst in Berlin sollte ich Symptome eines antijüdischen Rassenhasses erfahren, den ich früher aus

meiner unpolitischen Sicht für unmöglich gehalten hatte. Aber ich erkannte, daß das Problem da war und spürte, daß der Haß schwelte und kaum mehr einzudämmen war. Ich entschloß mich also eines Tages zu dem Versuch, mich mit Adolf Hitler über das heikelste aller Themen zu unterhalten. Es war dies freilich noch in den Monaten, in denen er bei uns nicht nur ein sehr gern gesehener, sondern auch ein äußerst liebenswürdiger und anregender Gast war. Ein Mann, mit dem man sich unbefangen unterhalten konnte, und der sich selbst noch über Vorkommnisse lustig machte, die seine Umgebung tierisch ernst nahm. Mitten in einer solchen harmlosen Unterhaltung verzerrten sich plötzlich seine Züge, als das Stichwort »Juden« fiel. Seine Stimme wurde hart, als er sagte: »Die Juden sind ein Bazillus, der das ganze Volk vergiftet. Auch Sie, Frau Göring, werden von ihm angesteckt.« – »Ich?« lachte ich, »aber ich bitte Sie. Ich kenne so viele großartige Juden und ich weiß nicht, womit ich mich anstecken sollte.«

»Das ist es ja gerade«, gab Hitler sehr ernst zur Antwort, »Sie versprühen ihr Gift und keiner merkt etwas davon.« Seine Augen flackerten. Es war ein furchtbarer Haß in ihm. Irgend wann einmal in seiner Jugend, so ging es mir durch den Kopf, muß er ein tragisches Erlebnis mit einem Juden gehabt haben. Anders konnte ich mir sein Verhalten nicht erklären. Jedes Argument, das ich ihm gegenüber vorbrachte, prallte an ihm wie an einem unverrückbaren Felsen ab und machte mir meine völlige Hilflosigkeit deutlich. Es war nicht anders, wie wenn ein Hund den Mond anbellt. – –

*

Nach dem Krieg, als uns die Verbrechen an den jüdischen Lagerinsassen in unseren Lagern mitgeteilt wurden, haben wir inhaftierten Frauen der führenden Männer uns oft die Frage vorgelegt, ob Hitler wohl selbst genau gewußt hat, was Himmler in Auschwitz getan hat. Wir waren geteilter Meinung darüber. Viele, die ihn näher gekannt hatten, meinten, daß Hitler

selbst nie so weit gegangen wäre. Andere glaubten, daß niemand ohne seinen Befehl derartige Untaten hätte auf sich laden können. Heute wissen wir jedenfalls, daß ein Tötungsbefehl nirgends gefunden worden ist.

*

Wie sehr die Früchte der antisemitischen Propaganda auch – oder gerade – bei einfachen Menschen jedes andere Gefühl überwucherte, konnte ich vielfach im eigenen Haus erleben, wo mir einmal – immerhin der Frau des Reichsmarschalls – ein kleiner SS-Mann den Mund verbot.

Es ging um eine jüdische Ärztin in Wien. Ein mir bekannter Mediziner in Innsbruck hatte für sie öfter bei mir interveniert. Wir hatten sie bisher so ziemlich aus allem heraushalten können. Aber jetzt schien ihr Transport in ein Lager unvermeidlich geworden zu sein. Es mußte schnell gehandelt werden. Kurz entschlossen rief ich Hermann im Führerhauptquartier an. Er riet mir, ich sollte mich mit Baldur von Schirach in Wien in Verbindung setzen und ihn bitten, daß er die Einweisung in ein Lager auf den ausdrücklichen Wunsch des Reichsmarschalls verhindern möge. Danach fragte ich Hermann noch: »Darf ich auch sagen, daß man sie von den kleinen Belästigungen verschonen soll?« »Ja, natürlich«, antwortete Hermann. Ich meldete das Gespräch nach Wien an und übermittelte Baldur von Schirach den Wunsch meines Mannes, hinzufügend, daß Schirach außerdem dafür sorgen solle, daß die Frau keinen Judenstern zu tragen brauchte. – Kaum hatte ich dies gesagt, als es in der Leitung knackte. Der SS-Mann in unserer Hausvermittlung schaltete sich ein und erklärte: »Das mit dem Judenstern hat der Herr Reichsmarschall *nicht* gesagt.«

Ich war so fassungslos, daß mir im ersten Augenblick nichts einfiel. Daß unser Telefon abgehört wurde, war mir schon seit langem klar, aber daß sich jetzt jeder SS-Mann in ein Gespräch mit mir und dem Reichsverteidigungskommissar von Wien einschalten konnte, um mir vorzuschreiben, was ich zu sagen hätte,

das war mir neu. Mit dem Hinweis darauf, daß mein Mann auch von einer Vermeidung »der kleinen Belästigungen« gesprochen hätte, setzte ich meinen Wunsch dann schließlich doch durch.

Ein Einzelschicksal, das mir am deutlichsten die Leiden bewußt werden ließ, die durch die Rassenpolitik verursacht wurden, bedeutete das Los meiner Kollegin Rose Korwan. Wir hatten uns um 1923 herum in Stuttgart am Theater kennen gelernt. Wir waren gute Kolleginnen.

Später stand ich dann mit Röschen, wie wir sie nannten, immerhin so gut, daß ich sie sechs Wochen in meiner Weimarer Wohnung beherbergte. Von einer in den USA verstorbenen Großmutter hatte sie eine beträchtliche Summe geerbt, die es ihr später ermöglichte, in Berlin zu leben, ohne auf Engagements angewiesen zu sein. Als ich sie kurz nach der Machtübernahme zum ersten Mal in Berlin besuchte, hing von ihrem Fenster in der Pension, wo sie wohnte, eine Hakenkreuzfahne. Auf meinen vielsagenden fragenden Blick nach der Fahne streckte sie beschwörend beide Arme in die Luft: »Um Himmels Willen, wie kannst Du nur so etwas denken!«

Nachdem wir ein wenig über das Theater geplaudert hatten, erzählte ich ihr, daß ich jetzt öfter in Berlin sei, worüber sie sich riesig freute. Als ich ihr aber bekannte, daß ich Hermann Göring liebte und seinetwegen wiederkäme, verkrampften sich ihre Züge zu einem einzigen Ausdruck der Enttäuschung. Sehr leise sagte sie: »Ausgerechnet Du, die ich doch immer so gerne mochte.« Ich protestierte: »Aber Röschen, ich bitte Dich, das hat doch mit uns nichts zu tun.«

Vielleicht gerade darum, weil sie von mir so enttäuscht war, gelobte ich mir, sie nie mehr aus den Augen zu verlieren, und da ich nun durchaus zu ihr halten wollte, entstand von jetzt an eine wirkliche Freundschaft. Ich habe sie u. a. später jedes Jahr an ihrem Geburtstag in unser Palais am Potsdamer Platz eingeladen.

Mit Hermanns Wissen bekam sie von mir Geschenke und später, als ihr Vermögen aufgebraucht war, auch Geld. Sie revanchierte sich bei der Geburt meiner Edda mit der ersten Win-

del, in die sie ein Röschen hineingestickt hatte. Hermann amüsierte sich sehr darüber und erinnerte mich an das alte Sprichwort: »Die erste Windel soll von einem Juden sein.«

*

Als sich das Leben für die Juden in Berlin immer schwieriger gestaltete, veranlaßte ich Hermann, ihr jeden Monat einen Betrag unter seinem Absender zu schicken. Es war mir nicht so sehr des Geldes wegen –, das gab ich ihr auch von mir aus – es ging mir mehr um den Empfangsabschnitt der Zahlkarte. Als Frau, die nachweisen konnte, daß Hermann Göring sie persönlich finanziell unterstützte, war sie vor den Belästigungen untergeordneter Instanzen besser geschützt.

Im Jahre 1943 heiratete sie einen jüdischen Freund. Sicherlich aus einem Zusammengehörigkeitsgefühl, das unter den Verfolgten naturgemäß besonders stark war. Ich wußte nun, daß wir weiter unser Bestes tun müßten, um jetzt nicht nur ihr, sondern auch ihrem Mann zu helfen.

Es war das Jahr, in dem wir nach Berchtesgaden übersiedelten. Dadurch verlor ich vorübergehend den Kontakt mit ihr. Anfang 1944, ich war gerade wieder in Carinhall, erreichte mich ein Anruf von ihr aus Berlin. Sie war verstört, ratlos und verzweifelt: »Emmy, mein Mann ist verschwunden, kannst Du irgend etwas tun, um mir Gewißheit zu verschaffen, wo er sich befindet?« Ich versprach ihr natürlich sofort, mich augenblicklich bei Himmler zu erkundigen. Der Chef der SS war über meinen Anruf keineswegs erfreut: »Sind Sie sich eigentlich darüber klar, Frau Göring, daß Millionen deutsche Frauen nicht wissen, wo ihre Männer an der Front sind, und da kommen Sie mir mit der Bitte, mich um das Schicksal eines einzelnen Juden zu kümmern!« Ich bat und beschwor ihn, mir diesen persönlichen Gefallen zu tun. – Was immer Himmler auch darüber denken mochte, er rief jedenfalls bald wieder zurück. Folgende Geschichte hatte sich zugetragen: Röschens Mann, der an einer periodisch auftretenden Schizophrenie litt, hatte in der Eisenbahn mit einem SS-

Mann Streit bekommen und in seinem Wahn jenen beschuldigt, ihm seinen Mantel gestohlen zu haben. Nachdem beide ausgestiegen waren, und die Beschuldigungen immer massiver wurden, war es dem SS-Mann zu dumm geworden. Er ging mit ihm kurz entschlossen zur nächsten Polizeistelle. Erst dort wurde festgestellt, daß Röschens Mann Jude sei, und schließlich, daß er seinen Mantel und seine Aktentasche in der Bahn liegengelassen habe. Man brachte ihn sofort nach Berlin zur Gestapo am Alexanderplatz, um ihn zu untersuchen. Der Arzt stellte fest, daß der Mann dringend eine Insulinspritze brauchte. Das war die Situation, als Himmler telefonisch zurückrief. Ich bat ihn nun, dafür zu sorgen, daß dem Mann die erforderliche Spritze genehmigt würde. Himmlers Reaktion war heftig: »Insulin haben wir nicht einmal mehr für unsere Männer an der Front«, so belehrte mich Himmler. »Außerdem ist dieser Mann geisteskrank und für seine Mitmenschen gefährlich, wir bringen ihn nach Theresienstadt, das ist unser bestes Lager und dort hat er es gut.«

Röschen durfte ihren Mann in Berlin am Alexanderplatz noch besuchen und ihm Pakete bringen. Mit unserer gemeinsamen Freundin Jenny besprachen wir, was nun zu tun sei. Himmler hatte noch betont, seine Anordnung sei unwiderruflich. Röschen flehte mich nun an, doch zu veranlassen, daß sie ihren Mann ins Lager begleiten dürfte, weil er sie ja nun erst recht brauchte. Die Situation war aber jetzt dergestalt, daß ich ohne Hermann nichts mehr unternehmen konnte. Er kam an jenem Nachmittag von einer Truppenabnahme müde nach Hause. Als ich ihm erklärte, worum es ging, eilte er, noch mit Mantel und Mütze, zum Telefon, um Heinrich Himmler anzurufen. Nach langem Hin und Her gab Himmler sein Einverständnis, daß die Frau zusammen mit ihrem Mann ins Lager ginge. Im übrigen sei alles in Ordnung. Er würde persönlich dafür sorgen, daß die beiden einen Raum für sich allein bekämen und auch eine Hilfe für die Reinigung des Zimmers. Diese Zusage freute uns alle.

Am Nachmittag sprach bei uns ein Höherer Rot-Kreuz-Führer vor. Als ich ihn im Lauf der Gespräche nach Theresienstadt fragte, teilte er mir mit, daß dieses Lager unter jüdischer Selbst-

verwaltung und deutscher Oberaufsicht stehe, und daß es immer wieder vom Internationalen Roten Kreuz besichtigt und in Ordnung befunden worden sei. Diese Auskunft beruhigte mich sehr. – Ich ließ einen Mantel und Kleider für Röschen machen und kaufte ihr eine Wäscheaussteuer. Jenny brachte die beiden Menschen einige Tage später zur Bahn. Völlig deprimiert rief sie mich nach einigen Stunden an: »Ich habe genau aufgepaßt, der Zug fuhr gar nicht nach dem Osten (will heißen: in Richtung Theresienstadt), sondern in eine ganz andere Richtung.« Als ich Hermann sofort davon Mitteilung machte, rief er abermals bei Himmler an. Der war nicht daheim, aber am selben Abend noch brachte ein Bote eine schriftliche Mitteilung von ihm an meinen Mann mit der Versicherung, er habe soeben in Theresienstadt angerufen und festgestellt, daß die beiden gut angekommen seien. – Nach dem Krieg erzählte mir ein amerikanischer Schriftsteller, daß weder Röschen noch ihr Mann Theresienstadt je erreicht hätten. – Sie seien unterwegs umgekommen. – Das war nun allerdings ein großer Schock für mich. Trotz vieler Nachforschungen habe ich auch nie erfahren können, was sich wirklich zugetragen hat.

So vielen Juden, die sich an mich gewandt hatten, habe ich durch meinen Mann helfen können – und gerade diese mir so nahe bekannten Menschen mußte dieser grausame Schlag treffen! – Ich konnte gar nicht damit fertig werden. –

Als ich 1946 in Nürnberg meinen Mann sehen durfte, war es fast das erste, was ich ihm mitteilte. – Er war völlig außer sich: – »Glaube mir, Emmy, das war eine Falschmeldung des amerikanischen Schriftstellers; denn: wenn die Auskunft seine Richtigkeit hätte, *wäre es nicht zu fassen!* Himmler hat mir doch, das weiß ich genau, geschrieben, daß alles in Ordnung sei!« – Zu tiefst erschüttert fügte er hinzu: »Ich habe diesem Mann geglaubt! Das wäre ja eine Ungeheuerlichkeit!« – Ich ging damals von ihm fort mit der leisen Hoffnung, daß er vielleicht recht hätte – –. Ich habe nie wieder etwas von Röschen und ihrem Mann gehört – –.

Es kommt heute noch vor, daß ich in Kreisen von Freunden und Besuchern auf dieses ganze schreckliche Kapitel der Regime-

zeit Adolf Hitlers angesprochen werde. Ich zitiere dann immer, was meine Tochter Edda, die an ihrem Vater mit großer Liebe hängt, als Argument benützt: »Ich weiß nicht, wie viele Juden man umgebracht hat, aber wenn es nur ein einziger war, so war es ein grausames Unrecht.«

*

Damals, als ich, entgegen dem Rat eines Kollegen, meinen alten Lehrer Leopold Jeßner besuchte, war ich noch der Meinung, daß die Pessimisten in dieser Frage zu schwarz sähen. Bald aber wurde ich eines anderen belehrt. Die wenigsten Menschen von damals haben im entferntesten geahnt, was in dem weiteren Umkreis Ihres Daseins vor sich ging. Die wenigsten Deutschen kümmerten sich nach der Machtübernahme um die Dinge hinter den Kulissen. Jeder hatte mit seiner eigenen Not und der seiner Familie zu tun. Jeder dachte an den eigenen Wiederaufbau. Nach der langen, entsetzlichen Wirtschaftskrise war jeder damit beschäftigt, seine eigene Existenz wieder zu ordnen. Adolf Hitler, der jedem Arbeit und Brot gegeben hatte, so hoffte man, würde nun auch sein Versprechen, Deutschland einer gesicherten Zukunft entgegenzuführen, wahrmachen. Das war eine Mentalität, die man heute mit Recht verurteilen kann. Aber die Zeitstimmung war damals so hoffnungsvoll, der Deutsche so erfüllt vom Vertrauen auf kommende glücklichere Jahre, daß er die Schatten, die langsam heraufzogen, nicht wahrnahm. Ich weiß, es ist unsagbar schwer, dies alles der heutigen Generation verständlich zu machen, die jene Zeit nicht erlebt hat, aber man muß den Mut haben, über das Thema so zu sprechen, wie man es sieht. Auch den Mut, seine *subjektive* Meinung zu äußern. Handelt es sich hier doch um moralische, um ethische Anschauungen! –

Carin Göring, geb. v. Fock – die erste Frau Hermann Görings — † Oktober 1931

Emmy Sonnemann als Königin Luise in »Prinz von Preußen«, Berlin 1935

1935 Abschied von der Bühne mit »Minna von Barnhelm«. 1. Reihe: Emmy Göring, Lotte Bettge, Hans Leibelt, Gustaf Gründgens; dahinter v. l. n. r.: Alfred Muhr, Walter Werner, Hermine Körner, Otto Manstaedt, Bernhard Minetti, Eugen Klöpfer, Walter Frank, Helmuth Bergmann, Claus Clausen, Just Scheu, Alexander Köckert, Erich Dunskus, Klaus Jedzeck

7. KAPITEL

Als Gretchen im Berliner »Faust« – Gründgens als Mensch und Kollege – Filmrolle in der Schweiz – Zwei Gastspiele mit Gründgens in München und Hamburg.

Meine Erinnerungen sollen noch einmal die ersten Berliner Jahre am Theater aufleben lassen. Mit der Politik der neuen Regierung hatte ich mich in den ersten Monaten nur recht wenig befaßt. Am Berliner Staatstheater begannen die Vorbereitungen zu »Faust«. Und das ist ein Ereignis, das den Schauspieler fesselt und dem täglichen Leben entzieht.

Für die Rolle des Gretchen war Käte Gold verpflichtet worden. Sie hielt sich zu der Zeit in Wien auf, und aus mir nicht bekannten Gründen mußte sie den Vertrag lösen. So kam es, daß mir die Rolle angetragen wurde. Seitdem ich zum Fach der »Heldin und Salondame« übergewechselt hatte, wollte ich das der »Sentimentalen« nicht mehr spielen. Hinzu kamen Bedenken wegen meines Alters. Eine Neununddreißigjährige sollte das Gretchen verkörpern? Diese Lösung schien mir fatal. Ich wägte das Für und Wider, bat Kollegen um ihren Rat und sagte schließlich zu. Die Zeit der Einstudierung und Aufführungen dieser Berliner Faustinszenierung brachte mir viel Freude. Den Mephisto spielte Gustaf Gründgens, den Faust Werner Kraus, die Marthe Schwertlein Elsa Wagner. Vom ersten Augenblick an zeigte sich Gründgens, ebenso wie Elsa Wagner, mir gegenüber herzlich und kameradschaftlich. Ich glaube, daß Gründgens bis zu seinem Tode nicht gewußt hat, wie sehr er mir durch sein Verhalten den Start in Berlin erleichtert hatte. Er war ein einmaliger, großartiger Schauspieler und Mensch, empfindsam als Schauspieler wie als Regisseur bis in die Fingerspitzen, eine ästhetische Natur durch und durch, begnadet durch hohe Intelligenz. Es war ein Geschenk, mit ihm zusammen arbeiten zu dürfen.

Diesmal bekam ich eine außergewöhnlich gute Presse, auch der »Angriff« beurteilte mich positiv.

Später stand ich noch einmal mit Gustaf Gründgens auf der Bühne in dem reizenden und geistvollen Lustspiel »Konzert« von Hermann Bahr.

Gründgens überzeugte als Dr. Jura einmalig. Ich, die Marie, mußte viel Energie aufwenden, um von ihm nicht überspielt zu werden. Die Proben mit ihm als Partner waren für mich jedesmal ein großer Genuß, sie verlangten aber auch harte Arbeit.

Die rein menschliche, persönliche, private Sphäre trat während der Proben in den Hintergrund, offenbarte sich nur hin und wieder, wenn Regisseur und Schauspieler über eine problematische Auffasung, einen anderen Ton oder eine andere Geste diskutierten. Da waltete ab und zu auch viel geistreicher Humor. In guter Erinnerung sind mir die persönlichen Dialoge während der »Konzert«-Proben. Im 2. Akt saßen Gründgens und ich in der Almhütte am Frühstückstisch. Da bemerkte ich, was mir vorher nie aufgefallen war, daß mein verehrter Partner ein wenig schielte oder seine starken Brillengläser doch den Eindruck erweckten, als ob – – –. Naiv und »geradezu«, wie ich war, teilte ich ihm meine Beobachtungen vorsichtig mit. Ja, meinte er, das komme wohl von den sehr starken Brillengläsern und gewöhnlich dann, wenn er sehr intensiv bei der Arbeit sei. Gegen Ende des Aktes, bei einer weiteren kurzen Unterbrechung, meine ich plötzlich, wie in einer Eingebung: »Bitte nicht böse sein, Herr Gründgens, aber ich glaube, diesen letzten Satz betonen Sie falsch. Muß er nicht vielmehr so lauten – –? Und ich spreche ihn mit der von mir als richtig empfundenen Betonung vor. »Ich falsch betonen!« brummt er etwas indigniert. »Wieso? Völlig ausgeschlossen!« – Darauf wieder ich: »Aber ich bitte Sie, ich muß vorher so und so sprechen, und darauf können Sie doch logischerweise nur so und so antworten.« Er spricht den Satz noch einmal in seiner bisherigen Betonung und dann in der von mir empfohlenen. Da fällt es wie Schuppen von seinen Augen und er sagt lachend: »Weiß Gott, Sie haben recht! Wie konnte ich nur zu dieser blödsinnigen Betonung kommen?!

Vielen Dank, liebe Kollegin!« Und die Szene wurde noch einmal probiert.

Sicher war es seine Partnerschaft, sein Spiel und sein Ton, sein bezauberndes Wesen, was unmittelbar persönlich berührte und einen in eine gelöste Stimmung versetzte. Jetzt war es im 3. Akt. Wir hatten wieder an unserem Tisch Platz genommen und sahen uns gegenseitig an. Schon kommt es über meine Lippen: »Ich wollte Ihnen das schon lange einmal sagen, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß Sie ein ganz klein wenig lispeln.« Ich sagte es mit äußerstem Takt und so bescheiden, wie ich konnte. – Er: »Na, hören Sie mal, das ist ja allerhand!« Darauf ich: »Nein, Sie können mir's glauben, aber es ist ja gar kein Wunder: An den beiden mittleren Oberzähnen sind die Ecken ein ganz klein wenig abgeschliffen. Da lassen Sie sich einfach Jacketkronen drüberstülpen, und der Fehler ist sofort behoben.« –

»Also«, meinte jetzt der hohe Chef, indem er die drei Probenereignisse zusammenfaßte, »jetzt langt mir's aber! Sie sind wirklich eine ganz reizende Kollegin!! Erst stellen Sie fest, daß ich schiele, dann werfen Sie mir, dem Chef und Regisseur, falsche Betonungen vor, und schließlich behaupten Sie noch, daß ich lisple! Jetzt sagen Sie mir nur gleich, was Ihnen sonst noch an mir nicht gefällt!« – »Sonst gefällt mir alles großartig!« rief ich aus. Er lachte ebenso herzhaft wie die anwesenden Kollegen, und die Probe ging alsbald in einer prächtig aufgelockerten Stimmung zu Ende. –

Drei Tage später erschien Gründgens mit zwei Jacketkronen über den beiden Zähnen.

Von da ab habe ich mich, glaube ich, etwas bescheidener verhalten. Es war ja auch ein bißchen viel gewesen.

*

Auf einer der Proben erreichte mich die Anfrage, ob ich in die Schweiz kommen und filmen könnte. Ich hatte ein paar Monate vorher die Rolle der Hedwig in »Wilhelm Tell« ange-

boten bekommen und sie angenommen – wie sehr hatte ich auf diese Anfrage gewartet, auch nicht zuletzt deshalb, weil ich – dringend Geld brauchte. Leicht erklärlich: In Weimar besaß ich eine sehr schöne Wohnung. Ich gab sie auf, als man mich Hals über Kopf nach Berlin verpflichtet hatte, wo ich ein größeres Appartement beziehen konnte. Mein Mietsvertrag in Weimar lief erst im Oktober ab. Durch diesen Umstand unterhielt ich notgedrungen zwei teure Wohnungen. Zu alledem wurde mir kurz vor den Sommerferien vom Berliner Intendanten unterbreitet, daß ich während der Pause keinen Anspruch auf Gage hätte. Weimar zahlte naturgemäß in den Sommermonaten nicht mehr, weil ich den Vertrag gelöst hatte, und Berlin zahlte sie noch nicht, da ich dort erst drei Monate gewirkt hatte. Keine sehr erfreuliche Lage! – Und mit Hermann darüber zu reden, dazu fehlte mir offengestanden die Courage. Hätte ich mich aber an das Ministerium gewandt und dort beschwert, dann wäre die Reaktion folgende gewesen: gebt Frau Sonnemann um Gottes Willen die Gage! Sie ist mit Hermann Göring befreundet. Wir bekommen sonst den schönsten Krach. – Außerdem hätte dann Hermann über diesen Weg von meiner Misere erfahren und der Intendanz gewiß einen Vorwurf gemacht. Um all das zu vermeiden, galt es zu sparen und – auf meinen Film zu warten.

*

In jenem Jahr konnte ich zum ersten Mal während meiner Bühnentätigkeit zur Behandlung meines Ischiasleidens kein Heilbad aufsuchen.

In der sogenannten »Spruchkammer« hat man mir später vorgeworfen, mein Berliner Engagement sei ein »Protektionsengagement« gewesen. Erst als die Spruchkammer erfuhr, daß ich mit der gleichen Gage nach Berlin abgeschlossen, wie ich sie in Weimar bekommen hatte, und daß gerade jenes Jahr das erste gewesen sei, in dem ich mir keine Erholung hätte leisten können, mußte sie wohl oder übel ihre voreingenommene Meinung revidieren.

Inzwischen hatte ich eine kleinere Wohnung in Berlin gefunden. Eine Zeitlang aber saß ich noch in der größeren. Meine Freundin aus Weimar war bei mir zu Besuch, und wir zerbrachen uns den Kopf, wovon wir den Umzug bezahlen sollten. Da traf das ersehnte Telegramm ein mit der Aufforderung, umgehend nach Zürich zu kommen. Für diese Filmrolle sollte ich 3000 RM und für die englische Version noch weitere 1000 RM erhalten. Laut Vertrag sollten unmittelbar nach den Außenaufnahmen 1000 RM ausgezahlt werden; gerade diesen Betrag benötigte ich zum Umzug. Am Staatstheater bat ich um zwei Tage Urlaub, den ich auch sofort erhielt. Hermann hatte mir einmal gesagt: »Wenn es soweit ist, daß Du zum Filmen nach Zürich gehen mußt, dann frag' Fräulein Grundtmann – sie war seine Sekretärin –, ob gerade ein Flugzeug bereitstehe. Du könntest dann ohne weiteres mitfliegen«. Fräulein Grundtmann teilte mir, da Hermann verreist war, mit: »Natürlich können Sie fliegen. Das Flugzeug kommt dann übermorgen nach Berlin zurück.«

Ich begab mich gleich nach der Probe zum Flugplatz. In Zürich angekommen, stieg ich in eine Kleinbahn um und war abends im Hotel, in dem die Filmdarsteller für den »Wilhelm Tell-Film« untergebracht waren. Die Situation war trostlos. Es goß in Strömen. Vierzehn Tage schon warteten die Darsteller auf besseres Wetter. Die Außenaufnahmen waren buchstäblich ins Wasser gefallen. »Wie lange können Sie denn bleiben?« erkundigte sich während des Abendessens der Regisseur. – »Morgen den ganzen Tag; übermorgen muß ich zurück sein: ich habe am Abend in Berlin zu spielen«. Er sah mich verblüfft an. »Um Gottes Willen! Ja, glauben Sie denn, daß ausgerechnet morgen gutes Wetter ist?« –

»Ja, bestimmt«.

Im stillen bangte ich um gutes Wetter. Der Umzug, schoß es mir durch den Kopf, und kein Geld!

Am anderen Morgen um 6 Uhr wurde ich geweckt. Natürlich goß es. Ich wurde geschminkt und frisiert, und dann ließ der Regen tatsächlich nach. –

»Sollen wir denn wirklich losfahren« fragte mich der Regisseur, »ich muß ja für alle Mitglieder die Tagesverpflegung mitnehmen.« – »Selbstverständlich fahren wir los. Sie werden sehen, gleich scheint die Sonne!« Dabei schlug mir das Herz vor Angst bis in den Hals. Mißtrauisch schaute er mich an. Wir fuhren also eine ziemliche Strecke ins Gebirge. Erst tröpfelte es noch, dann hellte es sich immer mehr auf. Schließlich kamen wir auf einer Bergwiese an, und in dem Augenblick, da der Regisseur mit mir meine Szene durchgesprochen hatte und in die Runde rief: »Tja, jetzt können wir anfangen!«, da brach die Sonne strahlend durch die Wolken. Es wurde zwar ein schwüler, aber sehr schöner Tag. Die Außenaufnahmen mit mir konnten abgeschlossen werden, und als der Aufnahmeleiter noch eine Großaufnahme von den zwei Tell-Buben und mir, der Hedwig, machen wollte, fing es langsam an zu regnen! – –

Ich übernachtete in Zürich, flog in der Frühe nach Berlin zurück und stand abends auf der Bühne. Am anderen Morgen kam ein Bote und brachte mir die erwartete Gagenanzahlung. In meiner Freude gab ich ihm ein besonders großes Trinkgeld. Nun konnte ich umziehen! –

Damit hatte die Filmepisode aber noch keinen Abschluß gefunden:

Zwei Tage nach meiner Hochzeit mit Hermann Göring machte mich Fräulein Grundtmann darauf aufmerksam, daß sie beim Abrechnen auf eine alte unbezahlte Rechnung über 1000 RM gestoßen sei. Die Rechnung wäre für einen Charterflug nach Zürich auf meinen Namen ausgestellt. Ahnungslos hatte ich ein Privatflugzeug nach Zürich benutzt, dessen Kosten ich zu tragen hatte. »Warum geben Sie die Rechnung erst jetzt heraus?« wandte sich mein Mann an seine Sekretärin. »Ich hielt es für richtig, noch ein bißchen zu warten, ich wollte nicht, daß Frau Sonnemann die Rechnung bezahlte.«

Wie oft hat mich mein Mann später damit aufgezogen, daß ich ja nun doch eigentlich auf seine Rechnung umgezogen sei. Wieviel haben wir darüber noch gelacht. Wie oft wollte er fürderhin für mich etwas bezahlen, was ich gar nicht gerne sah.

Als ich meine neue Wohnung in der Bendlerstraße einrichtete, kam er immer wieder vorbei, um mir einmal ein Radio, ein andermal einen schönen Stuhl zu bringen. Als er mir eines Tages sogar Küchenmesser anschleppte, wies ich das Geschenk abergläubisch zurück: »Solche Geschenke bringen Unglück« und ich setzte meinen Willen, sie zu bezahlen, durch. Hermann nahm fünf Pfennige für das Stück. –

Für mich war es damals eine herrliche Zeit. Ich war glücklich, verliebt, und fühlte mich so jung wie nie zuvor. Auch am Theater ging alles nach Wunsch. Die Mitglieder waren jetzt herzlich und kollegial zu mir.

*

In den Sommerferien gastierte Gustaf Gründgens mit mir in den Münchner Kammerspielen mit Hermann Bahrs schon genannter Komödie »Konzert«. Am Morgen nach der Premiere schob er die Kritiken der Münchner Blätter unter meiner Hotelzimmertür durch.

»Na«, sagte er, als ich ihm beim Mittagessen dankte, »sind Sie nun zufrieden? In München würden Sie sicher nicht diese ausgezeichnete Presse haben, wenn Sie es nicht verdient hätten. Vielleicht verlieren Sie bald einmal Ihre Berliner Minderwertigkeitskomplexe!« –

Hermann Göring, der an dem Abend, als ich die letzte Vorstellung gab, in München eine Rede hielt, wollte mich für die letzten acht Tage der Sommerferien mit auf den Obersalzberg nehmen.

Fast wäre uns diese Reise zum Verhängnis geworden. Wie bei Hermann üblich, fuhren wir mit hoher Geschwindigkeit einen Berg hinauf. Kurz vor der letzten Anhöhe kamen uns ein Omnibus und ein Personenauto entgegen. Der PKW war mitten in einem Überholmanöver. Ein Zusammenprall mit ihm war unvermeidbar. Ein lautes Krachen und die Gefahr hatte ihren Höhepunkt erreicht. Das entgegenkommende Fahrzeug hatte nur geringen Schaden, aber unser Auto sah jämmerlich

aus. Ein Rad hatte sich gelöst, das Steuerrad hatte sich zwischen Hermanns Rippen gepreßt, aus Nase und Mund rann Blut. Ich war mit dem Kopf gegen die Scheibe geprallt. Wenn unser »Mercedes« nicht so fest und stabil gewesen wäre, dieser Unfall wäre für uns ärger ausgegangen. Wir fuhren nun zunächst mit dem Wagen der Begleitung Görings ins Rosenheimer Krankenhaus und von da zum Obersalzberg. Hermann hatte sich ein paar Rippen gebrochen, bei mir stellte der Arzt einen Schädelsprung fest. Am Obersalzberg galt es, die verordnete, einwöchige Bettruhe zu befolgen. Ursprünglich war für den nächsten Tag ein Aufstieg zu Hermanns Hütte in 2000 m Höhe geplant. Ich hatte schon die ganze Zeit vorher einen heiligen Respekt vor diesem Unternehmen. Infolge meiner Ischiasschmerzen, die mich schon damals quälten, konnte ich nicht allzulange laufen, viel weniger in die Berge steigen. Beim Abschied von Gründgens hatte er über die mir bevorstehende Hüttenwanderung geflachst, und ich geseufzt: »Wenn doch nur etwas dazwischenkäme, daß mir die Kraxelei auf die Hütte erspart bliebe . . .!« Am nächsten Tag bekam ich von ihm folgendes Telegramm: »Wären Sie vielleicht doch nicht lieber auf die Hütte gegangen? Gute Besserung wünscht Ihnen Ihr Gustaf Gründgens.« Trotz aller Schmerzen mußte ich herzlich lachen.

Eines Tages fragte mich Gründgens, ob ich Lust hätte, mit ihm in Hamburg im »Faust» zu gastieren. Wie oft hatte ich mir das gewünscht. Meine Mutter, die ich über alles geliebt und die mich fast in jedem meiner Engagements besucht hatte, hätte mich so gern einmal als Gretchen erlebt. Aber bevor ich ihr den Wunsch erfüllen konnte, war sie gestorben. Darum wollte ich jetzt in meiner Heimatstadt Hamburg nicht gerade das Gretchen spielen. Ich nannte diesen Grund meinem Chef und er zeigte dafür Verständnis. Mit seinem Vorschlag jedoch, mit dem »Konzert« dort zu gastieren, war ich einverstanden, und so kam es in Hamburg zu einem sehr erfolgreichen Gastspiel. In der Loge saß mein fast achtzigjähriger Vater, der mich

zum ersten Mal auf der Bühne erlebte. Er war sehr glücklich, daß ihm das Schicksal noch diese Freude schenkte.

Die neue Saison in Berlin wurde mit »Minna von Barnhelm« eröffnet. Gustaf Gründgens führte Regie. Die weibliche Hauptrolle hatte ich übernommen. In der Rückschau empfinde ich die Proben zu Lessings Lustspiel als die angenehmsten meiner ganzen Theaterzeit. In solchem Maße war es mir noch nie widerfahren, daß ein Regisseur den Schauspieler so ganz erfaßt, daß er ihm jene individuellen Hilfen geben kann, die ihn zu voller Entfaltung bringen. Sich selbst aufgeben und sich mit der darzustellenden Gestalt zu identifizieren, ist ein Zustand, in dem ein Schauspieler vollendete Kunst zeigen kann. Mit jeder Probe wuchs mein Dankgefühl gegenüber diesem großen Theatermann, der alles, was in mir an Talent steckte, herauszuholen verstand. Außerdem war es herrlich, mit einem so großartigen Ensemble zu spielen. Man steigerte sich an diesen echten großen Komödianten. Nach der Premiere, die sich zu einem Riesenerfolg gestaltete, wollte ich mich bei meinem Intendanten bedanken. Er wehrte jedoch ab: »Ach, Unsinn, man kann jemanden aufs Pferd setzen, aber reiten muß er allein können.« – Auch an Jeßners Wunsch, mich einmal als Minna sehen zu können, dachte ich an diesem Abend.

Ich hatte erreicht, was ich als Schauspielerin in Deutschland überhaupt nur erreichen konnte. Der Name Emmy Sonnemann war durch das Theater in Berlin gewachsen. Das fühlte ich auch aus der Resonanz eines großen echten Freundeskreises, der nicht schmeichelte. Und so fand ich in Berlin die Erfüllung und später den Abschluß meiner künstlerischen Laufbahn.

8. KAPITEL

Ein Wort über Görings Charakter und frühesten politischen Leistungen – Der frühere Irische Gesandte Charles Bewley als Kronzeuge und gerechter Beurteiler – Unsere Lebenswege

Wohl fühle ich klar, daß der Rahmen dieser Erinnerungen der Frau des einstigen Preußischen Ministerpräsidenten und Reichsmarschalls für eine auch nur teilweise Darstellung der Leistungen, die die genannten Ämter hervorgebracht haben, nicht recht geeignet ist. Nach den hervorragenden Ausführungen von Hermann Görings Verteidiger Dr. Stahmer im Nürnberger Prozeß des Jahres 1946 und nach den selbst von allen gerechten Ausländern respektierten Darstellungen, die Hermann Göring in seiner großen Nürnberger Verteidigung von seinen Ämtern, Aufgaben und Verantwortungen gegeben hat, könnte es sich vielleicht erübrigen, daß die Frau dem unsichtbaren Denkmal, das ihre Erinnerung hegt und pflegt, noch weitere Dokumente zum Gedächtnis des Toten hinzufügt. Es wäre aber ein Fehler und Versagen der Frau, die diesen Mann geliebt hat und liebt, weil sie ihn am besten von allen Menschen gekannt hat, wenn sie es jetzt versäumen wollte, das im Streit und Wirrnis der Meinungen der letzten Zweijahrzehnte arg verzerrte und verschobene Bild Hermann Görings für die Nachwelt wieder zurechtzurücken. Meine Hauptzeugen, die ich für Görings Wesen und gerade deutsche Denkart aufrufe, sind noch immer seine Fliegerkameraden aus beiden Weltkriegen, sind aber auch zahlreiche Flieger ehemaliger feindlicher Streitkräfte, die Göring ihre Hochachtung nie versagt haben.

Vor diesen allen ist von meiner Seite nichts »zurechtzurücken« –. Ich muß aber an diejenigen Schichten des deutschen Volkes denken, für welche Hermann Göring einst eine ausgesprochen volkstümliche Persönlichkeit gewesen ist. Die Kinder dieser Schichten werden morgen und übermorgen fragen, warum

dieser Mann in Nürnberg 1946 verurteilt wurde und – – so sterben mußte. Und warum man über alle Nachkriegsnöte die Leistungen dieses Mannes vergessen, d. h. völlig übersehen konnte, die als Leistungen doch beim besten Willen nicht wegzudiskutieren sind, selbst wenn sich heute die Standpunkte der Betrachtung und der historisch-politischen Folgerungen geändert und die Anschauungen von heute jene von gestern verdrängt haben. Deshalb sei es mir erlaubt, in meiner Erinnerung noch ein wenig bei seinen Leistungen zu verweilen, soweit sie in den letzten Zweijahrzehnten von verständnisvollen Beurteilern gewürdigt worden sind. Sie wurden ja auch von Göring selbst in seinem großen Rechenschaftsbericht vor dem Tribunal seiner Feinde klar herausgestellt[1].

Es hat schon seine Ursachen, wenn ich hie und da als Frau erwähnen mußte, wie herzlich wenig Privatleben mein Mann gekannt hat und wie ich mir von Anfang an die Stunden stehlen mußte, in denen Hermann Göring mir und ich ihm gehörte. Wie nur Wenige kann ich bezeugen, daß er zu allen Zeiten, vor der Eheschließung und all die Jahre später bis zum letzten Tag seines Schaffens, tief in einem ihn fast erdrückenden Arbeitsprozeß gesteckt hat. Und dieser resultierte aus den zahllosen Aufgaben, die ihm entweder Hitler oder die er sich selber stellte. Unter diesen Aufgaben aber sehen wir diejenigen des sogenannten *Zweiten Vierjahresplans* im Vordergrunde. Dieser Plan hat vom Frühjahr 1936 ab Görings Kräfte unablässig in Anspruch genommen, weil er für dessen Durchführung die Hauptverantwortung trug. Wenn die anderen Ämter Görings schon zähe Arbeit erforderten, so stand diese schöpferische Leistung (Idee, Disposition, Personalfragen und praktische Durchführung), wie sie auch schon der Erste Vierjahresplan erheischt hatte, wohl an der Spitze. Wer solche Leistungssteigerungen von der deutschen Wirtschaft verlangte und tatsächlich in wenigen Jahren erreichte, der mußte selbst eine energiegeladene Potenz sein und Vorbild geben.

[1] Internationaler Militär-Gerichtshof Nürnberg«, Amtlicher Text Bd. IX, S. 268 ff.

Schon die Zumutung der neuen Regierung Hitlers an das Deutsche Volk, gleich anschließend an den Ersten Vierjahresplan, der zur Festigung der deutschen Wehrkraft und zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit nötig war, noch einen *zweiten* anzuordnen, mußte großen Kreisen des Volkes als ein »Zuviel« erscheinen. Wer ihm das zumutete, mußte beim Volke viel Kredit besitzen. Diesen aber besaß Göring. Da war das bedenkliche Rohstoffproblem zu lösen, das Lebensmittelproblem und die Frage der Fettversorgung. Einem Volke, das keine Kolonie, aber auch kein Gold besaß, um die fehlenden Güter einzukaufen, dem mußte man sozusagen pädagogisch beibringen, wie man durch eine möglichst rationelle Lebensweise und Haushaltung die Knappheit auf allen Gebieten überbrückte. – Für das Rohstoffgebiet aber hatte Göring vor allem Wissenschaftler und Techniker von Rang einzusetzen, die mit ihrer Erfindungsgabe *das* im eigenen Land ersetzten, was andere Nationen durch ihre Rohstoffquellen in den Kolonien geliefert bekamen. Eine besondere und vielbeachtete Maßnahme Görings war es, daß er als Kommissare und Bevollmächtigte für die Rationierung z. B. der Rohstoffe nicht nur Männer der Ministerialbehörden einsetzte, sondern auch auf einige hervorragende höhere Offiziere des Generalstabs zurückgriff, um nicht überall von der bürokratischen Umständlichkeit eines Beamten gehemmt zu sein und um die Organisation zu straffen und beweglicher zu gestalten.

Ich entsinne mich unter anderem aus den ersten Kriegsjahren eines Generals Thomas, der meinem Mann in den Planfragen zur Seite stand. Neben ihm wirkten als Bevollmächtigte einige Obersten des Generalstabs mit. Es war das ein völlig neuer Arbeitsstil, der allenthalben viel Beachtung fand. Es kann nicht verschwiegen werden, daß der damalige Preiskommissar und daß die deutsche Arbeitsfront, die die Lohnfragen regelte, dem Deutschen Volk harte Nüsse zu knacken gegeben und Hermann Görings Beliebtheit nicht gerade gesteigert haben – Aber als der Hauptverantwortliche mußte er diese Einbuße schließlich in Kauf nehmen.

Um das Bild, das hier durch Görings Selbstportrait und die

von mir bisher skizzierten Züge seines Charakters entstanden ist, durch Aufzeichnungen eines neutralen Beobachters zu ergänzen, möchte ich noch einmal das Buch von Charles Bewley, des Irischen Gesandten in Berlin, heranziehen, das 1956 in Göttingen erschienen ist und den Titel »Hermann Göring« trägt.[1] In dieser Arbeit kommt das rein Menschliche Hermann Görings sehr gut heraus. Der Verfasser geht der ganzen Wahrheit auf den Grund, beschönigt und verteidigt nichts, rückt aber gehörig zurecht, wo es angesichts der Propagandaliteratur des Feindes nötig ist. Bewley ist Ire und stolzer Brite und stellt das Motto »Right or wrong, my country« ohne weiteres, ohne Bedenken an die Spitze seines Buches, und unmittelbar darunter das Wort Hermann Görings: »Wo es sich um mein deutsches Vaterland handelt, kenne ich keine Objektivität.« Man erkennt schon daraus, daß es dem Verfasser um Gerechtigkeit geht.

Schärfer hat, neben dem deutschen Publizisten Heinrich Härtle (in seinem Buch »Freispruch für Deutschland«[2]), niemand die Methode des Nürnberger Prozesses verurteilt als Charles *Bewley*. Diese Methode bestand seiner Ansicht nach darin, daß es dem Tribunal darauf ankam, das Urteil der Geschichte vorwegzunehmen und ein für alle mal *»den wahren Charakter der Nationalsozialisten durch ein für die Nachwelt bindendes Urteil festzulegen«*. Das Unerhörte sieht Bewley in dem Umstand, daß ansonsten »die Verantwortung für die Kriege der Vergangenheit noch nach Jahrhunderten unter den Historikern umstritten sei«, aber diesmal nur ein Jahr seit dem Waffenstillstand von 1945 verstrichen wäre, »als ein von den siegreichen Demokratien für unfehlbar erklärtes Tribunal ein Urteil fällte, das für alle Zeiten die Schuld der Besiegten festlegte und jede weitere Untersuchung zu einer Vermessenheit machte.«

Es liegt Bewley offenbar ganz ferne, Göring zu verherrlichen. Vielmehr nimmt er auch Schwächen und Fehler von ihm

[1] Charles Bewley, »Hermann Göring«, Göttingen 1963.

[2] Heinrich Härtle, »Freispruch für Deutschland«, Göttingen, Verlag K. W. Schütz, 1965.

unter die kritische Lupe. Aber gerade dadurch erhalten seine positiven Urteile über den Charakter, die hohe Intelligenz und die Lebensleistung des Staatsmannes und Marschalls an Gewicht.

Er untersucht auch die Ursachen zu Hermann Görings volkstümlicher Beliebtheit und auch zu dem geradezu volkstümlichen Respekt, den oft der Feind für ihn gezeigt hat. Hier ein kleines Beispiel. Nach seinem Tode sei ein Haus, das einst der Familie Göring gehört hatte, von der Royal Air Force übernommen worden. Im Empfangszimmer habe ein Bild Görings in Luftwaffenuniform gehangen. Mitglieder der Familie hätten es von der Wand genommen und in einem unbenutzten Raum abgestellt. Als sie etwas später Gelegenheit bekamen, ihr Haus einmal zu besuchen, hätten sie mit Erstaunen bemerkt, daß das Bild wieder an seinem Ehrenplatz hing. »Sehen Sie« – so habe der englische Fliegeroffizier ihnen erklärt – »wir betrachten ihn wie einen Kameraden« –

Hier klingt die gleiche Gesinnung an, die hie und da bei der Gefangennahme von abgeschossenen englischen Fliegern festgestellt werden konnte. Als man die Papiere und Brieftaschen einiger englischer Flieger untersuchte, fand man unter anderen Bildern eines von Hermann Göring in Fliegeruniform. »Das tragen manche von uns bei sich« meinten die Männer auf die Frage der deutschen Flieger.

Nicht nur als Frau, sondern auch als deutscher Mensch überhaupt empfinde ich solche noch so bescheidenen Ereignisse als tröstlich. Sie machen so vieles gut, und machen auch wieder stolz. –

Menschliche und soldatische Gesinnung Görings wurde nicht zuletzt in seiner großen Verteidigungsrede im Nürnberger Prozeß deutlich, als er aufgefordert wurde, zu den deutschen Fliegerangriffen auf Warschau 1939, auf Rotterdam im Mai 1940 und auf die englische Stadt Coventry Stellung zu nehmen. Gerade in diesen drei heiklen Fällen ergab sich, wie Charles Bewley feststellt, daß die Befehle Görings in keiner Weise gegen die Haager Landkriegskonvention verstoßen hätten. Für *Warschau* mußte der französische Militärattaché seiner Regierung in Paris

melden, daß die deutsche Luftwaffe in Polen ausschließlich militärische Ziele angegriffen hätte. Der Angriff auf Warschau selbst sei erst auf äußerste militärische Notwendigkeit hin erfolgt, nachdem nicht nur die geforderte Übergabe verweigert wurde, sondern polnischerseits auch die Zivilbevölkerung zur Beteiligung an kriegerischen Handlungen aufgewiegelt worden war.

Im Falle *Rotterdam* konnte Göring vor dem Nürnberger Tribunal nachweisen, daß die Befehle an seine Luftwaffe, d. h. an die Bomberverbände, in keinem Punkt gegen die Haager Konvention verstoßen hätten, also durchweg kriegsbedingt gewesen wären, daß allerdings infolge mangelhafter Funkverbindung eine der drei Kampfgruppen die Leuchtsignale der Bodenstelle, die den Bombenabwurf stoppen sollten, nicht hätten erkennen können, während die anderen beiden Gruppen, die die roten Leuchtsignale rechtzeitig erkannten, sofort abgedreht wären. Die Zerstörung sei außerdem nicht so sehr durch Bomben als vielmehr durch Brand entstanden, dessen Ausbreitung bei rascherem und umsichtigerem Eingreifen der Rotterdamer Feuerwehr hätte eingedämmt werden können. So Bewley. So aber auch in den Nürnberger Prozeßprotokollen der Verteidigung Görings nachzulesen. –

Das Kapitel *Coventry* endlich, das so viel Staub aufgewirbelt hat, bringt die Tatsache zutage, daß in und um Coventry ein Hauptbestandteil der englischen Luftwaffenindustrie und Luftwaffenzubehör-Industrie gelegen hat, so daß neben Birmingham gerade Coventry hätte angegriffen werden *müssen*. Daraus, daß die Industrie sehr stark in der Stadt selbst verteilt lag, hätten sich die erheblichen Zerstörungen im Stadtinnern erklärt, auch hier vorwiegend durch entstandene Brände, die mit den viel schlimmeren in den deutschen Städten gar nicht zu vergleichen seien. Ich betone: So Charles Bewley.

Görings kriegsrechtlich einwandfreies Verhalten, das u. a. ja auch in seinen Befehlen an die Luftwaffe, die Schätze der Pariser Kulturzentren und der Kathedralen in Frankreich zu schonen, zum Ausdruck gekommen sei, läßt, auch nach Bewleys Anschauung, deutlicher als irgendwelche anderen Handlungen Her-

mann Görings grundanständige und sachlich-soldatische Haltung in seiner Oberbefehlshaberstellung erkennen.

Der Leser möge Verständnis dafür haben, daß ich mich in diesen Fällen des Zeugnisses aus der Feder eines ehemaligen Irischen Gesandten bediene. Es ist leider deutsche Art, dem Fremden eher zu glauben, als dem deutschen Landsmann.

*

Oft mußten wir uns die Stunden unseres Zusammenseins geradezu stehlen. Hermann arbeitete von morgens bis in die Nacht, und mich hielt das Theater in Atem. Irgendwann jedoch, als endlich einmal ein ruhiger Abend vor uns lag, und wir in einer behaglichen Ecke beisammen saßen, bat mich Hermann, ihm einmal ausführlicher aus meinem Leben zu erzählen: »Ich höre Dir so gerne zu, weil Du so lebendig zu erzählen verstehst. Vor allem möchte ich von Deiner Jugend etwas wissen und – überhaupt alles.« – Zunächst fragte ich mich, was ich ihm wohl aus meinem Leben erzählen sollte, das ja nicht wie seines durch die großen Erschütterungen der Zeit geprägt worden war. Unzählige deutsche Frauen hatten, im Gegensatz zu mir, die letzten Jahre neben ihren politisch wirkenden Männern sehr aktiv mitgelebt. Aber schließlich drängte es mich doch, seiner Bitte nachzukommen.

»Du weißt ja, daß ich von fünf Kindern das jüngste war. Wir waren eine typische Hamburgische Kaufmannsfamilie. Als Kind schien mir das größte Glück der Erde darin zu liegen, daß mein Vater Besitzer einer Schokoladenfabrik war. Mein Vater war eine wahre Frohnatur und groß, blond, blauäugig; und vor allem voller Humor, echt norddeutschem! Ein kerngesunder Mann bis zu seinem Tod im 82. Lebensjahr! Meine Mutter, die ich, wie Du weißt, über alles geliebt habe, war eine ausgesprochen schöne Frau. Sie konnte einen mit ihren großen, dunklen Augen so ernst ansehen, daß sie schon damit uns Kinder völlig in Bann zu halten vermochte. – Herrlich war es für mich, mit ihren sehr langen, tizianroten Haaren spielen zu dürfen. Sie war ein ernster, etwas schwerblütiger

Mensch, sehr sensibel, von besonderer Großzügigkeit Geld und Geldeswert gegenüber; streng in moralischen Fragen, sehr hilfsbereit und gastfreundlich. Auch sie hatte viel Humor. Deshalb wurde auch im Kreis meiner Eltern und Kinder viel gelacht, aus vollem Herzen. An einen besonderen Zug im Wesen meiner Mutter denke ich oft. Sie konnte sehr böse werden, wenn wir über andere Menschen etwas Ungutes sagten. Dann sah sie uns mit ihren Augen streng an: »Wenn man nichts Gutes über einen Menschen weiß, dann hält man den Mund«. Sehr tief habe ich mir diese Lebensregel eingeprägt. – Du hast mich oft gefragt, warum ich jeden Menschen so leidenschaftlich verteidige und warum Du aus meinem Munde nie was Schlechtes über Menschen hörst: ich glaube, daß ich da ein mütterliches Erbteil in mir fühle. Ach, Hermann, ich wollte, daß ich meiner Mutter Worte über jede deutsche Tür schreiben könnte! Jedenfalls glaube ich, daß sie unsichtbar über der Tür von unserem Carinhall stehen. –

Sehr begreiflicherweise bedeutete es eine große Sensation in meiner Familie, daß ich zur Bühne gehen wollte. Dieser Wunsch brachte ständig Unruhe in die Familie. Ich habe Dir ja schon oft bekannt, daß bis zu meiner zweiten Ehe mein Leben ganz durch das Theater bestimmt war. Von einer Welt, die ihre eigenen Gesetze hat, und die die Menschen, die mit ihr zu tun haben, auf eigene Weise formt, scheinbar weit ab von Politik und Zeitgeschichte.

Mir war bis zum Jahre 1933 eine »Räuber«-Vorstellung mit Moissi als Franz Moor und mir als Amalia, mit Wegener als Othello und mir als Desdemona, mit Gustl Waldau in »Der Schwierige«, mit Gustaf Gründgens als Mephistopheles und mir als Gretchen, endlich eine Rundfunksendung von »Maria Stuart« mit Hermine Körner als Elisabeth und mit mir in der Titelrolle, wichtiger, als alle Politik der Welt – –«.

Hermanns Gegenwart und gesammelte Art, mir zuzuhören, löste mir mehr und mehr die Zunge, mein Lebensbericht kam in Fluß, und die Ereignisse, an die ich dachte, standen plötzlich so plastisch vor mir, als hätte ich sie eben erlebt:

»Es war für mich eines der größten Erlebnisse meiner Kindheit, als mich meine Mutter in Hamburg – ich war ungefähr zwölf Jahre alt – mit ins Theater nahm. Meine Eltern hatten im Hamburger Schauspielhaus ein Wochenabonnement. Mein Vater hatte wohl an jenem Abend nicht fortgehen können, so daß ich ausnahmsweise mitgenommen wurde. Dieser Abend sollte für mein ganzes Leben entscheidend werden. Natürlich durften wir als Kinder um die Weihnachtszeit ins Theater gehen, um das Weihnachtsmärchen zu sehen. Das war alles wunderschön und beglückend; aber dieser erste große Theaterabend war für mich, die Zwölfjährige, doch etwas anderes, etwas ganz Besonderes. Es wurde der »Kaufmann von Venedig« gegeben. Ich saß völlig verzaubert im Parkett und vergaß, wo ich war. Ich lebte und litt mit den Menschen auf der Bühne. Als die Gerichtsszene gespielt wurde, glaubte ich natürlich felsenfest, daß nunmehr dem Antonio das Pfund Fleisch herausgeschnitten würde. Plötzlich sprang ich auf, um die entsetzliche Grausamkeit zu verhindern. Meine Mutter mußte alle Kräfte anwenden, daß ich sitzen blieb. Als das Stück zuende war, bebte ich am ganzen Körper. Meine Mutter sah mich sehr beunruhigt an und machte sich Vorwürfe, mich mitgenommen zu haben. – Die nächsten Jahre durfte ich jedenfalls nicht mehr ins Theater gehen. Aber jener Shakespeare-Abend hatte so unauslöschliche Eindrücke hinterlassen, daß ich von dem Erlebnis noch lange zehrte. Noch Wochen und Monate nach diesem Abend konnte ich nichts anderes denken, als Theater – nur Theater! Zuhause angekommen, holte ich mir aus dem Bücherschrank meines Vaters den »Kaufmann von Venedig« und andere Dramen, Trauerspiele und Lustspiele des großen Engländers. Als ich etwa fünfzehn Jahre alt war, las ein uns sehr fesselnder Lehrer in der Schule einige der Königsdramen mit uns. Dieser Pädagoge steht bei mir in sehr guter Erinnerung, weil er die zu behandelnden Gedichte oder dramatischen Werke nicht, wie es so oft geschieht, bis zum Überdruß zerpflückte. Er brachte es vielmehr fertig, unsere Herzen durch die Schönheit der Sprache zu bewegen und uns großartige Gedanken zu veranschaulichen. Aber das war ja

noch kein Theaterleben. Ich glaube, daß alles, was ich von dieser Zeit an gedacht, erlebt oder gelesen habe, nur von dem einen einzigen Wunsch beseelt war, auch einmal Theater spielen zu können. Alle Rollen im »Kaufmann von Venedig« waren übrigens bald auswendig gelernt, auch die männlichen. Ich memorierte sehr schnell. Meine Sehnsucht war einzig darauf gerichtet: wann darf ich endlich einmal wieder ins Schauspielhaus! Ich wollte und mußte Schauspielerin werden.

Mein Vater war, als ich vier Jahre später einmal vorsichtig fragte, ob mir meine Eltern diesen Beruf erlauben würden, strikte dagegen. ›Werde eine gute Hausfrau und mache Deinen Mann einmal glücklich!‹, meinte er kurz und bündig. Meine Mutter aber hatte mir schon heimlich versprochen, mir zur Erfüllung meines Wunsches zu verhelfen. Nur sollte ich erst gründlich die Haushaltsführung lernen. – Also kam ich in Pension zu einem Försterehepaar in der Nähe von Braunschweig. Aber die Hausarbeit machte mir wenig Freude. Mit Kochen und Hausfrauenarbeiten konnte ich mich nicht befreunden. Dazu kam ein schreckliches Heimweh, das mich fast krank machte – –«

Verständnisvoll legte Hermann seine Hand auf meine. – »Aber als eines Tages ein Theaterstück in Försterkreisen auf einer regelrechten Vereinsbühne aufgeführt wurde, fragte ich zuhause an, ob ich mitspielen dürfte. Ich durfte! Und von da ab machte mir der Aufenthalt im Forsthaus plötzlich Freude. Aber meinem Vater machte es keine. Sehr bald wurde ich nach Hause geholt. Er wollte nun einmal vom Theaterspielen nichts wissen. Er gehörte noch zu den vielen jener Generation, die, wenn sie von einer Schauspielerin hörte, an etwas Ähnliches wie an ein »glänzendes Elend« dachte, – ein Ausdruck, den ich einmal in Thüringen gehört habe. – Das war in manchen Bürgerschichten das unüberwindliche Vorurteil. Man stellte sich darunter wohl eine Artistin vor, wie die Kunstreiterin eines kleinen Zirkus, die ich übrigens immer noch bewundere.

Meine Eltern machten mir nun verschiedene Vorschläge, um mir diesen oder jenen Beruf schmackhaft zu machen. Ich bat aber immer wieder darum, zur Bühne gehen zu dürfen. Da

kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Eines Abends las meine Mutter im »Hamburger Fremdenblatt«, daß Leopold Jeßner, der damalige Oberregisseur des Thaliatheaters in Hamburg, eine Schauspielschule eröffnen wollte. Es sollten zwei Freistellen, eine für ein Mädchen, eine für einen Jungen, bei der Prüfung den begabtesten jungen Menschen zuerkannt werden. Wenn ich nun diese Freistelle bekäme, so erklärte mir die Mutter, dann würde mir auch der Vater erlauben, Schauspielerin zu werden. Obwohl ich annehme, daß der Begriff »Freistelle« bei meinem Vater, einem rechnenden Hamburger Kaufmann, auch ein gewisses Gewicht hatte, so war ihm wohl doch in erster Linie an einer Bestätigung der Begabung durch einen Fachmann gelegen. Er machte jedenfalls diese Prüfung und den in Aussicht stehenden Freiplatz zur Bedingung. Diese Nachricht wühlte mich bis ins tiefste auf. Ich war überglücklich, daß mein Vater jetzt wenigstens grundsätzlich einverstanden war. Andererseits war ich wie verzweifelt bei dem bohrenden Gedanken, was wohl aus mir werden würde, wenn ich den Preis *nicht* bekäme. Ich wußte, daß dann der Wunschtraum »Bühne« niemals in Erfüllung ginge. Aber selbstverständlich nahm ich die Bedingung an. Drei Wochen nach der Ankündigung sollte die Prüfung stattfinden. Ich hatte mich rechtzeitig angemeldet und verschiedene Rollen studiert. Manchmal war ich felsenfest überzeugt, daß ich es schaffen würde, aber dann schlichen sich doch auch immer wieder Zweifel ein, und die Stunden des Zweifelns überwogen die der Überzeugung. Viel darüber reden konnte ich nicht, aber ich glaube mich zu entsinnen, daß es mir damals sehr schwer fiel, mit mir selbst fertig zu werden. In meinem Alltag war ich wie geistesabwesend. Immer nur dachte ich an meine Rollen.

Endlich war der Prüfungstag da. Im Hamburger Konservatorium, in dem das Vorsprechen stattfand, war das Wartezimmer überfüllt. Es war 9 Uhr früh. Das Vorsprechen sollte nach der Reihenfolge des Alphabets vor sich gehen. Auch das noch! Mein Name fing doch mit »S« an. Fast alle kamen also vor mir dran. – Endlich war ich an der Reihe. –

Im Vorsprechzimmer saß Leopold Jeßner, ein großer Herr

mit einem Vollbart. Er sah unendlich müde aus. Mich ergriff eine schreckliche Angst: war er vielleicht schon zu müde, um mich anzuhören! Vielleicht war es mein Bedürfnis, höflich zu sein, vielleicht war es auch die Angst, die mich sagen ließ: ›Sind Sie schon zu müde, Herr Jeßner? – Soll ich ein anderes Mal wieder kommen?‹ – ›Nein, nein‹, sagte er, ›wie viele Menschen sind denn noch im Vorzimmer?‹ – ›Nur noch drei‹ erwiderte ich – ›Na, dann ist es ja bald vorbei, bitte, fangen Sie an!‹

Nach zwei modernen Rollen sprach ich dann das Gebet Gretchens: ›Ach neige, du Schmerzensreiche . . .‹

Während ich sprach, unterbrach er mich mit keinem Wort. Ich vergaß alles um mich her; ich hatte auch keine Angst mehr. Ich war nur noch das verzweifelte Gretchen . . . ›dein Antlitz gnädig meiner Not! . . .‹

Langsam erhob ich mich von den Knieen. Leopold Jeßner saß da und hatte die Ellenbogen aufgestützt. Er hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Um Gottes willen, dachte ich, jetzt ist er eingeschlafen! – Aber das war er nun ganz und gar nicht! Er nahm seine Hände langsam herunter, schaute mich groß an und sagte: ›Wie oft haben Sie den ›Faust‹ schon gesehen? Ich konnte ihm nur erwidern, daß mir meine Eltern noch nicht erlaubt hätten, eine ›Faust‹-Aufführung zu besuchen. Da stand er auf, nahm mein Gesicht zwischen seine Hände: ›Ja, mein Kind, dann hast Du gewonnen; ich gebe Dir den Preis!‹ – Ich schrie laut auf vor Glück und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen; aber so etwas tat man damals in Hamburg nicht. – Ich hatte auch viel zu großen Respekt vor ihm und mußte immer wieder schlucken, um nicht vor Freude loszuheulen: ›Ist das wirklich wahr? Werden Sie das auch meiner Mutter mitteilen?‹ – ›Ja, natürlich‹, antwortete er, ›komm morgen wieder her und bringe Deinen Vater oder Deine Mutter mit‹. – Dann war ich entlassen. Ich konnte nur noch stammeln: ›Ich danke Ihnen tausendmal!‹ Dann lief ich fort. Ich rannte nach Hause, statt die Straßenbahn zu nehmen; ich meinte, es ginge so schneller. – –

– »Wie sehr kann ich Dich verstehen« unterbrach mich jetzt

Hermann, »ich wäre *auch* zu Fuß gerannt! Aber weiter, bitte, erzähle weiter!« –

»Am nächsten Tag ging meine Mutter mit mir zu Herrn Jeßner, um alles zu besprechen. Er vertraute meiner Mutter ein Wort an, das mich tief verpflichtete, und an das ich immer denken mußte, wenn ich später einmal an meiner Begabung zweifelte. Und solche Zweifel finden sich fast bei jeder neuen Rolle ein, ja überfallen einen während einer Probe. Jeßner sagte sehr ernst: ›Es ist ein verantwortungsvoller Beruf, verehrte Frau Sonnemann, den sich Ihre Tochter erwählt hat. Ich pflege sehr oft jungen Menschen abzuraten, zur Bühne zu gehen. Aber bei ihrer Tochter wäre es einfach Sünde, wenn sie nicht Schauspielerin werden würde‹ – Ich war von Herzen glücklich. Es gibt Stunden, die man nie vergißt. Diese gehört dazu.

Und nun fing eine unbeschreiblich schöne Zeit an. Ich hatte fast täglich Schauspielunterricht bei Jeßner. Daneben täglich Literatur-, Sprach-, Fecht- und Turnstunden. Nach einem halben Jahr war eine Schauspielschüler-Vorstellung, und ich durfte die Portia spielen. Es war ein merkwürdiger Zufall: das Schauspiel »Kaufmann von Venedig« hatte vor Jahren den Wunsch in mir wachgerufen, Schauspielerin zu werden. Und nun war die Portia meine allererste Rolle. Allerdings spielten wir nur einzelne Szenen. Meine war der Gerichtsakt. Nach einer Probe fragte mich Jeßner, wann ich Geburtstag hätte. Ich dachte schon, so gut gespielt zu haben, daß er mir zum Geburtstag eine besondere Freude machen wollte, und antwortete strahlend: ›Am 24. März.‹

›Ich werde Dir einen Geradehalter schenken, mein liebes Kind, denn mit Deiner schlechten Haltung kannst Du nie Theater spielen.‹ – Da hatte ich es! Das war eine Abkühlung! Aber sie hatte gewirkt. Für eine Frau bin ich ziemlich groß, nämlich 1.76 m. Da meine Partner nun öfters kleiner waren, beugte ich mich ein wenig vor, in der Annahme, damit auch kleiner zu wirken. Aber von diesem Tag an bemühte ich mich, wie ein Stock zu gehen. Ob meine Haltung wirklich besser wurde, weiß ich nicht; gesagt hat er jedenfalls nichts mehr. –

Meine Ausbildung sollte nur zwei Jahre dauern. Nach einem Jahre aber sagte mir mein Lehrer plötzlich: ›Sie sind nun fertig, Emmy Sonnemann, Sie können ins Engagement gehen.‹ Von diesem Satz hörte ich nur, daß er plötzlich ›Sie‹ zu mir sagte, und ich muß nicht besonders glücklich ausgesehen haben. ›Ja, freuen Sie sich denn gar nicht, daß ich Ihnen ein Jahr schenke?‹ fragte er fast enttäuscht. ›Doch sehr‹, erwiderte ich, ›aber wollen Sie nicht weiter ›Du‹ zu mir sagen?‹ – ›Nein, meinte er, die Lehrzeit ist nun vorbei‹, und doch noch einmal ›Du‹ sagend, schaute er mich an: ›Du warst meine beste Schülerin, nun zeig', was Du kannst und blamiere mich nicht‹, und dabei schob er mich zur Tür hinaus; ich konnte ihm kaum noch danken. Von Zeit zu Zeit habe ich ihn immer einmal wiedergesehen, und ich werde ihn nie vergessen. Meine tiefe Dankbarkeit dafür, daß er mir die Pforten zu diesem herrlichen Beruf geöffnet hat, das weiß ich, hat er empfunden.

Mein erstes Engagement führte mich an eine kleinere aber damals sehr angesehene Bühne: an das Stadttheater Aussig an der Elbe, nicht sehr weit von Dresden. Es war ein sehr gutes Sprungbrett-Theater. Die Frau Prinzipalin (wie es zur Goethezeit hieß) war Frau Direktor Pospischill, unter der ich mir sozusagen mein klassisches Repertoire erspielen konnte. – Meine erste Rolle war die Thekla im »Wallenstein«. Wieso es für mich ein großer Erfolg wurde, ist mir noch heute rätselhaft. – Hier muß ich einer heiteren Episode während der Generalprobe gedenken, die in diesem Fall auch die erste Probe in Kostüm und Maske war. Die Kolleginnen und Kollegen waren sich alle noch ziemlich fremd und alle Mannsbilder mit ihren Spitzbärten sahen wie Wallenstein aus. Die Frau von Wallenstein, Theklas Mutter, muß in einer Szene ihrem Gatten in die Arme stürzen mit dem Ausruf: ›O Albrecht, Albrecht, was hast Du getan!?‹ Sie kam also sehr aufgeregt auf die Bühne, stürzte einem Mann mit Spitzbart an die Brust und rief: ›O Albrecht, Albrecht, was hast Du getan!‹ Der betreffende Mann befreite sich sanft von ihr und sagte seelenruhig: ›Ich habe *gar* nichts getan! Dort steht Ihr Albrecht! Ich bin der Terzky!‹ – Als meine Mutter, die mich be-

gleitet hatte, wieder nach Hamburg abfuhr, packte mich ein solches Heimweh, daß ich glaubte, es in der deutsch-böhmischen Stadt nicht aushalten zu können. Tröstlich aber war das Vorhandensein einer Schokoladenfabrik am Rande der Stadt. Dorthin ging ich gerne spazieren, weil es dort – nach Vaters Hamburger Werk roch. Mit geschlossenen Augen konnte ich mir einbilden, daheim zu sein.«

»O Emmy«, unterbrach mich Hermann, »das kann ich Dir nachfühlen! Heimweh hat eigentlich meine ganze Jugend beschattet. Auch in meinem späteren Leben spielte Heimweh eine große Rolle. Du weißt ja, daß meine Eltern im Winter in Neuhaus auf der Burg Veldenstein lebten; im Sommer waren wir in Burg Mauterndorf in Österreich. Meine Mutter fuhr nach Rosenheim, als ich geboren werden sollte – und nach zehn Tagen waren wir beide wieder auf Veldenstein.« – Nach einer Weile erzählte er lachend weiter: »Du glaubst übrigens nicht, wieviel Post ich jetzt oft von Männern bekomme, die treu und gottesfürchtig behaupten, sie wären einst in Rosenheim mit mir zur Schule gegangen! Und dabei bin ich, von der Zeit meiner Geburt abgesehen, nie dort gewesen! –

Da Du gerade von den Jugendjahren erzähltest: Du weißt ja, daß mein Vater der erste Gouverneur von Süd-West-Afrika gewesen ist. Seine damaligen Beziehungen zu verschiedenen englischen Staatsmännern, wie Cecil Rhodes und dem älteren Chamberlain, waren Momente, die für meine spätere Entwicklung von entscheidender Bedeutung waren. Genau so die starke innere Zugehörigkeit meines Vaters zu Bismarck. Die Erlebnisse meiner Jugend, die ich ja doch zur Hälfte in Österreich verlebte, haben in mir eine enge Verbundenheit mit Österreichs Land und Leuten geweckt. Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit mit meinen vier Geschwistern auf Veldenstein und Mauterndorf. Wie war ich froh, daß ich mit sechs Jahren einen Hauslehrer bekam und daheim bleiben durfte! – – – Als ich später in das Kadettencorps kam, – das kannst Du mir glauben –, hatte ich genau so starkes Heimweh wie Du – –. Aber nun habe ich Dich gehörig abgelenkt; bitte erzähle mir weiter.«

Und ich begann, ihm von meinem Münchner Engagement zu berichten, das mir viel Erfolg und Freude gebracht hatte. »Mit zwanzig Jahren spielte ich da das Gretchen im ›Faust‹. Es war eine schöne und beglückende Zeit. Ich lernte damals meinen ersten Mann, Karl Köstlin, kennen. Er war ein feinsinniger, sehr musischer und kultivierter Mensch. Der Kriegsbeginn störte unsere zarte Romanze gleich im Beginn. Das Volkstheater, an dem ich spielte, wurde für eine Zeit geschlossen. Köstlin war österreichischer Reserveoffizier und wurde daher noch vor den deutschen Reservisten eingezogen. Hatte sich doch der Erste Weltkrieg aus den Feindseligkeiten zwischen Österreich und Serbien entwickelt. Nach mehreren Wochen wurde das Theater wieder eröffnet, in dessen Parkett bald die ersten Verwundeten saßen. Wir spielten alle für 100 Mark (damals noch Goldmark), und, so merkwürdig es klingen mag – ich bin damit ausgekommen. Wir wurden in jenem Ersten Krieg (1914–1918) recht bescheiden. An jedem Abend wurde für die Verwundeten gesammelt. Unser Ensemble schickte ihnen Zigaretten hinaus. Nach einem Jahr bekamen wir unsere Gage nachbezahlt. Das Theater war jeden Abend ausverkauft.

Im Sommer 1915 kam Karl Köstlin auf Urlaub. Ich freute mich, daß meine Mutter, die gerade bei mir zu Besuch weilte, Gelegenheit hatte, ihn kennenzulernen, und auch darüber, daß sie ihn besonders gut leiden mochte. Als er mich damals bat, seine Frau zu werden, konnte ich mich nicht so schnell entschließen. Im Januar 1916 aber fuhr ich zu ihm hinter die Front, und am 13. Januar, an seinem dreißigsten Geburtstag, wurden wir in der Evangelischen Kirche in Triest getraut. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt. Meine Eltern hatten keine Ahnung davon, und ich hatte ein recht schlechtes Gewissen. Mit einer Karte, auf der Karl und ich hoch zu Roß zu sehen waren, schrieb ich ihr: ›Heute haben Karl und ich geheiratet‹. Meine Schwester erzählte mir später, daß die Eltern über mich und diese Form der Mitteilung ziemlich fassungslos gewesen seien. Aber wenn man jung ist, überlegt man sich nicht jeden Schritt und jede Handlungsweise so gründlich, wie es nötig wäre.

Nach ein paar Tagen fuhr ich nach München zurück. Ich hatte Premiere eines Stückes mit dem Titel ›Wo die Schwalben nisten‹, zu der ich mein Brautkleid, das ich mir bei meiner Kriegshochzeit erspart hatte, auf der Bühne brauchte. Von meiner Mutter fand ich einen sehr lieben, rührenden Brief vor und einen sehr schönen Schmuck. Mit keinem Wort hat sie mir damals einen Vorwurf gemacht.

Im Frühjahr 1918, als ich gerade bei meinen Schwiegereltern in Stuttgart zu Gast war, – der Schwiegervater leitete dort das Residenztheater – bekam ich die Erlaubnis, meinen Mann in Abbazia zu besuchen. Er hatte die Isonzo-Kämpfe mitgemacht und war inzwischen zum Rittmeister befördert worden. Wegen einer Thyphus-Erkrankung hatte man ihn nach Abbazia zur Erholung geschickt. Den anschließenden Urlaub verlebte er bei mir in München. Als er später nach Triest versetzt wurde, konnte ich ihn dort für längere Zeit besuchen.

In dieser Zeit hatte ich ein großes künstlerisches Erlebnis. Moissi spielte damals in Triest den Hamlet in italienischer Sprache. Nach diesem Gastspiel saßen wir alle bei einer Einladung des Direktors Rundt, dem Leiter der Wiener Volksbühne, in einer Hotelhalle zusammen. An diesem Abend engagierte mich Direktor Rundt an sein Theater, und so kam ich im Herbst 1918 nach Wien. Die Zeit in Wien war äußerlich eine der schlimmsten meines Lebens. Die Katastrophe des Krieges kündigte sich an. Kein möbliertes Zimmer war zu bekommen. In die Hotels wurden nur Soldaten und Offiziere aufgenommen. Endlich glückte es mir doch, ein schönes Zimmer bei einem Zahnarztehepaar zu mieten. Nach ein paar Wochen erkrankte der Arzt an der damals Wien heimsuchenden, furchtbaren asiatischen Grippe, die schon mehr an die Pest erinnerte. Junge Frauen verließen vielfach ihre Männer aus Angst vor Ansteckung. Tote wurden auf Karren zum Friedhof gebracht. Es war grauenhaft. Auch meinen kranken Arzt verließ die Frau. Als sie nach vierundzwanzig Stunden nicht wiederkam, entschloß ich mich, in das Zimmer des Mannes zu gehen, ihn zu fragen, ob ich etwas für ihn tun könnte. Ich hatte ihn erst ein einziges

Mal gesehen. Er erkannte mich nicht und sprach im Fieber. Ärztliche Hilfe zu bekommen, war völlig ausgeschlossen. Der Zahnarzt starb noch in derselben Nacht.

Er wurde nach dem Tode fast schwarz. Am anderen Morgen kam die Ehefrau, packte ihre Sachen und zog aus. Es war mir einfach unmöglich, jemanden zu finden, der den Mann abholte. Dann wurde ich selber krank, bekam 40° Fieber und lag ohne Essen und Trinken, ohne Hilfe und Handreichung durch Bekannte, in der fremden großen Stadt, und immer noch war der Tote in der Wohnung. Da kam durch Zufall ein mir seit langem bekannter Arzt durch Wien, klingelte bei mir, und als ich mir gerade etwas Wasser aus der Küche holen wollte, öffnete ich die Tür, um ganz mechanisch das schon so oft wiederholte Wort: ›Der Zahnarzt ist tot!‹ hinauszurufen. Ich hatte geglaubt, es sei wieder ein Patient. Wie überglücklich war ich, als ein Bekannter vor der Tür stand. Es war höchste Zeit, daß diese Hilfe kam, weil ich am Zusammenklappen war. Nun freilich war alles in besten Händen. Der junge Arzt sorgte augenblicklich dafür, daß der Tote aus der Wohnung geschafft wurde. Dann betreute er mich umsichtig, und als er nach zwei Tagen wieder an die Front mußte, ging es mir schon etwas besser.

Die Wiener Theater wurden wegen zu vieler schwerer Grippe-Fälle im Ensemble geschlossen. Das war im November 1918. Eines Tages kam mein Mann überraschend auf Urlaub. – Zwei Tage später war der Krieg zu Ende. –

*

Meinen Vertrag mit Wien löste ich, um mich mit vieler Mühe nach Deutschland durchzuschlagen. Zunächst spielte ich in *Stuttgart* im Theater meines Schwiegervaters. Bald danach wurde ich ans Staatstheater in *Wiesbaden* engagiert, während mein Mann, Karl Köstlin, ans Stuttgarter Staatstheater verpflichtet wurde. Ich versuchte später, gleichfalls nach Stuttgart zu kommen, damit wir wieder beisammensein könnten, was mir auch schließlich gelang. Aber wir waren doch zu lange getrennt

gewesen, hatten uns, wie man sagt, auseinandergelebt. Außerdem hatte ich offenbar zu jung geheiratet. Kurzum, die Ehe war in ein kritisches Stadium gelangt, so daß sich die Scheidung als der einzig mögliche Schritt erwies, obwohl wir noch gute Freunde waren.

Köstlin hat mir auch immer seine Freundschaft erhalten, wofür ich dem Schicksal aufrichtig dankbar bin. Um allen Fragen zu entgehen, versuchte ich, von Stuttgart wieder fortzukommen. Da hörte ich, daß am ›Deutschen Nationaltheater‹ in Weimar, der Goethe- und Schiller-Bühne, eine Sentimentale gesucht wurde, und schrieb an den Generalintendanten Dr. Franz Ulbrich. Er bat mich, nach Weimar zu kommen, und nach einem Gastspiel als Thekla in Schillers ›Piccolomini‹ wurde ich engagiert. Mir war bekannt, daß dieses Nationaltheater als Staatstheater des Landes Thüringen in jeder Spielzeit reichswichtige Aufgaben zu bewältigen hatte, vor allem Festspiele für die Deutsche Goethegesellschaft, die Deutsche Shakespearegesellschaft und für die Jugend des Deutschen Schillerbundes. Ich darf gleich vorwegnehmen, daß sich meine Übersiedlung nach Weimar, wo ich lange Jahre habe wirken dürfen, im höchsten Maße gelohnt hat. Von diesen Jahren habe ich Dir ja oft genug erzählt. Und daß wir uns dort zum ersten Mal begegnet sind, macht mir Weimar immer zum Gegenstand besonders liebevoller Erinnerungen.« – – »Ich bin Dir so dankbar«, sagte Hermann, »daß Du mir einmal ausführlich Deine Vorgeschichte erzählt hast. Dein Leben galt der Kunst. Meines galt dem Soldatentum und damit auch dem Krieg, fast ohne Unterbrechung. Als der Krieg 1914 ausbrach, war ich Leutnant. Später wurde ich Flugzeugbeobachter, dann Flugzeugführer. Nach einer ersten, nicht allzu schweren Verwundung wurde ich alsbald im Luftkampf schwer verwundet. Als es mir besser ging, avancierte ich nach dem Absturz Manfred von Richthofens zum Kommandeur des damals bekannten ›Jagdgeschwaders Richthofen‹. Einer meiner glücklichsten Tage war es, als ich den ›Pour le mérite‹ bekam, nachdem ich schon das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse erhalten hatte.« – –

»Hermann«, unterbrach ich ihn, »ich muß endlich einmal wissen: ist es möglich, ist es überhaupt denkbar, daß ich Dich früher einmal in München gesehen habe? Bist Du während des Krieges in München und zwar im Hofgarten gewesen? Du mußt der Offizier mit dem ›Pour le mérite‹ gewesen sein.« –

»Jawohl, ganz richtig! Ich habe mit meinen zwei Schwestern während eines Sommers öfter im Hofgarten gesessen und diesen Orden getragen.« –

»Du! Dann habe ich Dich damals gesehen, ganz gewiß!« rief ich. »Ich war mit meiner Freundin Sy, an der ich besonders hing, zu einer Tasse Kaffee dort und erblickte einen Offizier mit dieser Auszeichnung, die ja damals jeder bewunderte, und zwei junge Damen begleiteten ihn«.

Da wir beide das Datum genau wußten, konnten wir nun feststellen, daß sich im Hofgarten unsere Lebenswege erstmals gekreuzt haben. Natürlich hatten wir uns schon oft über unser bisheriges Leben unterhalten, aber immer nur in Bruchstücken. Jetzt, da wir uns einmal so recht gründlich aussprachen, spürten wir beide, wie viel wir uns noch über Vergangenes und frühere Schicksale zu sagen hatten. –

»Der Zusammenbruch nach 1918«, fuhr Hermann fort, »war furchtbar. Es kam eine bittere Zeit. Zunächst ging ich als Verkehrsflieger nach Schweden, wo ich ja Carin kennenlernte und heiratete. Wir zogen damals nach München. – – –

Ich weiß nicht, ob Du verstehen kannst, wie es einem alten Soldaten nach einem verlorenen Krieg ums Herz ist. Alles, was einmal an Energie und Begeisterungsfähigkeit, an Vitalität und Idealen in einem gesteckt hatte, war ja doch in dem einen Ziel beschlossen: dem Vaterland zu dienen. Alles, was mit dieser Pflicht zusammenhing, konnte man nicht von heute auf morgen auszulöschen und etwa sagen: Entschuldigung, das war alles nur ein Irrtum! – Nein, so etwas wirkt doch weiter in einem Manne. So, wie unser Vaterland damals aussah, brauchte es Männer, die es weiter liebten und für seine Aufgaben weiter lebten. Wir wußten alle nicht, an welchem Punkt wir wieder anfangen sollten. Wir waren auf der Suche nach etwas, das unserem Leben

wieder Inhalt gab. Wir wollten doch all die Jahre nicht umsonst gekämpft haben. Ja, wir waren auf der Suche nach einer Idee für ein neues Deutschland.

Die erste Konsequenz, die ich für mich persönlich aus diesen Überlegungen zog, war, daß ich in München zunächst Staatswissenschaft studierte. Ich meinte, man müsse das Handwerk lernen, um das Schicksal eines Staates mitbestimmen zu können, müsse die Zusammenhänge zwischen inneren und äußeren Entwicklungen studieren und die verschiedenen Staatsformen und deren Auswirkungen miteinander vergleichen können. Zu meinen theoretischen Studien sollte bald die Praxis kommen. In München sah ich zum ersten Male Adolf Hitler.

Wir fanden sehr bald einen Weg zueinander. Er war mit mir und ich mit ihm einig, daß alles geschehen müßte, um Deutschland zu helfen. Ich stellte mich ihm ganz zur Verfügung. Am 9. November 1923 kam es in München zum Putsch und zum Marsch zur Feldherrenhalle. Du weißt, wie schwer ich verwundet wurde und daß ich nach Italien fliehen mußte. Carin wie ich durchlebten eine schlimme Zeit. Dazu war ich noch krank vor Heimweh. Eines Abends sah ich in Italien mit Carin den deutschen Film ›Die Nibelungen‹. Ich hatte geradezu körperliche Schmerzen vor Sehnsucht nach Deutschland. Endlich kam die Amnestie, und wir konnten heimfahren.

Aber nach Jahren glücklichster Ehe – Du weißt das ja alles – verlor ich Carin an einem schweren Herzleiden. Es war ein sehr harter Verlust für mich. Bis zuletzt hat sie an unseren politischen Bestrebungen innersten Anteil genommen. Die Wochen vor ihrem Tode waren zwar aufreibend, brachten uns aber politisch günstige Situationen. So hatte mich Hindenburg eines Tages zu sich gebeten, um allmählich Verbindung mit der Bewegung Hitlers aufzunehmen. Ich hatte vorerst die schwerkranke Carin zu ihrer Mutter nach Schweden gebracht. Nie werde ich ihr vergessen, wie sie mich beschwor, den Besuch bei Hindenburg nicht zu verschieben. Obwohl sie fühlte, daß sie sterben müßte, hielt sie es doch für die höhere Notwendigkeit, daß ich vom Krankenlager weg zum alten Generalfeldmarschall

führe. – Carin war eine kluge, hochpolitisch gebildete Frau, die sich für alles, was sich in der Bewegung Hitlers ereignete, brennend interessierte. Sie liebte, wie nicht alle Schweden, Deutschland und die deutsche Kultur. Sie wollte alles für ihre zweite Heimat opfern. –

Ich fuhr fort nach Deutschland – zu Hindenburg – und sie starb, ohne daß ich bei ihr sein konnte. – – Wir Nationalsozialisten bekamen endlich Zutritt zu Hindenburg – aber um welchen Preis für mich!

Es kam eine sehr bittere Zeit, aber«, sagte er, in dem er mich liebevoll umarmte, »nun hat das Schicksal Dich mir zugeschickt, und ich bin unendlich glücklich und dankbar.«

An diesem Abend saßen wir noch lange beieinander.

Hochzeit 1935 — Trauung durch Reichsbischof Müller

Emmy Göring im Jahre 1937

9. KAPITEL

Hochzeit – Hitler überträgt mir Pflichten – Empfänge

So eng unsere Freundschaft inzwischen auch gediehen war, so daß wir uns kaum vorstellen konnten, wie wir ohne eine ständige Verbindung miteinander weiterleben sollten, so wenig dachte ich doch an eine Heirat. Vielleicht schob ich deshalb den Gedanken beiseite, weil ich ahnte, daß damit meine Bühnenlaufbahn zu Ende sein würde. Um so mehr wurde ich nun von Hermanns Heiratsantrag überrascht.

Es war an einem Februarmorgen des Jahres 1935. Hermann war gerade aus Berchtesgaden gekommen. Ich war bei ihm vorbeigeeilt, um ihn kurz zu begrüßen, und dann zur Probe ins Theater zu gehen. Durch die angelehnte Tür zum Ankleidezimmer hörte ich ihn rufen: »Ich muß Dir etwas ganz Wichtiges sagen!«

»Ist es unangenehm oder nicht?« Wollte ich wissen, schon halb auf dem Sprung nach draußen.

»Für mich nicht. Ob es für *Dich* angenehm ist, wird sich herausstellen.«

Wie wichtig es auch immer gewesen sein mag, was er mir mitzuteilen hatte – scheinbar hatte er plötzlich Hemmungen bekommen, mit mir darüber zu reden. Er reichte mir einen zusammengefalteten Zettel durch die Tür: »Lies das bitte, aber erst auf dem Weg zum Theater!«

So spät es inzwischen geworden war, faltete ich doch das Stück Papier unten im Wagen auseinander. »Magst Du mich Ostern heiraten? Der Führer ist unser Trauzeuge.« Stand darauf geschrieben. Ich eilte in das Haus zurück, um Hermann, der inzwischen beim Frühstück saß, zu sagen: »Ja, ich mag.«

Im Theater empfing mich Gustaf Gründgens, um mit mir über »Agnes Bernauer« zu sprechen. Die Premiere sollte zum folgenden Herbst herauskommen.

»Ich fürchte, nicht mit mir«, gab ich zur Antwort, »weil ich dann vermutlich nicht mehr Theater spielen darf. Ich habe mich soeben verlobt.«

»Mit wem denn, um Gotteswillen?« fragte Gustaf Gründgens.

»Na, nun raten Sie mal!«

Da begriff er endlich und gratulierte mir mit großer Herzlichkeit.

Jetzt war es mir klar, daß meine Tage bei der Bühne gezählt waren. Für Hermann war es gänzlich unvorstellbar, daß seine Frau etwa weiter Theater spielen könnte.
Als er das früher einmal angedeutet hatte, wirkte es auf mich wie ein Schock. Was er von mir verlangte, war ja nicht nur der Abschied von der Bühne, es war der Abschied von einem ganzen Lebensabschnitt. Jetzt aber sagte ich mir, daß er recht hatte, – daß an seiner Seite für mich natürlich ein neues Leben anfangen würde. –

*

Der erste Hochzeitstermin mußte verschoben werden, weil das vorgesehene Datum mit dem Todestag der letzten Deutschen Kaiserin zusammenfiel. Wir legten aber großen Wert darauf, daß der uns nahestehende und der Bewegung verbundene Prinz August Wilhelm den Feierlichkeiten beiwohnte. Es widerstrebte mir auch, gerade an einem solchen Tag mein Glück so öffentlich zur Schau zu tragen. Lebte doch in Berlin immer noch ein Stück »Monarchie«, und war die Erinnerung an die einst sehr beliebte Kaiserin noch lebendig. Unsere Hochzeit konnte ja nicht als rein private Angelegenheit zwischen uns beiden betrachtet werden. Sie war eine durchaus offizielle für Deutschland und speziell für Berlin. Dem mußten wir Rechnung tragen.

Die langjährige Romanze zwischen dem Reichsminister Hermann Göring und der Staatsschauspielerin Emmy Sonnemann hatte inzwischen in allen Zeitungen so viel Publizität erhalten, daß diese Hochzeit zwangsläufig zu einem großen Ereignis werden mußte.

Am Tage vor dem Polterabend konnten wir feststellen, welche Reaktionen die angekündigte Eheschließung bereits ausgelöst hatte. Die bisher eingegangenen Geschenke füllten zwei große Räume. Von allen Ländern, von offizieller wie privater Seite, waren herrliche Kostbarkeiten angekommen. Um nur einige wenige zu nennen: vom bulgarischen Zaren der höchste bulgarische Orden für Hermann, für mich ein wundervolles Saphirarmband; von der Stadt Hamburg ein silbernes Segelschiff, wie ich es als Kind im Rathaus bei Schulbesichtigungen oft bewundert hatte. Die »I. G.-Farben« sandten ein paar herrliche Exemplare aus ihrer ersten Produktion synthetischer Edelsteine. Und zahllose einfache Leute schickten Stöße der verschiedensten Handarbeiten, wie selbstgestrickte Schals, Topflappen, Deckchen. Ein Geschenkestrom ergoß sich über uns. Hermann beglückwünschte mich mit einer sehr schönen Zirkonen-Garnitur. Zu seiner tiefen Enttäuschung war ich aber darüber nicht so beglückt, wie er erhofft hatte. Im Gegensatz zu ihm habe ich mir nie viel aus Schmuck gemacht. Als er mich bat, dieses Geschenk bei unserer Hochzeit zu tragen, lehnte ich es unter dem Hinweis ab, daß er doch schließlich zu einer Arbeiterpartei gehörte!. Ich war für ein schlichteres Äußere. Er protestierte: »Ich weiß gar nicht, was Du willst, das habe ich von dem Geld gekauft, das ich von nun an an der Junggesellensteuer sparen werde!« Schließlich einigten wir uns, daß ich zur Trauung nur die Perlenkette meiner Mutter tragen sollte, an der Hochzeitsfeier im Kaiserhof aber seinen Schmuck.

Wieder in meiner Wohnung in der Bendlerstraße angelangt, sagte ich zu meiner Freundin mit einem Seufzer: »So wird es von nun an *immer* sein: ich muß tun, was ihm gefällt.«

Für einen Augenblick war ich doch tief verstimmt. Nicht wegen des Schmuckes allein, sondern aus dem Gedanken heraus, daß von nun an nicht mehr ich selbst, sondern Hermann Göring bestimmen würde, wie ich mich im öffentlichen und sicher oft auch im privaten Leben geben müßte. Ein Gedanke, der wohl jede Frau kurz vor ihrer Heirat mit einem Mann in so hohen Positionen des öffentlichen Lebens bewegt. – Als Auftakt zum

Polterabend spielte die Staatsoper Richard Strauß' »Ägyptische Helena«. Die Aufführung war nur für geladene Gäste. Nach der Aufführung fand auf dem Platz vorm Opernhaus uns zu Ehren ein großer Zapfenstreich statt, den die Luftwaffe gestellt hatte. Auf dem Heimweg goß es in Strömen, und Hermann wollte unbedingt am nächsten Tag in einem offenen Wagen zur Trauung fahren! Vor meinem Schlafzimmer saß in dieser Nacht zum ersten Mal ein Soldat in Waffen. Er schlief so sanft und selig, daß ich nur besorgt war, ihn beim Betreten meines Zimmers ja nicht zu wecken! –

Am nächsten Morgen früh kam Hermann in die Bendlerstraße, um mich abzuholen. Gemeinsam fuhren wir zur Reichskanzlei, wo mich Adolf Hitler mit einem herrlichen Orchideenstrauß begrüßte. Auf dem Weg zum Rathaus jubelte ihm und uns eine große Menschenmenge zu.

Die standesamtliche Trauung nahm der damalige Berliner Bürgermeister Sahm vor. Als erster gratulierte mir Adolf Hitler. Er sagte damals: »Wenn Sie einmal eine persönliche Sorge haben, dann kommen Sie zu mir. Ich werde immer für Sie da sein und Ihnen helfen.« – –

Damals konnte ich noch nicht ahnen, in welch verzweifelter Situation ich ihn einmal an diese Worte erinnern sollte. – –

Vor dem Rathaus standen die zwei Buben meiner Cousine Mema und überreichten mir einen bildschönen Nelkenstrauß in den Hamburger Farben weiß und rot. Dadurch entstand wohl das törichte Gerücht, ich hätte zwei Kinder in die Ehe gebracht! –

Nach der standesamtlichen Trauung fuhren wir in die Dienstwohnung am Leipziger Platz, um uns für die kirchliche Feier umzuziehen. Herrlicher Sonnenschein strahlte über Berlin. Ganz verschüchtert kam mir ein junges Mädchen von der Blumenhandlung Rothe entgegen: die Orangenblüten aus Italien seien verwelkt angekommen; ob ich als Ersatz einen Kranz mit Wachsorangenblüten haben wollte. Den lehnte ich aber ab und entschloß mich schnell, von meinem Orchideenstrauß eine schöne Rispe mit kleinen weißen Blüten abzutrennen, die mir das verzweifelte kleine Fräulein schnell an meinem Schleier feststeckte;

und sie und ich waren zufrieden! – Dann fuhren wir zum Dom. –

Mein Mann war früher nie der Pünktlichste gewesen. Aber heute war er auf die Minute fertig: »Ich hatte Angst, Du könntest vielleicht allein hinfahren!« – Gerade als wir an der Ecke »Unter den Linden« anlangten, zogen Flugzeuge über uns hinweg zum Zeichen des Grußes. Später erzählte mir der Jagdflieger Mölders, daß er dabei gewesen sei.

Die Fahrt durch Berlin war für mich märchenhaft. Für die ehemalige Schauspielerin in mir hatte das festliche Zeremoniell als solches naturgemäß eine besondere Wirkung. Aber im Augenblick war diese Schauspielerin nicht so gegenwärtig. Ich lebte ganz in dem Bewußtsein eines bedeutenden neuen Lebensabschnitts.

Im Dom traute uns Reichsbischof Müller. Da mein Mann und ich den gleichen Konfirmationsspruch hatten – (Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben) – hatten wir den Bischof gebeten, uns diesen Spruch auch zur Hochzeit zu geben. Die Kirche war ein Blütenmeer! Zwei Kollegen von der Staatsoper, Frau Ursuleak und Herr Schlusnus, sangen uns zu Ehren. Ich war von ganzem Herzen dankbar, und fühlte, daß auch mein Mann glücklich und tief bewegt war.

Die Hochzeitstafel war im Hotel »Kaiserhof« gerichtet. Unsere Verwandten, Freunde und nächsten Kollegen, sowie alle Freunde und Kameraden meines Mannes, kurz, alle Menschen, die uns nahe standen, waren zu Gast geladen. Adolf Hitler sprach nur ein paar heiter-ernste, aber gewichtige Worte, die er mit der Bemerkung einleitete, daß er schon viele Reden gehalten habe, daß er aber leider ein schlechter Tischredner sei! – Als unpolitische Frau muß ich gestehen, daß mich seine Ansprache stärker bewegte als sonst seine politischen Reden. Ich hatte noch nie so viele liebe und warmherzige Worte von ihm gehört. Auch die Ausführungen unseres zweiten Trauzeugen, des Kirchenministers Kerrl, ergriffen mich sehr. Gerade mit ihm und seiner Familie verband uns seit langem eine herzliche Freundschaft. Als Dritter sprach Kriegsminister von Blomberg, und

darauf der Hamburger Bürgermeister Krogmann. Auch mit ihm und seiner Frau waren wir eng befreundet. Besonders bewegten uns die Worte des schwedischen Schwagers meines Mannes, des Grafen Erik von Rosen.

Nach dem Essen machte sich begreiflicherweise die Aufregung der letzten Tage bei mir bemerkbar. Ich zog mich in ein Tageszimmer des Hotels zurück, um mich dort ein wenig zu entspannen. Aber auch da hatte ich nicht viel Ruhe. Es wurde fotografiert, und immer wieder kamen gute Menschen zu mir, mich zu begrüßen und zu beglückwünschen.

Ein Gespräch mit Adolf Hitler gegen Ende der Feier hinterließ einen besonders starken Eindruck: »Wenn Sie jetzt noch einen Wunsch hätten, gnädige Frau, was würden Sie sich wünschen?«

– – Ich überlegte nur einen kurzen Augenblick und sagte ohne viele Bedenken: »Daß mein Mann Schauspieler wäre.« Hitler machte ein sehr verblüfftes Gesicht: »Um Gotteswillen, warum denn das?« – »Dann wären wir nicht nur privat,« gab ich zur Antwort, »sondern auch im Beruf zusammen. Wir könnten miteinander arbeiten und auf der Bühne stehen und wären immer beieinander. Es gehört schon sehr viel Liebe dazu, einen prominenten Mann des Staates zu heiraten; denn wir werden nicht all zu viel von einander haben.« – »Merkwürdig«, meinte Hitler, »ich habe mir gedacht, daß gerade die große Stellung eines Mannes einer Frau unendlich wichtig sein könnte. – Hier liegt übrigens auch der Grund, daß ich nicht geheiratet habe und nicht heiraten werde: ich wüßte nie, ob mich eine Frau aus übergroßer Liebe nähme oder meiner Stellung wegen.« –

»Wie können Sie nur so etwas denken!« antwortete ich ihm; »wenn eine Frau Sie heiratet, muß diese Sie doch unendlich lieben. Wo wäre denn eine Frau, die aus Begeisterung die Erste Frau eines Reiches sein möchte! Denken Sie doch allein an all die Pflichten, die diese Frau übernehmen müßte!«

Da belehrte er mich mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck dahin, daß *ich* jetzt die Erste Frau des Deutschen Reiches sei. – Fassungslos sah ich ihn an. – Ich hatte darüber noch nie ernsthaft

nachgedacht. Erst in dieser Sekunde ist es mir ganz klar geworden.

Wenn ich mich jetzt daran erinnere und all die Jahre in Berlin, in Carinhall und Berchtesgaden Revue passieren lasse, dann waren diese Pflichten einer Ersten Frau des Reiches nicht ausschließlich mit Opfern und Sorgen verbunden. Obwohl ich mit einer Sekretärin täglich – außer Sonntags – Briefe zu beantworten hatte. Es gab neben aller Arbeit auch sehr viele schöne und geruhsame Stunden. Es gab vor allem auch außerordentlich interessante Menschen, denen ich sonst niemals begegnet wäre.

Und ob Erste Frau oder nicht, es gab etwas, was mir unendlich viel wichtiger war: Hermann und ich liebten uns.

Mit dem Abschied vom Namen Sonnemann kam auch der Abschied von der geliebten Bühne. Ein anderes Leben begann: Das Leben der *Emmy Göring*, das mein einziges wahres Leben geworden ist. – Die Welt der Emmy Sonnemann schien weit für mich auf einem anderen Stern zu liegen. Emmy Göring – –, es war damals gar nicht so einfach, sich diesen neuen Namen vorzustellen. Heute ist mir, als hätte ich nie einen anderen Namen geführt!

*

Bevor meine Pflichten als Hermanns Frau begannen, gönnten wir uns ein paar private Ferientage in Wiesbaden, wo seine Brüder lebten. Aber schon nach diesen wenigen Tagen war die Post für mich in Berlin dermaßen angewachsen, daß ich ernstlich Sorge hatte, jemals mit der Beantwortung fertig zu werden.

Der erste Eindruck, den ich von meiner neuen Würde bekam, war der, daß ich für weiteste Volksschichten diejenige »Stelle« geworden war, wo man seinen Kummer und seine Sorgen abladen konnte. Aber gerade *das* habe ich als große innere Genugtuung empfunden. Neben der zahlreichen, ausgesprochenen »Verehrerpost« gelangten Bitten an mich, daß ich mich doch für die Briefschreiber bei den und jenen Ämtern und Behörden verwenden möchte. Eine Tätigkeit, die ich sehr ernst nahm, die mich aber sehr oft in Schwierigkeiten mit so manchen Ressorts

der Reichsregierung brachte, ja auch zu ernsten Differenzen führte.

Keine ganz leichte Aufgabe, die ich sehr bald zu bewältigen hatte, war das Memorieren aller Namen des Diplomatischen Corps in Berlin, sowie auch der Namen führender Mitglieder von politischen und Berufsorganisationen. Vor allem aber von Standesorganisationen und solchen Personenkreisen, die Adolf Hitler in die Reichskanzlei einzuladen pflegte. Bei derartigen Empfängen mußte ich neben ihm stehen und alle Gäste mit ihm zusammen, und zwar mit Namen und Handschlag, begrüßen. Staatssekretäre und Adjutanten waren zwar in meiner Nähe und soufflierten mir ab und zu – und dennoch wurde ich bis zum Schluß die Angst nicht los, bei solchen Staatsempfängen die Namen wichtiger Gäste zu verwechseln. Mir war ganz klar, daß von derartigen Formfragen im Leben der hohen Politik und der politischen Gesellschaft sehr viel abhing.

Und das zumal in jenen ersten Jahren der Reichsregierung, in denen es für sie darauf ankam, Freunde in der ganzen Welt zu gewinnen.

So sehr wir unser Carinhall von allzugroßen Gäste-Invasionen zu verschonen suchten, waren wir dennoch verpflichtet, auch hier, und nicht nur in der Dienstwohnung am Leipziger Platz, für das Reich und für Hitlers persönlichsten Gäste zu repräsentieren. Zahllos waren natürlicherweise die fast täglichen Fachbesprechungen in Carinhall, die mein Mann dort mit seinem ansehnlichen Mitarbeiterstab abzuhalten hatte.

Es ist ganz natürlich, daß die Begegnungen mit Staatsmännern, Staatsoberhäuptern und Botschaftern, an denen Adolf Hitler selbst teilgenommen hat, bei mir den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen haben. Da stand ich nun, die von Haus aus unpolitische einstige Schauspielerin, sozusagen an der Quelle der neuesten Geschichte. Da ich mich auch jetzt noch mehr für Menschen als für Politik interessierte, gab ich mir redliche Mühe, der für mich so komplizierten Zeitgeschichte ihren menschlichen Aspekt abzugewinnen, d. h., die Menschen zu beobachten, die jetzt Geschichte machten.

10. KAPITEL

Erinnerungen an Benito Mussolini und Rom – König und Königin – Bei Axel Munthe – Mussolini in Carinhall – Unsere jungen Löwen – Göring als Schützer des Waldes und der Tiere – Der Reichsjägermeister – Wir erwarten Edda – Glückliche Geburt des Kindes – Adolf Hitler Pate – Erinnerungen an Marschall Balbo – Besuche der Fürstlichen Familien in Sofia und Belgrad

Von anderem Wesen, von anderem Naturell, wenn auch dem deutschen Staatsoberhaupt in den Grundeigenschaften, wie Energie und Konsequenz, verwandt, war der Italienische Staatschef, der große Verbündete und Geistesbruder Adolf Hitlers: Mussolini.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, war es im Januar 1937, als ich Mussolini kennenlernte. Mein Mann und ich waren damals nach Rom eingeladen und mit allen nur denkbaren Ehren empfangen worden. In der Römischen Villa Madama waren wir untergebracht. Jedes architektonische Detail verriet den sicheren Geschmack des Erbauers. Als Standort hatte er einen der sieben Hügel Roms ausgewählt gehabt, so daß ihr Rom zu Füßen lag. Es war schon spät, als wir von dem ausgefeilten, minutiösen Protokoll befreit wurden und in unsere Unterkunft zurückkehren konnten. Uns bot sich ein überwältigender Anblick. Das Lichtermeer der Ewigen Stadt ergoß sich vor uns, überall blinkte und flimmerte es, und riesenhaft ragten aus ihm die markanten Konturen der berühmten Bauwerke empor. Noch lange saßen wir am Fenster.

Am nächsten Vormittag – mein Mann hatte Besprechungen mit dem König und dem Duce – machte ich der Königin einen Besuch. Sie war eine große, stattliche Frau von gewinnender Herzenswärme. Ihr mütterlich-frauliches Interesse und ihr Wirken galt vor allem der Medizin und den Krankenhäusern, um die sie sich ganz persönlich kümmerte. So lag es nahe, daß

sie sich nach entsprechenden Einrichtungen in Deutschland erkundigte. Das Mittagessen, das das Herrscherpaar zu unseren Ehren gab, wurde in dem berühmten Jagdschloß Castell Porziano in der Nähe von Anzio gegeben. Der König war mein Tischherr. Er erwies sich als ein sehr liebenswürdiger und unterhaltsamer Gastgeber, dem unsere ganze Bewunderung zuteil wurde ob seiner sehr guten Kenntnisse der deutschen Literatur. Während der Unterhaltung hatte ich erwähnt, daß gerade an diesem Tag der Geburtstag meiner verstorbenen Mutter sei, und ich in den vergangenen Jahren an diesem Tage stets nach Hamburg geflogen wäre, um Mutters Grab mit Veilchen und Mimosen, ihren Lieblingsblumen, zu schmücken.

Nach dem Essen zeigte man uns den kunstvoll angelegten Garten. Die Königin entschuldigte sich für einen Augenblick. Als sie zurückkam, hielt sie einen bunten Strauß von Veilchen und Mimosen in der Hand, den sie selbst gepflückt hatte und mir im Gedenken an meine Mutter überreichte. Ich war von dieser herzlichen Geste aufs tiefste gerührt.

Als weitere gastliche Geste wurde uns ein »Jagdschauspiel« dargeboten. Wir waren dazu in eins der königlichen Jagdreviere gefahren und hatten den für uns hergerichteten Hochstand bestiegen. Die Treibjagd begann. Niemand konnte ahnen, daß Hermann diese Art von Jagd, bei der Hoch- und Niederwild wahllos erlegt wurde, geradezu verabscheute. Augenblicks erinnerte ich mich des alten Stiches in einem Weimarer Museum, der das unwaidmännische Jagdvergnügen wiedergab, das 1808 zum Erfurter Fürstentag dem Kaiser Napoleon und dem Russischen Zaren am Ettersberg bei Weimar vom Großherzog Carl August geboten worden war. Wen mochte dieser ungleiche Kampf vor uns erfreuen? Vielleicht die Männerherzen? Um den Schein zu wahren, hatte ich mein Gesicht dem Gemetzel zugewandt, hielt die Augen aber gesenkt. Unter den gesenkten Lidern tastete ich mit den Augen meine Umgebung ab. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß die Königin und Prinzessin Marie gleichfalls ihre Blicke abwandten und ihre Trauer zu unterdrücken suchten. Warum war keiner von uns so mutig, zu sagen,

daß uns diese Jagdmanier zuwider war! Aber höfische »Etikette« und taktvolles Verhalten des Gastes stehen über dem natürlichen Empfinden. Abgespannt, von dem Mitleid mit den todgeweihten Tieren noch ganz befangen, kamen wir wieder in Castell Porziano an. – Wer hätte damals gedacht, daß sich hier bei Anzio kaum sieben Jahre später eine der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges abspielen sollte!

Am Abend waren wir noch bei Mussolini eingeladen. Da er mein Tischherr war, hatte ich Zeit, ihn genau zu betrachten und auch näher kennenzulernen. Er hatte zweifellos den Kopf eines Römers. Hitler hat ihn ja einmal als den einzigen Römer unter lauter Italienern bezeichnet. Würde, Sicherheit und Kraft gingen von ihm aus. Da wir einmal in Weimar sein Schauspiel »Hundert Tage« zur Aufführung gebracht hatten, entwickelte sich schnell ein amüsantes Gespräch. Theater und Literatur beschäftigten ihn außerordentlich. Er wurde nicht müde, zu fragen; dazwischen beteuerte er mir immer wieder, daß er von keinem Menschen so viel und so gut Deutsch verstehen könnte, wie von meinem Munde.

Trotz dieser versteckten Selbstkritik sprach er ausgezeichnet Deutsch. Im Lauf der Unterhaltung bat er mich, ihm doch den Inhalt von Lessings Drama »Nathan der Weise« zu erklären. Die »Ringerzählung« schien ihn sehr zu beeindrucken. Er meinte, es wäre schön, so einen Ring zu besitzen oder zu glauben, ihn zu besitzen, denn auf den Glauben käme es wohl alleine an. Nach einer Weile sagte er sehr nachdenklich: »Sind Sie nicht auch der Auffassung, daß es sehr gute und tüchtige Juden gibt?« Als ich das bejahte, freute er sich sichtlich. – Nach dem Abendessen nahm er mich spontan beim Arm und führte mich zu seinen Sammlungen, die er mir mit großem Vergnügen erklärte. Ich war überrascht, wieviele künstlerische Interessen er besaß. In einem dieser Zimmer bat er mich, Platz zu nehmen. Dann stellte er sich etwas entfernt von mir und meinte: »Der ganze Raum sieht aus, als ob er nur auf Sie gewartet hätte. Wenn Sie so still dasitzen, dann glaubt man, ein wunderschönes Bild vor sich zu haben.«

Er brachte das so selbstverständlich heraus, mit so natürlich-männlichem Charme, daß ich des Moments der Höflichkeit, mit der er mir etwas Nettes sagen wollte, kaum gewahr wurde. –

– Von Rom aus fuhren wir nach Capri, wo wir ein paar erholsame Tage verlebten. Neben vielen interessanten Menschen lernten wir da den berühmten Einsiedler und Tierfreund Dr. Axel *Munthe*, den früheren Leibarzt der schwedischen Königin, kennen[1]. Spontan lud er uns in seine Villa San Michele in Anacapri ein. Es bereitete ihm Freude, uns sein Haus zeigen zu können, und als er unsere echte Begeisterung für die vielen Kostbarkeiten seines Heimes sah, ging in dem scheuen, fast schüchternen Mann eine Wandlung vor sich. Seine heitere, herzliche Wesensart erschloß sich vor uns zusehends. Ich bedauerte, daß ich seine Augen nicht sehen konnte, die er hinter einer großen dunklen Brille verbarg. Als hätte er gefühlt, was in mir vorging, erklärte er mir sogleich, daß er die große Brille tragen müsse, weil seine Augen krank seien und er fast nichts mehr sehen könne.

Tiefes Mitgefühl bewegte mich, um so mehr, als er mir von Stunde zu Stunde sympathischer geworden war. Später kam er noch einmal auf sein Augenleiden zu sprechen und erwähnte dabei, daß er dessentwegen seine Villa verkaufen wolle. Er bot sie sogleich meinem Mann zum Kauf an. Hermann interessierte sich ernsthaft dafür, und so kam ein kurzer Briefwechsel zustande.

Torre di Materita Anacapri, 17. Nov. 37

Lieber General Göring!

Ich danke Ihnen für Ihr Telegramm. Wie ich Ihnen bereits in meinem letzten Brief schrieb, habe ich mich in Folge meiner fortschreitenden Erblindung, wenn auch schweren Herzens, entschlossen, San Michele zu verkaufen, falls ich den richtigen Mann finde, und daß ich mein geliebtes altes Heim lieber Ihnen übergebe, als einem dieser amerikanischen Millionäre,

[1] Axel Munthe, 1857 bis 1949, schwedischer Arzt und Schriftsteller, Hauptwerk »Das Buch von San Michele«.

die keine andere Qualifikation zur Erlangung dieses einzigartigen Platzes besitzen als ihr Geld. Ich selber will für mich gar kein Geld, ich habe genug zu leben, bis ich sterbe, und ich habe keinen Wunsch, etwas zu besitzen, was ich durch Geld erkaufen könnte. Die ganze Summe würde den selben Weg wie meine Einnahmen aus meinem Buche gehen, nämlich an die Armen dieser Insel und Schwedens, nicht zu vergessen, meine speziellen Freunde, die Lappländer, und an die Tierpflege. Während meiner dreißigjährigen Praxis als Arzt habe ich einen Teil meiner Einnahmen dazu benutzt, um aus San Michele das zu machen, was es heute ist, unbekümmert um Ausgaben, und zweifellos oft in einer etwas leichtsinnigen Art. Unter unendlichen Schwierigkeiten habe ich vor etwa vierzig Jahren Castello Barbarossa gekauft und sehr große Summen dazu verwendet, um die einfallenden Wände zu restaurieren und eine kleine Einsiedelei zu bauen, wo ich viele Monate in vollständiger Einsamkeit gelebt habe. Wahrscheinlich waren dies die glücklichsten Tage meines arbeitsreichen Lebens. Ich besitze keine detaillierten Abrechnungen über das, was mich San Michele und Barbarossa gekostet haben.

Aber sicher ist, daß die Summe nicht weniger als 500 000 schwedische Kronen gekostet hat. Wenn Sie eine Möglichkeit sehen, mir diesen Betrag, den ich ausgegeben habe, zurückzuzahlen, bin ich gern bereit, Ihnen mein geliebtes altes Heim, so wie es heute dasteht, mit all seinen Antiquitäten, Kunstgegenständen und Möbeln – von denen viele Sachen mit keinem Preis der Welt gekauft werden könnten – zu übereignen. Ich bitte Sie, nachdem Sie meinen Brief gelesen haben, mir recht bald mitzuteilen, ob Sie gewillt sind, weiter in dieser Angelegenheit mit mir zu verhandeln. Meine Blindheit wird immer unangenehmer, und nach aller Wahrscheinlichkeit muß ich mich sehr bald einer Operation in Zürich unterziehen, welche mir, wenn Gott mir die Gnade erweist, wenigstens das Sehen auf einem Auge ermöglicht. Ich kann dadurch aber auch vollkommen blind werden. Ich möchte daher San Michele, bevor ich es hier verlasse, lebe wohl sagen, und

wäre Ihnen für eine sehr baldige Antwort auf diesen Brief dankbar.
Ich verbleibe, lieber General Göring, Ihr sehr ergebener
Axel Munthe

Berlin, den 6. Dezember 1937

Lieber Doktor Munthe!
Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief. Sie können sich denken, wie sehr es mich bewegt, dieses herrliche Stück Erde zu erwerben. Die besondere Schwierigkeit liegt, wie Sie wahrscheinlich wissen, in der derzeitigen angespannten Devisenlage Deutschlands, so daß ich erst sehen muß, ob überhaupt ein Weg möglich ist, die für den Kauf notwendigen Devisen aufzutreiben. Das ist, wie gesagt, die große und fast unüberwindlich erscheinende Schwierigkeit. Sobald ich in nächster Zeit irgendeinen Weg gefunden zu haben glaube, werde ich Ihnen sofort schreiben. Ich sehne mich oft nach der wundervollen Insel zurück, und es ist nicht nur die Lage von San Michele, die mir so begehrenswert erscheint; sehr viel mehr ist es das Innere des Hauses, die ganze Atmosphäre, die es ausstrahlt, und die ganze Art und Weise, in welcher San Michele von Ihnen so einzigartig ausgebaut worden ist.
Ich danke Ihnen aufrichtig für die Übersendung Ihres Buches, das mich außerordentlich erfreut hat. Mit großem Bedauern habe ich in Ihrem Brief gelesen, daß es mit Ihren Augen nicht besser gehen will. Ich hatte bei meinem letzten Besuch schon die Hoffnung, daß sich Ihr Sehvermögen bessern würde. Vielleicht gibt es doch noch eine Möglichkeit, Ihr Augenlicht zu retten.
Sollte Sie Ihr Weg auf einer Ihrer Reisen nach Schweden über Berlin führen, so würde es mich sehr freuen, wenn Sie es mich wissen ließen, damit ich Ihnen mein Carinhall zeigen kann, das ich jetzt ganz nach meinen Angaben erbaut und fertiggestellt habe.
Mit besten Grüßen und nochmaligem Dank
Ihr Göring

P.S.: Vielleicht können Sir mir schreiben lassen, worin Ihr Augenleiden besteht. Ich möchte gern meinen Bruder, Prof. Göring, der ein hervorragender Augenspezialist und derzeitiger Leiter der bekannten Augenklinik Pagenstecher ist, fragen, ob er irgendeine Möglichkeit zur Rettung Ihres Augenlichtes sieht.« –

Die Devisen waren damals zu unserem großen Bedauern nicht aufzubringen, so daß mein Mann auf den Kauf von San Michele verzichten mußte.

Der Aufenthalt in Italien hatte mir sehr gut getan und viel Freude gebracht. Und als mir Mussolini eines Tages eine Einladung schickte, mit der Bitte, nach Italien zu kommen und in Angiano, in der Nähe von Neapel, Bäder zur Heilung meines Ischiasleidens zu nehmen, nahm ich die Einladung gerne an. Ich wurde in einer Villa bei Neapel untergebracht und erlebte einen Kuraufenthalt, an den ich heute noch mit großer Dankbarkeit zurückdenke, um so mehr, als das Leiden für fast ein Jahr wesentlich gebessert wurde.

*

Nach nicht zu langer Zeit sollte ich Mussolini in Carinhall wiedersehen, und zwar in Begleitung seines Schwiegersohnes, des Grafen Ciano. Im Gegensatz zu so vielen italienischen Besuchern, deren Charme und natürliche Ungezwungenheit ich immer als besonders liebenswert empfunden habe, wirkte Graf Ciano, so gut er aussah, doch etwas oberflächlich. Er benahm sich meist so, als ob er eine Bühnenrolle spielte, und war nur so lange guter Laune, als er den Mittelpunkt bildete. – Die viel stärkere Persönlichkeit war für mich seine Frau Edda. (Meine Tochter ist übrigens nicht nach ihr, sondern nach einer meiner Freundinnen genannt worden). In Edda Mussolinis ganzem Wesen spiegelte sich die kraftvolle Art und die gewinnende Persönlichkeit ihres großen Vaters wider.

Beim Besuch des italienischen Duce in Carinhall bat mich der Gast sofort, ob er unseren Löwen sehen könnte, von dem

ich in Italien schon erzählt hatte. Jetzt spielte er mit ihm voller Freude wie ein Kind. –

Es ist hier der Augenblick, nicht nur von unseren Löwen in Carinhall zu erzählen, sondern von Hermann Görings Verhältnis zu den Tieren im allgemeinen und insbesondere zum Getier des Waldes. Kein geringerer Tierkenner als der Direktor des Berliner Zoo, Professor Lutz *Heck*, seit vielen Jahren ein guter Bekannter Hermanns, hat meines Mannes Fachwissen und Leistungen auf dem Gebiet der Tiererhaltung und Betreuung sowie Pflege und Belebung des Waldes immer wieder hervorgehoben. Selbstverständlich hat er auch Interesse an dem Schicksal unserer jungen Löwen gezeigt und sich eingehend um ihr Wachstum gekümmert. Professor Heck war auch berufen, das Werk Hermanns, des Reichsjägermeisters, vor allem den Wert des Reichsjagdgesetzes zu beurteilen, von dem man noch heute im In- und Ausland mit großer Hochachtung spricht, auch wenn es seit mehreren Jahren außer Kraft gesetzt ist.

Über dieses geradezu zentrale Kapitel, das Hermann Görings Liebe zu Wald, Forst und Tier behandelt, hat der schon mehrfach zitierte Ire Charles *Bewley*, in seinem Buch »Hermann Göring« grundsätzlich Wichtiges ausgesagt. Es wird darin deutlich, welchen Umfang nicht nur die Ideen, sondern auch die rein praktische Arbeit Görings für die Jagd und für das Forstwesen gehabt haben. Der irische Schriftsteller zeigt sich auf diesem Gebiete der Arbeitsleistung des Reichsjägermeisters und Reichsforstmeisters sehr gut orientiert. »Keine Aufgabe sagte ihm mehr zu« schreibt Bewley, »als die Erhaltung des Waldes, des Wildes und der Vögel, die vom Aussterben bedroht waren, wenn ihnen der Staat nicht Schutz gewährte.« Sein erster Schritt nach der Machtübernahme, vor dessen Zeitpunkt die Lage der Forstwirtschaft sehr kritisch gewesen sei, wäre die Errichtung eines Reichsforstamtes für das Reichsgebiet gewesen. Bewley schreibt: »Ebenso energisch war Görings Vorgehen im Jagdschutz. Nicht zuletzt seiner Initiative ist das vorbildliche Reichsjagdgesetz zu verdanken. – – Eine Autorität wie Monsieur

1937 — Hermann Göring mit seinem Gast Benito Mussolini in Carinhall

1937 — Hermann Göring mit Marschall Balbo auf einem Schiff in der Nähe von Tripolis

Benito Mussolini während eines Berlin-Besuches im Jahre 1937 mit Adolf Hitler und Hermann Göring

Ducrocq, Präsident des Internationalen Jagdrates, sprach im Sinne der Jäger aller Länder, als er zu Göring sagte: ›Sie haben die Jagd mit einem neuen Gesetz beschenkt, das die Bewunderung der ganzen Welt erregt hat, denn zum ersten Mal beruht es nicht ausschließlich auf Rechtsgrundsätzen, sondern vor allem auf hehren Überlieferungen der Vergangenheit.‹«

Bewley betont, daß der Heger und Jäger und erstklassige Schütze Göring die Tiere um ihrer selbst willen geliebt habe und nicht nur als Jagdtrophäen. Die einzelnen Jagdgesetze beziehen sich zum Teil auf dringend gewordene Verbote im Jagdunwesen jener Zeit. Sie beziehen sich auf alles, was Schutz der Tiere und waidgerechtes Jagen heißt. Bewley fährt fort: »Zu den bekanntesten Maßnahmen des Reichsjägermeisters gehörte die, daß er die Schorfheide zu einem Naturschutzpark für Wildtiere und Vögel ausstattete. Hier sollten auch verschiedene Gattungen, die früher in Deutschland gelebt hatten und jetzt fast ausgestorben waren, wieder eingeführt werden. Die Wichtigsten unter ihnen waren *Wisente* und Elche. Außerdem wurden Mufflons, Wildpferde, Biber und Fischottern angesiedelt, und an Vogelarten der Fischadler, der Milan, der Auerhahn, der Kolkrabe und der Schwarzspecht. Es wurden noch weitere Schutzgebiete in verschiedenen Teilen Deutschlands eingerichtet, z. B. auf der pommerschen Halbinsel Darss, im Reinhardtswald und in der Romintener Heide.« – – Bewley beschließt diese Ausführungen mit der Feststellung, daß jetzt nur noch wenige der Tiere leben, die Göring schützte, und daß selbst die Wälder, die diesen Tieren Schutz boten, mindestens nicht mehr als Schutzgebiete und Naturparks angesprochen werden könnten.

*

In diesem Zusammenhang hat es mich in jüngster Zeit gefreut und mit Genugtuung erfüllt, daß ich in München die Vorführung eines Films mit dem Titel »Die letzten Paradiese« erleben durfte, in dem die Naturschutzfrage und die Frage der Neubelebung der Natur durch Wildtiere, wie sie mein Mann gefördert hatte, aufs neue ganz hervorragend behandelt wurden.

Nun aber zurück nach Carinhall und zu unserem Gast Mussolini, dem die Begegnung mit Löwen in einem deutschen Wald einigermaßen originell erschienen sein mag. Es war schon ein seltsames Bild, ein Löwenbaby in unserer Schorfheide herumlaufen zu sehen. Meistens tapste es wie ein Hund brav neben mir her.

Wir haben im Laufe der Jahre sieben Löwen großgezogen, und wenn einer bis eineinviertel Jahre alt war, mußten wir ihn einem Zoo übergeben. Wir waren jedesmal schon Tage vorher traurig und gaben ihn nur dann her, wenn wir wußten, daß in dem betreffenden Zoo ein neuer Löwennachwuchs angekommen ist, den wir mit nach Hause nehmen konnten.

Der Löwe, mit dem sich Mussolini anfreundete, hieß Mucki. Für einen Löwen gewiß ein seltsamer Name. Er war aber ebenso klein wie drollig, und deshalb paßte der Name sehr gut zu ihm. Wenn ich in meinem Zimmer Post aufarbeitete, lag er da und verfolgte aufmerksam meine Bewegungen. Sowie ich rief: »Komm, Mucki, jetzt gehen wir spazieren«, sprang er mir auf den Schoß und umarmte mich mit seinen dicken Pfoten. Frühmorgens kam er als erster zu meinem Mann, der ein Frühaufsteher war. Nach dem Frühstück brachte er den kleinen Löwen zu mir. Er setzte ihn auf mein, mit einem Badetuch überdecktes Bett, und dann tat ich zuerst so, als ob ich noch schliefe. Solange ich die Augen geschlossen hatte, saß Mucki ganz still und rührte sich nicht. Aber sowie ich nur etwas blinzelte, sprang er voller Freude auf mich zu. –

Mein Mann litt einmal an einem sehr unangenehmen Zahngeschwür, das geschnitten werden mußte. Der Arzt empfahl uns, den Löwen ein paar Tage nicht zu ihm zu lassen. Als es Hermann etwas besser ging, wollte er ihn sogleich sehen. Da war es nun wirklich rührend zuzuschauen, wie die beiden sich freuten. Mucki drückte seinen Kopf immer wieder in die Hand meines Mannes und blieb still bei ihm sitzen. Als wir ihn abends in seinen Raum brachten, schrie er so bitterlich, daß ihn mein Mann schnell noch einmal zu sich nehmen mußte.

Eines Tages war unsere erste Löwin an Staupe erkrankt.

Professor Lutz Heck fürchtete, daß wir sie kaum durchbringen würden. Aber mit sehr viel Liebe und Geduld wurde sie dennoch wieder geheilt.

Einmal hatten wir für kurze Zeit das Palais des Reichstagspräsidenten bezogen, weil unser Haus am Leipziger Platz gerichtet wurde. Wir hatten den Löwen mitgenommen und im Keller untergebracht. Plötzlich, des Nachts, wurden wir wach, weil sich die Tür unseres Schlafzimmers öffnete: vor uns stand unser Löwe. Er hatte mit seinen Pfoten die Klinken von acht Türen heruntergedrückt, die zwischen dem Keller und unserem Schlafzimmer lagen, und zu uns gefunden. Er war geradezu außer sich, als er uns entdeckte. Wie hätten wir es übers Herz bringen können, ihn zurückzuschicken. Also behielten wir ihn die Nacht bei uns. Es ging uns wie allen Tierfreunden, gerade auch Hundefreunden, wenn sie sich von einem Lieblingshund trennen müssen: es schmerzt einen sehr. Wenn einer unserer Löwen, der zu groß wurde, zu Prof. Hecks Zoo überwechselte, dann war jedesmal der Abschied schwer genug. Die Löwen, die wir im Laufe der Jahre dem Zoo übergeben hatten, besuchten wir des öfteren. Selbst dort im freien Gelände konnte ich ruhig zu ihnen gehen, obwohl andere große und fremde Löwen dabeistanden, die wir nicht aufgezogen hatten. Die kamen dann auch zu mir und legten den Kopf in meinen Schoß, um sich streicheln zu lassen. Sobald mein Mann den Zoo betrat, schienen sie es sofort zu spüren; sie fingen jedenfalls gleich zu rufen an. Wenn er dann zu ihnen ging, waren sie übermütig vor Freude. – – Diese Tiere im Haus, wie draußen die Tiere im Wald, die er hegte und pflegte – denn er war ebenso ein Heger wie ein Jäger –, haben meinem Mann stets die denkbar größte Entspannung gebracht. –

Mussolini konnte sich gar nicht genug während des erwähnten Besuches über unseren kleinen Löwen freuen.

Während des Spielens mit dem Tier teilte er mir mit, daß er abends in Berlin eine Rede in deutscher Sprache halten werde, und fragte mich, ob ich mit ihm in seinem Wagen nach Berlin fahren wollte. Ich mußte ihm erklären, daß der Arzt dagegen sei. – Da ich erst tags zuvor eine Wagenfahrt nach

Berlin gemacht, um ihn, Mussolini, bei Adolf Hitler zu begrüßen, hätte mir der Arzt Ruhe anempfohlen. Und nun vertraute ich ihm an, daß ich ein Baby erwartete. Mussolinis Freude darüber war so spontan und herzlich, daß er meinen Mann und mich umarmte. Diese Art spontaner Herzlichkeit war eine der bemerkenswerten Eigenschaften dieses außergewöhnlichen Mannes mit dem Cäsarenkopf. Es war rührend, wie impulsiv und aufrichtig er an unserem Familienglück teilnahm.

Die Geburt eines Kindes sollte ja für meinen Mann und mich die Erfüllung unserer Ehe werden. –

*

Es war ein glücklicher Tag, an dem ich meinem Mann sagen konnte, daß wir ein Kind bekämen. Zum ersten Mal freilich in unserer Ehe wurde ich von Hermann enttäuscht. Wie hatte ich gehofft, daß er sich unendlich freuen würde, nach dreijähriger Ehe ein Kind erwarten zu dürfen. Statt dessen war sein erstes Wort: »Um Gotteswillen, Liebling, wenn Dir bei der Geburt etwas passiert, – nein, das darf nicht sein! Ich könnte es einfach nicht ertragen!«

»Ja, freust Du Dich denn gar nicht,« fragte ich –

»Nein«, kam die Antwort, »ich kann mich nicht freuen, ich habe so grauenhafte Angst, ich könnte Dich verlieren. Ja, wenn das Kind gleich da wäre! Aber diese vielen Monate, die vor uns liegen, wie soll ich sie nur durchhalten!«

Ich versuchte auf alle Art, ihn zu beruhigen und machte ihm klar, daß ich doch, von meinem Ischiasleiden abgesehen, eine kerngesunde Natur hätte. Aber es half nichts. Natürlicherweise quälte ihn der Gedanke, daß ich zu jener Zeit schon vierundvierzig Jahre zählte, und der Fall also nicht so einfach lag. Oft lächelt man über derartige angstvollen Sorgen und übertriebenen Furchtgedanken sensibler Männer, und doch sind sie wertvolle Beweise ihres Innenlebens, das oft tief verborgen liegt. In solchen Zeiten wird es dann beglückend offenbar, wie echt die Liebe ist.

Als er für ein paar Tage nach Rominten zur Jagd ging,

fragte er mich, ob es ein Mädel oder ein Bub werden würde. Wie selbstverständlich sagte ich: »Natürlich ein Mädel!« – »Ach, das wäre aber schön«, meinte er und ich spürte, daß er jetzt anfing, sich zu freuen.

Nach der Heimkehr von Rominten berichtete er mir gleich als erstes zu meiner besonderen Freude, daß der greise Vater des Königs Boris von Bulgarien, der damals schon dreiundachtzigjährige Zar Ferdinand, der zur Jagdgesellschaft Hermanns in Rominten gehört hatte, einen kapitalen Hirsch geschossen habe. Meine Freude darüber war deshalb so groß, weil mir der alte Zar vor längerer Zeit erzählt hatte, daß er sehr abergläubisch sei, und eine Wahrsagerin ihm einst eingeredet habe, er müsse sterben, falls er innerhalb eines Jahres keinen Hirsch schösse. Nun hatte ihm mein Mann zu seinem Hirsch verholfen. Der alte, bekanntlich hochgebildete, kunst- und theaterbegeisterte Fürst, der übrigens noch mit Richard Wagner befreundet gewesen ist, hatte sich unseren politischen Bestrebungen gegenüber stets als sehr aufgeschlossen erwiesen und war, selbst ein gebürtiger Deutscher, mit allen deutschen Kulturfragen und politischen Problemen aufs engste verwachsen. –

Nach dieser Mitteilung Hermanns erzählte er lachend, daß die Herren der Jagdgesellschaft, die er von dem bevorstehenden Familienereignis unterrichtet habe, sämtliche Mutmaßungen, ob ein Bub oder ein Mädel zu erwarten sei, verworfen hätten. – »Es wird ganz bestimmt ein Mädchen! Eine Mutter weiß das!« erklärte ich trotzdem sicher und zuversichtlich. Da war er getröstet und froh. Einen Buben wollte er gar nicht. –

*

Einmal, ganz am Anfang meiner Erwartung, befanden wir uns auf einer Gesellschaft bei Adolf Hitler. »Sie sehen ja heute so besonders froh und glücklich aus«, sagte er zu mir. Da erzählte ich ihm, daß ich ein Kindchen erwartete. – Er war tief gerührt und beglückwünschte meinen Mann und mich an diesem Abend immer aufs neue. –

Während der kommenden Monate lief ich täglich spazieren,

wie mir Prof. Bracht, der großartige Arzt, geraten hatte. Ich ging von jeher ungern ohne Ziel spazieren; aber nun, da ich wußte, es handelte sich um meines Kindes Wohl und um meine Gesundheit, lief ich täglich eine Stunde im Tiergarten umher. Noch einen Tag vor Eddas Kommen ging ich los. Nach dreiviertel Stunden aber konnte ich nicht weiter und fuhr schnell heim. Es war schon ein paar Tage über die Zeit, daß das Kind kommen sollte. Deshalb ließ ich mich jeden Abend im Auto auf möglichst schlechten Straßen hin- und herrütteln in der Hoffnung, daß es hülfe. Am Abend vor Eddas Geburt fuhr ich noch mit meiner Freundin spazieren. ›Edda locken‹ nannten wir das Rumpeln. Seltsam, aber nie kam mir der Gedanke, daß das Kind ein Junge werden könnte. Hermann und ich wünschten uns von ganzem Herzen ein Mädel. An diesem Abend sahen wir unterwegs eine Menge weißer Pudel. Meine Freundin, die genauso abergläubisch ist wie ich – wer aus dem Bühnenleben wäre es nicht? –, schrie ganz begeistert: »Du, die bringen Dir Glück! paß auf, morgen kommt Dein Kind!« Am Abend dieses 1. Juni sahen wir noch bei uns im Hause einen Film. Mein Mann war spät mit seiner Arbeit fertig geworden, es war schon fast 1 Uhr nachts. Leise stand ich während des Filmes auf: ich wäre schrecklich müde und wollte mich hinlegen. Ich hatte kaum noch richtig sitzen können. Hermann brachte mich ins Schlafzimmer, und am Morgen des 2. Juni fühlte ich die erste Wehe. Ich stand auf, zog mich an, ging ins Schlafzimmer meines Mannes, der die eingelaufenen Depeschen las, und teilte ihm nichts weiter mit, als daß ich in die Klinik ginge, weil mich der Arzt noch einmal untersuchen wollte. Wahrscheinlich käme ich bald zurück; ich riefe aber vorher an. Mit aller Liebe und Zärtlichkeit brachte mich Hermann ins Auto und fuhr mit mir in die Klinik. Unterwegs kam die zweite Wehe. Er merkte es nicht. Als ich in der Klinik im Bett lag und mein Mann schon längst weggegangen war, bat ich den Arzt, nur jetzt nicht viele Spritzen zu geben, um etwa die Sache zu verlangsamen. Es sollte jetzt vorwärts gehen: »Mein Mann ist gerade bei Adolf Hitler, und wenn er zurückkommt, muß mein Kind dasein.«

Ich wollte nicht, daß er erst in die Schorfheide nach Carinhall führe, in der Befürchtung, daß er auf die Nachricht von der Geburt eines Kindes in einem rasenden Tempo nach Berlin zurückfahren würde.

Ich hatte mir geschworen, daß er so wenig wie möglich von Eddas Geburt merken sollte, von all meiner Sorge und all meinen Schmerzen. Ich hätte ihn auch so gerne überrascht.

Wußte ich doch, welche verzweifelte Angst ihn quälte. Außerdem hatte ich Prof. Bracht versprochen, meinen Mann während der Geburt weit weg von der Klinik zu halten. Die Überraschung gelang mir wirklich vollkommen. Um 1.30 Uhr war mein Kind gesund zur Welt gebracht. Ich war überglücklich, so über alle Begriffe dem Herrgot dankbar. Ich rief daheim an. Mein Mann sei noch beim Führer. »Dann rufen Sie dort an«, antwortete ich. Im selben Augenblick gab unser Telefonist durch: »Einen Augenblick, gnädige Frau, der Herr Feldmarschall ist gerade vorgefahren.« Nun kam Hermann ans Telefon. Er hatte noch vorher zu unserer Cilly gesagt: »Bleiben Sie in der Nähe, vielleicht braucht meine Frau noch was in der Klinik«.

»Wie gehts Dir denn«, rief er durchs Telefon.

»Sehr gut, Hermann«, erwiderte ich, »unser Kind ist da, und es ist wirklich ein Mädchen!«

Meine Stimme muß durch die Schmerzen der Geburt, durch mein Glück, durch alles, was in diesen viereinhalb Stunden vorgegangen war, gezittert und jedenfalls undeutlich geklungen haben.

»Wer ist denn da am Telefon«, fragte mein Mann aufgeregt.

»Aber Hermann, ich, Emmy, komm doch schnell her! Es ist alles in Ordnung!«

»Lieber Gott im Himmel, ist das wahr?« jauchzte er auf, »ich komme sofort!«

Er muß es gleich dem ganzen Haus zugerufen haben in seinem Glück, und der Telefonist muß es augenblicklich weitergeleitet haben, denn keine halbe Stunde später kam schon ein riesiger Strauß Rosen von Adolf Hitler. Einige Minuten danach kam mein Mann. Er war vor Freude außer sich, legte mir einen

schönen Ring und Blumen aufs Bett und fragte immer wieder, ob es mir auch wirklich gut gehe, und ob Edda gesund sei. – –

Unser Kind war in ein Körbchen der Klinik gelegt worden, mit einem Schleier davor. Er wollte es sehen. Früher hatten ihm Freunde gelegentlich erzählt, daß neugeborene Kinder häßlich seien. Deshalb hatte er mir einmal versprochen, sein Kind erst nach drei Tagen ansehen zu wollen. Jetzt erinnerte ich ihn daran, aber er bat flehentlich, Edda doch schon jetzt sehen zu dürfen. Selbstverständlich willigte ich ein.

Nie vergesse ich das Gesicht dieses Mannes, als er sein Kind zum ersten Male sah. Allen Ernstes behauptete er, es sei das schönste Kind, das er je gesehen habe. Er war unsagbar begeistert und glücklich. Und ich mit ihm. Täglich kam er, uns zu besuchen, und am zehnten Tag holte er uns beide ab. Die Straßen waren schwarz von Menschen, die uns zujubelten und sich mit uns freuten. – Wo sind jetzt alle diese Menschen? – –

Wir fuhren zuerst zu Adolf Hitler, der mich gerade in der Klinik hatte besuchen wollen. Er freute sich mit uns, fand Edda auch ganz besonders süß und sagte mir, daß er bei meinem Kinde Taufpate werden wolle. Von ihm aus fuhren wir nach Carinhall und waren nun zu Dritt daheim! – –

Hermanns Freude über Edda war unbeschreiblich. Als sie ihren ersten Laut von sich gab, verließ er schnell das Zimmer. Ihm waren vor Glück Tränen in die Augen geschossen. Und wie verwöhnte und umhegte er mich! Und als ich nach drei Wochen mit ihm im See von Carinhall zum Schwimmen ging, und er nun endlich überzeugt war, daß ich wieder ganz gesund sei, sagte er bewegt: »Es ist fast zuviel des Glücks.« – – Besonders schön war es, daß wir alles so bewußt erlebt haben. – Es war geradezu unbeschreiblich, wieviele Geschenke und Telegramme anläßlich der Geburt Eddas eingetroffen waren. Am allermeisten erfreuten mich all die kleinen Sachen, die herzensgute und anhängliche Frauen für uns gestrickt hatten. Ganze Tische waren davon belegt. Diese Mitfreude so vieler Menschen hat mich aufs Tiefste erschüttert. So empfand auch mein Mann: »Alle großen Geschenke würde ich gerne hergeben, aber diese Sachen, die

schlichte Menschen für Edda gearbeitet haben, auf die möchte ich nicht verzichten.«

*

Genauso war es bei Eddas Taufe. Das Kind wurde mit Geschenken überschüttet. Heute tut es mir manchmal leid, daß sie nicht einige Stücke davon behalten konnte! Getauft wurde sie vom Reichsbischof. Ihre Paten waren, außer Adolf Hitler und der Großdeutschen Luftwaffe, unsere nächsten Verwandten und Freunde, und dazu nahmen wir noch unsere Cilly.

Und nun kam die unbeschwerte Zeit mit unserem Kind. Wenn Hermann morgens die wichtigsten Nachrichten las, hatte er Edda dabei auf dem Arm. Wenn ich nachmittags stundenlang Post erledigte, stand Eddas Wägelchen bei mir. Schnell wurde einmal eine Pause eingelegt und das Kind ein wenig hin und her getragen. Ich konnte es gar nicht erwarten, bis es einmal ein Wort sprach. Aber eigentlich verging diese Zeit viel zu schnell. Plötzlich konnte sie laufen und dann kam der Tag, da sie die ersten Worte nachplapperte. Als ich in jenem Jahr von meinem Sommeraufenthalt auf Sylt zurückkam – eine gute Freundin unserer Familie betreute Edda in dieser Zeit – ließ mein Mann mir am selben Abend in unserem Hauskino einen ganz reizenden Filmstreifen vorführen: Marschall Balbo hatte während meiner Abwesenheit Carinhall besucht und erschien nun in diesem Film mit meiner vergnügten Edda auf dem Arm. Die beiden hatten sich anscheinend angefreundet. »Du siehst«, lachte mein Mann, »wie gut Edda, wenn Du nicht anwesend bist, schon jetzt Honneurs macht!« –

Wir saßen an jenem Abend lange zusammen. Wir sprachen erst über Edda und ihre Zukunft. Dann gingen die Gedanken auf erlebnisreiche Jahre zurück. Wir gedachten u. a. einer herrlichen Reise, die uns auf Einladung von Marschall Balbo vor Jahren nach Libyen geführt hatte. –

*

Von dieser Reise und noch einigen anderen im Anschluß an sie möchte ich hier aus der Erinnerung ein paar amüsante Begebenheiten wiedergeben.

Ich hatte mich auf diese Schiffsreise außerordentlich gefreut. Sie nahm in Neapel ihren Anfang. Bei uns waren Lily, die Schwester Carins, meine Nichte und der alte Freund und Kriegskamerad meines Mannes, Paul Körner. Gerade, als das Schiff ablegen wollte, kamen zwei BDM-Mädel herbeigeeilt, um mir Blumen zu überreichen. Ich ging nochmals zurück, um die Rosen persönlich entgegenzunehmen. In diesem Augenblick traf mich ein starkes Schiffstau am Kopf. Vor mir drehte sich alles. Natürlich wollte ich tapfer sein und setzte mich alsbald mit meinem Mann und unseren Gästen zu Tisch. Aber schon von dem Geruch der Speisen wurde mir unbehaglich, so daß ich mich schnell in meine Kabine begab, um mich hinzulegen. Aber mein Zustand, noch verschlimmert durch den hohen Seegang, besserte sich während der Überfahrt nicht. Ich war mehr als glücklich, als wir in Libyen anlegten. Reichlich taumelnd ging ich von Bord, sah dabei einen Mann in Uniform, den ich für den Kapitän hielt – Frauen haben ja für Rangabzeichen keinen Blick – gab ihm die Hand und bedankte mich. Da hörte ich meine Nichte lachend sagen: »Bei dem mußt Du Dich nun ganz bestimmt nicht bedanken, Tante Emmy, das ist nämlich der Schiffskoch, von dessen Speisen Du ja überhaupt nichts angerührt hast!«

Marschall Balbo holte uns am Schiff ab und brachte uns in sein Sommerhaus am Meer. Aber es war noch recht kalt, so daß ich froh war, überall elektrische Öfen zu sehen. Unser aufmerksamer Gastgeber hatte für uns deutsche Bedienung verpflichtet. In jedem unserer Zimmer fanden wir sorgsam ausgewählte Willkommensgaben vor. Hermann wie ich bekamen außerdem einen farbenfrohen Burnus mit arabischer Gold- und Silberstickerei. –

Am nächsten Tag gab Marschall Balbo in seinem Sommerhaus für uns ein großes Fest. In dem weitläufigen Garten schoß hier und da eine Fontäne empor, deren Rauschen bis in die Festräume drang. Die effektvoll bunt angeleuchteten Wasserstrahlen zogen immer wieder von neuem meinen Blick auf sich. Wunderschöne Wasserspiele lagen kunstvoll hinter riesigen Blumenstauden versteckt, so daß das Spiel von Wasser und Licht durch die leise

Bewegung der Blätter die Phantasie anregte. Es war wie ein Märchen aus »Tausend und eine Nacht«. Der fröhliche Marschall Balbo war ein ganz besonderer Mensch, herzlich und impulsiv, voll innerem Schwung und Esprit, eine höchst lebendige Persönlichkeit. Seine Frau war eine sehr sympathische, stille und sanfte Natur. Sie schien wenig Temperament zu haben, das genaue Gegenteil von ihm. Ich konnte es deshalb kaum begreifen, daß er, wie er mir erzählte, seine Frau eines Tages »geraubt« habe, um sie heiraten zu können. Das klang nach italienischer Räuberromantik!

Am nächsten Tag fand eine Parade statt, fast eine Art Manöver, natürlich herrlich anzusehen. Nur machte es mir wenig Vergnügen, daß dabei scharf geschossen wurde. Nachmittags versuchten wir, auf Kamelen zu reiten. Es war noch weit schlimmer als das Schaukeln auf dem Schiff bei hohem Seegang. Meinem Mann freilich bereitete es unbeschreiblichen Spaß, zumal er in Balbo einen Kameraden von gleichem Schrot und Korn gefunden hatte.

*

Eine Reihe neuer Menschen sollte ich im nächsten Jahr auf unserer Reise nach Ragusa kennenlernen. Diesmal waren der Prinz von Hessen, der Reichsminister Hans Kerrl und seine Frau Marga bei uns, und zu meiner größten Freude wieder Carins Schwester Lily; diesmal auch ihr Töchterchen Gunvor. Mein Mann war so froh, so losgelöst von allen Pflichten und dankbar für diese Ferientage. Unseren ersten Aufenthalt nahmen wir in Sofia. Dort holte uns der Bulgarische König Boris ab und fuhr mit uns zu seinem Jagdschloß. Unsere persönlichen Gäste blieben solange in Sofia zurück.

Der König war ein außerordentlich gescheiter Mensch. Wie haben wir über seine so originellen und unterhaltsamen Erzählungen lachen müssen! Mit seiner Person verbinde ich noch eine heitere Erinnerung an ein späteres, freilich schon sehr ernstes Jahr – 1941. Da besuchte er uns in Berchtesgaden. Als ich für ihn vor unserem Haus auf der blühenden Bergwiese den Tisch

deckte, fragte Edda voll Neugier: »Du machst ja alles so schön Mutti, wer kommt denn?« – »Heute kommt ein König«, erklärte ich ihr, worauf sie sofort verschwand und ihr schönstes Kleid anzog. Als wir vier dann, König Boris, mein Mann, Edda und ich, Tee tranken, ertappte ich mehrmals unser Kind, wie es sehr interessiert immer und immer wieder den König anstarrte. Als der sich nach einer sehr fröhlichen Unterhaltung verabschiedet hatte, meinte sie ebenso enttäuscht wie drollig: »Der König hatte leider keine Krone; aber dafür hatte er eine Glatze«!

Wir waren nur froh, daß sie diese Feststellung nicht schon während der Anwesenheit des Gastes hatte laut werden lassen. Aber wie wir ihn kannten, hätte er diese Äußerung mit Charme und Humor aufgenommen.

Jetzt, bei unserem Besuch auf seinem Jagdschloß, konnte es mein Mann kaum erwarten, den versprochenen Auerhahn schießen zu dürfen. Unterwegs stiegen wir einmal aus, um in unserer Nähe Wild zu beobachten. Endlich war der Zeitpunkt zur Jagd gekommen. Mittlerweile saß ich mit dem Prinzen Philipp von Hessen plaudernd vor dem Kamin des Jagdhauses: »Sie haben einen wunderschönen Anhänger an Ihrer Perlenkette!« – »Ja,« erklärte ich ihm, »ich habe ihn einmal von Zar Ferdinand bekommen. Deshalb trage ich ihn auch heute, ebenso wie dieses Armband. Es ist ein Hochzeitsgeschenk des Bulgarischen Zaren. In diesem Augenblick sah ich auf meinen Arm und merkte, daß ich das Armband verloren hatte. Der Prinz versuchte mich zu trösten: »Bitte sagen Sie es nicht gleich Ihrem Mann, vielleicht trübt es ihm die Freude, wenn er heute Weidmannsheil haben sollte. Ich werde es später dem König sagen; man muß das Armband suchen lassen.« Bald kamen die beiden Herren zurück und mein Mann war über zwei prächtige Auerhähne ganz beglückt.

Wir verlebten noch einen sehr harmonischen Abend. Dann begleitete uns König Boris zurück nach Sofia. Als ich meinem Mann von dem Verlust des Armbandes erzählte, setzte er eine große Belohnung für den Finder aus. Wie dergleichen Begebenheiten nur im Märchen vorkommen, vollzog sich's hier in der Wirklichkeit: ein armer Tagelöhner fand das Armband auf

einem Waldweg, wo wir angehalten hatten. Der Tagelöhner war nun für den Finderlohn imstande, sich eine kleine Hütte zu bauen und eine Kuh zu kaufen. Wie froh war ich, daß das Armband einem armen Menschen zu solchem Glück verholfen hatte. Von da ab verband sich, meiner abergläubischen Natur gemäß, mit diesem Armband Glück. Lag denn hier etwa kein tieferer Anlaß vor? –

Wir flogen weiter nach der jugoslawischen (ehemals serbischen) Hauptstadt Belgrad, um die Witwe des verstorbenen Königs Alexander zu besuchen. Die Königin war noch in tiefer Trauer. Sie empfing uns sehr herzlich. Ganz reizend war der junge König Peter (Peter II.), der wohl erst neun oder zehn Jahre alt war. Mein Mann, bekanntlich selbst ein Freund von modernsten Eisenbahnmodellen, hatte ihm eine große Eisenbahn mitgebracht, die ein ganzes Zimmer ausfüllte. Der junge König zeigte bei der Übergabe des Geschenkes eine unbeschreibliche Freude und bedankte sich so leidenschaftlich, daß wir glücklich waren, ihm ein solches Vergnügen bereitet zu haben. Als er nach einiger Zeit zur Englischstunde gerufen wurde, trennte er sich nur sehr ungern von seinem Spielzeug. Wie wir uns dann verabschieden wollten, bat uns die Königin mit so gewinnender Herzlichkeit, doch noch ein wenig zu bleiben, bis der Peter zurückkäme. Wir blieben natürlich. Kaum hatte der Bub das Zimmer wieder betreten, spielte er mit meinem Mann noch lange mit seiner wahrhaft »königlichen Eisenbahn«. –

Schließlich besuchten wir noch den Prinzregenten Paul und dessen Frau, Prinzessin Olga. Sie hatte gerade Besuch von ihrer Schwester, der Gräfin Törring. Beide Frauen waren königliche Schönheiten. Diese drei Menschen hatte ich bald liebgewonnen. Sie waren so natürlich und warmherzig und besaßen großen Charme. Wie habe ich mich seinerzeit gefreut, als sie uns im Jahre 1939, gerade an Eddas Geburtstag, in Carinhall besuchten, um ein paar Tage mit uns zu verleben. – Der Prinzregent offenbarte sich damals als ausgesprochener Goethekenner. Als er gar erfuhr, daß ich acht Jahre lang dem Ensemble der Weimarer Bühne angehört hatte, schien er ganz begeistert. Insbesondere

liebte er Goethes Lyrik und wußte dieses und jenes Gedicht zu zitieren. Es freute ihn besonders, wie er mir versicherte, »mit einer Frau aus dem Bereich der Kunst« sprechen zu können.

Unsere Reise führte uns von dort aus nach Ragusa. Hier begann für uns nun eine besonders beschauliche Zeit. In Ragusa (dem jetzigen Dubrovnik) hatte uns der Bankpräsident aus Belgrad sein Haus zur Verfügung gestellt: fast ein Märchenschloß. Das Haus lag unmittelbar am Meer. Wenn wir da abends in dem blumenübersäten Garten saßen, mußte ich wohl denken: jetzt sollte die Zeit stille stehen! – Der mit uns befreundete Prinz Philipp von Hessen, der bei uns wohnte, erzählte an solchen Abenden originelle Geschichten, die diesem humorvollen und liebenswerten Menschen nie auszugehen schienen.

Zur Abwechslung wurden Ausflüge unternommen, aber am liebsten war ich doch in Ragusa selbst, einer auffallend sauberen Stadt. Unter ihrer Einwohnerschaft fanden sich ganz rührende deutschfreundliche Männer und Frauen. Gingen wir in ein Geschäft, um für unsere Freunde und Angestellten »Mitbringsel« zu erstehen, mußten wir zuerst einen türkischen Kaffee trinken, ehe wir etwas kauften. Nach dem Einkauf wurden wir von den Kaufleuten obendrein noch beschenkt. Am liebsten hätte ich wegen irgendeiner Kleinigkeit, die ich gerade benötigte, keinen Laden mehr betreten. Die Geschenke, die man mir überreichte, standen in gar keinem Verhältnis zu meinen geringen Einkäufen. Man hatte mir aber ausdrücklich bedeutet, ich dürfte auf keinen Fall solche Aufmerksamkeiten ablehnen. –

Einmal bat ich einen Geschäftsinhaber, er möge mir erlauben, ihm auch eine Freude zu machen. Da bat er um ein Bild von uns. Mein Mann ließ ein paar kostbare Rahmen aus Berlin kommen, um zum Abschied einige gerahmte Bilder verteilen zu können. Wie oft denke ich heute: wessen Bild wohl jetzt in diesen Rahmen stecken mag? – –

11. KAPITEL

Bei Adolf Hitler auf dem Obersalzberg (1933) – Gewohnheiten des Hausherrn – Aussprachen über völkische Probleme – Die Judenfrage abgelehnt – Herz, Güte, höchstes soziales Empfinden und brutale Härte im selben Mann – Eva Braun wird mir vorenthalten – Spannungen und Entfremdung zwischen Hitler und Göring – Bedenkliche ärztliche Behandlung Hitlers – Wunderwaffe? Hoffnung auf Sieg? – Wandlung in Hitlers Wesen – Ernstes und Heiteres auf Diplomatenempfängen des letzten Friedensjahres.

Im Sommer 1933, also zwei Jahre vor der Hochzeit, hatte Adolf Hitler Hermann Göring und mich für ein paar Wochen auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden eingeladen. Wir erlebten dort herrliche Sommertage. Meistens unternahmen wir lange Spaziergänge. In den Abendunterhaltungen verweilte Adolf Hitler gerne bei dem Lieblingsthema seiner Reden: der Kampfzeit. Bei seiner Schilderung von Menschen und Umständen zeigte er auch stets viel ursprünglichen Humor, wie er denn verstand, außerordentlich lebhaft, anschaulich und pointiert zu erzählen.

Wie ich zum Mittagessen neben ihm saß, mir seine vegetarische Kost betrachtete und mir die Salate und verschiedenen Gemüse etwas mißtrauisch ansah, meinte der Hausherr mit leichter Ironie: »Mir scheint, Sie möchten lieber ein Beefsteak« – »Ja, gern«, sagte ich strahlend in der mir eigenen Art des ›Geradezu‹. »Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie von diesem Gemüsekram satt werden können.« – Die Herren seiner nächsten Umgebung sahen mich wieder einmal strafend an. Es war beinahe, als hätte ich eine Majestätsbeleidigung begangen. Hitler à tempo zum Diener: »Bitte bringen Sie Frau Sonnemann ein großes Beefsteak!« – »Ach, bitte, mir auch eins, und vor allem ein Glas Bier«, rief Hermann Göring. – Hitler mußte herzlich lachen, und ein alle befreiendes Gelächter bewegte die Tafelrunde.

Ich möchte an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, daß Hitler weder im privaten Kreis noch später in der Reichskanzlei seinen Gästen seine eigene vegetarische Lebensweise zugemutet, sie im Gegenteil stets großzügig bewirtet hat. Er schätzte es bei einem zu Besuch weilenden Parteigenossen keineswegs, wenn dieser, von Hitler in irgend ein Restaurant eingeladen, für sich eine Gemüseplatte bestellte, nur weil Hitler sein übliches Gemüsegericht serviert wurde. – »Sie bekommen selbstredend ein großes Schnitzel und dazu ein Glas Wein.« Damit winkte er den Kellner heran. »Ich kenne doch meine Pappenheimer!« Auch in diesem Punkt mochte er unter seinen Gästen keine »Byzantiner« leiden. Etwas anderes war es, wenn bei großen Empfängen in der Reichskanzlei leidenschaftlichen Rauchern ein besonderer Saal zur Verfügung gestellt wurde, weil der Hausherr als völlig abstinenter Nichtraucher Rauch in seiner nächsten Umgebung nicht vertrug und strikt mied. Man könnte diese Auffassung für zu streng halten. Aber verstehen kann man sie schon; es handelte sich da eigentlich um eine Taktfrage. Es war übrigens gerade bei solchen anstrengenden Empfängen erstaunlich, wie die energiegeladene Persönlichkeit Hitlers, während die Gäste pokulierten, mit einem einfachen Sprudel auskam und keinerlei »Stimulanz« wie die anderen Menschen, benötigte, um die Unterhaltung bis in die späten Nachtstunden ohne Ermüdung durchzuhalten, ja, immer aufs neue anzufachen.

*

Eines Nachmittags erhielt ich von der Filmgesellschaft, bei der ich als »Hedwig« in »Wilhelm Tell« verpflichtet worden war, ein Telegramm mit folgender Anschrift: »Frau Emmy Sonnemann, per Adresse Herrn Reichskanzler Adolf Hitler, Obersalzberg«. Das Telegramm hatte zum Inhalt, »Bitte senden Sie sofort Ihre arischen Papiere ein«. Ich tat es und zeigte Hitler das Telegramm. Ich glaubte, er würde über die kuriose Aufforderung lachen. Er reagierte aber anders: »Ja, das halte ich nun einmal für äußerst notwendig.« Mir war diese Aussage un-

verständlich und darum richtete ich an ihn die Frage, »ja soll das heißen, daß eine Jüdin oder ein Jude, vorausgesetzt, daß hohe schauspielerische Gaben vorhanden, nicht mehr filmen dürfte?« »Nein, und auch nicht Theaterspielen bei uns.« Dabei nahm sein Gesicht einen derartig abweisenden Ausdruck an, daß ich für einen Augenblick beschloß, das Thema hier abzubrechen. Aber ich tat es nicht.

»Könnten wir uns nicht einmal über all diese Dinge aussprechen?« Kaum war die Frage gestellt, erhob er sich plötzlich und antwortete, zwar höflich und freundschaftlich, aber doch sehr bestimmt: »Bitte lassen Sie das! Ich möchte es nicht!«

Schon im Begriff, den Raum zu verlassen, wandte er sich noch einmal um und sah mich sehr ernst an: »Bitte vergessen Sie jetzt dieses Gespräch! Glauben Sie mir, ich habe Sie sehr gerne, aber ich weiß, daß Sie oft etwas für Juden tun, daß Sie ihnen helfen. Ich muß Sie aber bitten, es zu unterlassen. Ich wünsche es unter keinen Umständen und habe sehr triftige Gründe dafür.«

Dann ging er.

Um Gottes Willen, dachte ich bei mir, warum kann man sich über diese Fragen nicht einmal aussprechen?! – –

Am letzten Tag meines Besuches unternahmen wir noch eine Wagenfahrt. Dabei hatte Helmut Brückner, der langjährige Chef-Adjutant Hitlers, Obergruppenführer der SA, einen Unfall. Er wurde am Kopf ziemlich schwer verletzt. Auch die übrigen Insassen seines Wagens trugen Verletzungen davon. Göring und ich legten Brückner in unseren Wagen und fuhren ihn nach Traunstein, wo er von Dr. Brandt, einem uns bekannten Chirurgen, operiert werden mußte. Solange die Operation dauerte – wohl eine gute Stunde –, ging Hitler mit mir vor dem Krankenhaus auf und ab. Er hatte Tränen in den Augen: »Mein guter Brückner!« sagte er nur immer wieder »gebe Gott, daß er wieder ganz gesund wird!« –

Ein ganz verwandelter Mann schien da plötzlich vor mir zu stehen. Nicht der, der eine Aussprache über die Judenfrage wenige Tage vorher kalt und herzlos abgelehnt hatte. –

Immer, wenn sich sein Wesen so widersprüchlich offenbarte, lebte mein alter Gedankengang wieder auf, der zu enträtseln versuchte, warum er nicht eine menschlich tief empfindende und natürlich denkende Frau geheiratet hat. – –

In einer harmonischen Ehe hätte er das Leben vielleicht mit anderen Augen gesehen und für der Menschen Freud und Leid mehr Verständnis aufgebracht. Oder lag für ihn ein Elementarproblem vor, wie es unter so vielen Völkern als irgendeine Anti-Bewegung auftritt, ewig Unfrieden stiftet und anscheinend nicht gemeistert werden *kann?* Wieviele Religionskriege hat es gegeben! Wie oft haben Rassefragen durch die Jahrtausende Kriege und immer wieder Kriege ausgelöst. Mich machte jedenfalls Hitlers Einstellung zu dem ganzen Fragenkomplex tief traurig. – Und nicht minder sein Vorwurf. –

*

Einmal hatte mein Mann ein Buch über Napoleon gelesen, das gerade erschienen war. Wenn ich mich recht erinnere, war es von Philipp Bouhler. Hermann sprach mit Adolf Hitler über diese Neuerscheinung, weil ihm Verschiedenes in der Darstellung unwahrscheinlich erschienen war. Ich höre noch Hitler meinem Manne antworten: »Ach, Göring, natürlich kann es wahr sein, aber es kann ebensogut überhaupt nicht stimmen. Was für unwahrscheinliche Dinge werden geglaubt, an denen kein wahres Wort ist. Wieviel Unsinn werden einmal die Zeitungen über uns berichten, wenn wir nicht mehr da sind und nichts mehr richtigstellen können . . .«

Da hatte er gewiß recht gehabt. – Um so mehr aber muß eine Geschichte machende Persönlichkeit rechtzeitig dafür sorgen, daß die spätere Geschichtsschreibung über klare Gedanken, ausgereifte Pläne und sichere Handlungen berichten kann. Mit Andeutungen und Halbheiten der offiziellen Quellen ist dem Ansehen der Geschichtsschreibung nicht gedient.

*

Eines Nachmittags – ich war längst verheiratet, es muß im Januar 1937 gewesen sein – saßen Hermann und ich in unserem Obersalzberger Haus am Kaminfeuer. Ein Klopfen an unsere Holzläden unterbrach die Stille, und wir hörten die Stimme Adolf Hitlers. – Ob er sich noch ein bißchen bei uns aufwärmen könne, er käme nach einem langen Spaziergang gerade vorbei. Natürlich freuten wir uns über seinen Besuch. Der Koch hatte soeben etwas Gebäck gebracht, das Hitler gern aß, und ich war froh, daß ich ihm eine gemütliche Teestunde beim Kaminfeuer bereiten konnte. Wir kamen auf Weihnachten zu sprechen, und ich erkundigte mich bei ihm, wie er den Heiligen Abend verlebt habe.

»Nach langen Jahren habe ich wieder mal ein schönes Weihnachten erlebt,« begann seine Erzählung. »Es wird Sie gewiß fesseln. Ungefähr im September vorigen Jahres ging ich in München ins »Braune Haus«. Vor der Tür stand ein besonders nett aussehendes junges Mädchen. Sie kam auf mich zu und gab mir einen Brief, den sie mich zu lesen bat. Ich ging in mein Arbeitszimmer und las darin, daß ihr Bräutigam Österreicher sei, sehr viel für die Bewegung getan und später habe fliehen müssen, weil er verhaftet werden sollte. Jetzt befinde er sich in München. Sie selbst verdiene sehr wenig und er ließe mich bitten, ihm doch irgendeine Stelle nachweisen zu lassen. Sie wollten so gerne heiraten. – Ich ging sofort nochmal zum Eingang zurück, wo das Mädchen noch stand. Ich versprach ihr, die brieflichen Angaben prüfen zu lassen und daß ich ihr und dem jungen Mann helfen wollte, wenn die Angaben stimmten. Daraufhin gab ich ihr als vorläufiges Handgeld erst einmal hundert Mark. Später erfuhr ich, daß sie gerade noch dreizehn Pfennige besaß. Als nun alles überprüft worden war, wußte ich, daß das Mädchen die Wahrheit gesagt hatte. Ich ließ dem jungen Mann, der als sehr tüchtig geschildert wurde, eine Stellung besorgen; das junge Paar heiratete und zog in ein möbliertes Zimmer. Mittlerweile ließ ich eine Zwei-Zimmer-Wohnung suchen, stattete sie vollständig aus mit Möbeln, Wäsche, Geschirr, Bestecken, Teppichen, Gardinen und Kücheneinrichtung, na, mit allem, was man für eine Wohnung braucht.

Am Weihnachtsabend stellte ich einen geschmückten Christbaum hinein, zündete die Kerzen an und holte die jungen Leute mit dem Wagen in ihre neue Wohnung.« – Hitler nickte, wie versonnen, vor sich hin: »Ja, es war zu schön, diese fassungslosen, glücklichen Gesichter zu sehen.« Nach einer Pause meinte er abschließend: »Es war, glaube ich, mein schönstes Weihnachtsfest.« –

Da ich viele solcher Beispiele aus seinem Leben kenne, möchte ich besonders betonen, daß auch das ein Teil seines Gemüts, seiner ursozialen Persönlichkeit gewesen ist. Es war aber fast unmöglich, dieses Wesen in seiner Vielschichtigkeit ganz zu erfassen. Hitler schien auch von einer Scheu getrieben zu werden, solche leisen Töne seiner Natur möglichst zu verbergen.

So ist es auch kein Zufall, daß ich Eva Braun nicht kennenlernte. Ich *durfte* sie nicht kennenlernen, so sehr ich mich auch ihretwegen darum bemühte. Nur einmal, als ich mit Edda spazierenging, sah ich eine junge Dame an uns vorbeihuschen, und hörte meinen Begleiter sagen: »Das war eben Fräulein Braun.« Aber sie war schon vorüber, und ich konnte kaum noch etwas von ihr erkennen. Ich war sehr ärgerlich, daß wir so aneinander vorbeigegangen waren. Wollte ich doch den Leuten keinen Anlaß zu einem albernen Gerede geben, daß ich sie wohl gar mit Absicht übersehen hätte. Wie entfernt war ich von einer solchen Gesinnung! Beim nächsten Besuch Adolf Hitlers ging ich noch ein paar Schritte mit zum Wagen: »Würden Sie mir erlauben, daß ich einmal alle Damen, die bei Ihnen zu Besuch sind, zu mir zum Tee bitte?« Er verstand mich sofort, bekam einen roten Kopf, wie ein Primaner, und sagte stockend: »Ja, natürlich, aber bitte – selbstverständlich.« Ich bedankte mich für sein Einverständnis. Anderen Tags ging General Bodenschatz, der mit meinem Mann seit dem Ersten Weltkrieg sehr befreundet war, in den Berghof und überbrachte meine Einladung an die Frau des Dr. Morell, an die Frau Dr. Brandts (Brandt war inzwischen neben Dr. Morell behandelnder Arzt bei Hitler geworden), und eine weitere Einladung an Eva Braun und ihre Schwester. General Bodenschatz teilte mir mit, daß alle Damen zugesagt hätten und danken ließen.

Spät am Abend des gleichen Tages – es war im zweiten Kriegsjahr – kam mein Mann, der sich schon zur Ruhe begeben hatte, in mein Zimmer. »Eben hat mich der Führer angerufen, er bittet mich sofort hinüberzukommen.« Sorgenvoll sahen wir uns an. Was mochte der Anlaß dieses späten Anrufs sein? »Bitte, Hermann, wecke mich, sollte ich etwa eingeschlafen sein, wenn Du zurückkommst.« Ich nahm ein Buch und wollte lesen, konnte mich aber nicht konzentrieren. Mich bewegte nur der Gedanke, wer uns nun wieder den Krieg erklärt haben könnte! – – Um 3 Uhr nachts kam Hermann zurück: »Weißt Du, warum er mich rufen ließ? Wirklich ein sehr seltsamer, höchst privater Anlaß! Er möchte nicht gern, daß Eva Braun zu Dir kommt, er meinte, sie wäre so befangen, ja, sie hätte geradezu Angst vor Dir! Ich erklärte dem Führer, daß Du ein sehr natürlicher Mensch seiest und daß wohl der befangenste Mensch Hemmungen und Angst verliere, wenn er nur fünf Minuten mit Dir zusammen sei. »Aber«, schloß Hermann, »es war nichts zu machen.« – –

Bald darauf saß ich mit all den anderen Damen beim Tee. General Bodenschatz erzählte mir später einmal, daß Fräulein Braun sehr gerne gekommen wäre, aber Hitler hätte es ihr nicht erlaubt. –

Ich mußte mich schließlich mit dem Gedanken abfinden, daß Hitler die delikate Frage, die diese Freundschaft ja gewiß darstellte, als solche respektiert wissen wollte. Meinem Wesen entsprechend habe ich sie gar nicht als »delikat«, sondern als außerordentlich natürlich empfunden.

Wie sehr gerne Eva Braun am Leben des engen Kreises um Adolf Hitler teilnehmen wollte, zeigt diese unbedeutende Episode, die für mich auf so rührende Art die Tragik dieser Frau offenbarte, die mir und merkwürdiger Weise auch Frau Winifred Wagner gegenüber von Adolf Hitler sozusagen »unter Verschluß« gehalten wurde. Eine absolut törichte Lesart in einer Illustrierten ist übrigens *die*, daß Eva Braun sowohl gegen Winifred Wagner wie gegen mich ein Gefühl des Hasses gehegt hätte! – Wer das unterstellt, hat keine Ahnung von Eva Brauns gütiger Natur. –

Bei den nun folgenden Begegnungen zwischen Adolf Hitler und mir wurde ich immer deutlicher gewahr, daß sich eine unsichtbare Wand zwischen uns aufzurichten begann. Er nannte mich plötzlich »Frau Reichsmarschall« und verhielt sich nicht geradezu kühl, doch sehr reserviert. Von gut unterrichteter Seite wurde mir mitgeteilt, daß er sich über meine Hilfe jüdischen Bekannten gegenüber wiederholt aufgeregt und meine Handlungsweise während einer Mahlzeit in der Reichskanzlei im Kreise seiner Männer gerügt habe. Ich konnte diese Veränderung in der Beziehung zwischen uns nur tief bedauern, weil ich mindestens bis zu diesem Zeitpunkt ein sehr gutes Verhältnis zu Adolf Hitler gehabt hatte. Wie anregend waren die vielen Unterhaltungen über Theater, Oper, Literatur und Malerei, und wie souverän konnte er über künstlerische Dinge und Ereignisse sprechen! Nun war diese unerfreuliche Entfremdung zwischen uns fühlbar geworden. Ich kann es mir nicht nur eingebildet haben, sondern habe es, wie so viele andere Menschen seines Umkreises, deutlich gespürt, wie er sich in seinem Wesen und damit in seinem Auftreten verändert hatte. Aus einem sich fast bescheiden gebenden, ganz gewiß selbstbewußten, aber doch schlicht auftretenden Mann war eine diktatorische Persönlichkeit erwachsen. Despotisch wäre zu viel gesagt. Dafür hatte er zu viel Herz. Zudem hatte ich in den letzten Jahren oft das Gefühl, daß seine Gesundheit gelitten haben mußte. Und dieses Gefühl wurde mir von meinem Manne bestätigt, der eines Tages sehr aufgeregt nach Hause kam: »Ich komme direkt von Hitler. Dr. Brandt ist ganz außer sich. Der hat gehört, wie Hitlers Diener am Telefon ein Rezept Dr. Morells für eine Arznei durchgab, die die betreffende Apotheke sogleich schicken sollte, und hatte entsetzt ausgerufen: ›Ja, um Gottes Willen, wer nimmt denn das hier im Hause!‹

›Der Führer‹ antwortete ihm der Diener.

›Ja, wie lange nimmt er denn das schon?‹ fragte Dr. Brandt aufgeregt – ›Ungefähr anderthalb Jahre‹ wurde ihm geantwortet.

Dr. Brandt berichtete auf Hermanns Befragen, daß ein ziemlich großes Quantum Strychnin in der betreffenden Arzenei

sei. Mit den Worten: ›Wer kann ihm denn das nur schon so lange verschrieben haben?!‹ sei Dr. Brandt die Treppen hinaufgerannt, um Hitler unter allen Umständen zu sprechen. Wie mir Brandt erzählte, wurde er endlich hereingelassen, aber der Führer geriet außer sich, als ihm Dr. Brandt sehr bestimmt erklärte, daß dieses Rezept in dieser Form für ihn den Untergang bedeute, und dringend bat, diese Medizin keinesfalls weiter einzunehmen. –

›Ich möchte Sie bitten, mich in Ruhe zu lassen‹ soll Hitler ihn angeschrien und hart und schroff hinzugefügt haben: ›Ich möchte Sie von jetzt ab auf dem Obersalzberg nicht mehr sehen.‹ –

– Dieser Bericht machte mir bewußt, daß künftig auch der Vertrauteste Hitler nicht mehr die Wahrheit sagen könnte.

*

Zwölf Jahre nur – was hatten sie aus diesem Mann gemacht! Es war etwas Seltsames um ihn. So sehr er es verstanden hat, die Massen zu faszinieren und zu bewegen, so sehr schirmte er sich jetzt, selbst in seiner engsten Umgebung, gegen die Menschen ab.

Hier war er nicht nur ohne jeden Sinn für Wirkungen, hier war er fast scheu und zurückhaltend geworden. Diese ganz merkwürdige Scheu war, um dieses Thema zu ergänzen, auch im Alltäglichen schon häufiger zur Erscheinung gekommen.

Als am Obersalzberg ein Schwimmbassin auf der Wiese vor unserem Haus angelegt worden war, freuten wir uns, an heißen Tagen zu baden. Wir baten Hitler, sich uns anzuschließen, aber er lehnte ab und war auch durch eindringlichstes Zureden nicht dazu zu bewegen. Später fragte ich einmal seinen Arzt Dr. Morell, warum Hitler es ablehnte, zusammen mit uns zu schwimmen.

»Ich verstehe diese Scheu auch nicht«, meinte der Doktor. »Er ist so gut und so völlig normal gewachsen. Ich weiß auch, daß er seit Jahrzehnten seinen Körper mit dem Expander trai-

niert und auch durch ständige Massagen in geschmeidigem Zustand erhalten hat. Aber solange ich ihn jetzt schon behandle, es kostet ihn jedesmal wieder eine Überwindung, sich selbst vor mir, seinem Arzt, auszuziehen. –«

Ein Mann, der Millionen in seinen Bann gerissen hat und der privat so voller Hemmungen steckte! Vielleicht ist's ein Widerspruch oder es erklärt das eine auch das andere. Dieses zweite, schüchtern-scheue Gesicht Adolf Hitlers kannten gewiß nur wenige. Auf den Empfängen ausländischer Gäste konnte er charmant brillieren, war er immer aufgeschlossen, unterhaltend, ja humorig amüsant. Hier war für den, der jene Scheu im privaten Bereich erlebt hatte, immer wieder Anlaß, sich zu wundern. Aus der Reihe jener Empfänge erinnere ich mich besonders deutlich des polnischen Außenministers Beck und seiner Frau. Trotz eines gewissen Vorurteils, zu dem ich durch Hermanns Äußerungen über die feindselige polnische Politik gekommen war, erschien mir das Ministerpaar menschlich als recht sympathisch. Sie war eine sehr hübsche und bezaubernde Erscheinung und er ein liebenswürdiger und ausgezeichneter Gesellschafter. Beide Menschen schienen sich sehr zu lieben und gut zu verstehen, man konnte es geradezu beobachten. Es tat einem gut, zu sehen, wie liebevoll seine Augen zu ihr und ihre Augen zu ihm gingen. Ich war früher einmal mit meinem Mann in Warschau Gast der Deutschen Botschaft gewesen und hatte bei dieser Gelegenheit einen besonders reizenden Abend mit Beck und seiner Frau verlebt. Ich muß sagen, daß sie mich schon damals menschlich positiv beeindruckt hatten, wenn ich auch das Gefühl nicht ganz los wurde, daß Beck unserer deutschen Politik ablehnend gegenüberstand und jedenfalls politisch die Linie nicht fortsetzte, die der von Hitler hochgeschätzte polnische Marschall Pilsudski († 1935) im Sinne einer Verständigung angestrebt hatte. Ja, später mußte ich einsehen, daß Beck trotz aller wohlmeinenden und vernünftigen Vorschläge in der Frage des Danziger Korridors und trotz ehrlicher Avancen von Hitlers Seite zum gefährlichsten Gegenspieler geworden war. – – An jenem Abend beim Führer war Frau Beck dessen Tischdame.

Ich saß als amtierende Hausfrau, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, Hitler gegenüber und hörte plötzlich Frau Beck in gebrochenem Deutsch sagen: »Ich haben geglaubt, ich werden beim Besuch in Deutschland sehen eine alte Herr mit weiße Vollbart, und sehr würdig und sehr ernst. Und was finde ich vor? (sie blätterte schnell in ihrem kleinen Lexikon) einen lieblichen Jüngling!« Hitler schüttelte sich vor Lachen und sie errötete: »Mon Dieu, habe ich gemacht etwas Falsches?« Er konnte vor Lachen nichts sagen. Da schaute sie zu mir herüber: »Bitte, sagen sie mir, Exzellenz, habe ich gemacht etwas Falsches?« – »Nein, ganz und gar nicht, der »liebliche Jüngling« ist nur ein etwas ungewohnter Ausdruck«, meinte ich unter dem herzlichen Lachen der anderen. –

Wie oft denkt und wünscht eine Frau in so hochpolitischen Kreisen, daß eine solche menschlich humorige Stimmung, ja ein so erfreulicher Kontakt von Mensch zu Mensch doch auch alle staatsmännischen Gespräche und Handlungen nachhaltiger beeinflussen müßten!

*

Ein sehr anstrengender Besuch war für mich der des ungarischen Reichsverwesers Admiral Horty und seiner Frau. Frau Horty fragte bei allem, was sie sah, mit einer kaum zu befriedigenden Neugier: »Was ist das? Wann ist es gebaut, wer hat es gebaut?« usw. usw. Am Vormittag war eine Parade in Berlin gewesen, nicht weit von der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Kaum saßen wir, so fragte sie, wer die Technische Hochschule gebaut habe. Zum Glück wußte ich es. Die nächste Frage lautete: »Was war hier, wo wir sitzen,vor hundert Jahren?« Ich kam mir vor, wie bei einer Prüfung in der Schule. »Wald!« antwortete ich, und sie gab sich zufrieden. Zwei Minuten herrschte Ruhe. »Warum benützen wir heute Nachmittag bei der Besichtigung von Schloß Sanssouci den Hintereingang?« Ich zerbrach mir den Kopf. Gottseidank hatte ich am Tag vorher bei einer Besichtigung des Kaiser-Friedrich-Museums erfahren, daß die schönsten Watteaus in nächster Nähe des Hintereingangs

angebracht waren. Als ich ihr deshalb erklärte, daß man vermutlich ihr und ihrem Mann gerade mit *diesen* Bildern einen *besonderen* Genuß habe bieten wollen, lächelte sie sehr zufrieden. Sehr glücklich war ich auch, daß mir bei der Gelegenheit einfiel, daß Friedrich der Große, der Herr von Sanssouci, die Kartoffeln in Deutschland eingeführt habe.

Nach all der Fragerei kam ich völlig erschöpft nach Hause. Als ich mich gerade für die Staatsoper, wo »Lohengrin« gegeben wurde, anzog, fiel mir ein, daß Frau Horty ganz sicher fragen würde: »Wer hat das Opernhaus erbaut und wann ist es erbaut worden!?« Daß es Georg Wenzeslaus *von Knobelsdorff* war, wußte ich gerade noch, aber das Baujahr bei Gott nicht. Ich lief auf den Korridor, wo mir zufällig die Sekretärin meines Mannes entgegenlief. »Limmi, in welchem Jahr, aber bitte genau, ist die Berliner Staatsoper erbaut?« Da öffnete sich die Tür meines Mannes und lachend sagte Hermann: »Sag mal, bist Du total verrückt geworden?«

Na, warte nur, dachte ich, Du wirst heute noch dein helles Wunder erleben – und wir fuhren in die Oper. –

Während des herrlichen Vorspiels zischte Frau Horty meinem Mann zu: »Wer hat die Oper erbaut?« Leise gab mein Mann zurück: »Knobelsdorff« – »Wann ist sie erbaut«, zischte sie weiter. Da mußte mein Mann fast hörbar auflachen.

Er mußte natürlich an unsere kurze Unterredung daheim denken. In demselben Augenblick machte Hitler: »Psst!« Eine kleine Ruhepause trat ein. Schließlich flüsterte die Unglückselige: »Wo sitzen Ihre Minister? Und erklären Sie mir genau, welche es sind.« Wieder klang ein sehr energisches »Psst« von Hitler herüber, und endlich war Ruhe.

Nach dem großen Abendessen bei Adolf Hitler saßen wir behaglich beisammen und plauderten. Allerdings wurde ich gleich wieder gefragt, wer die Reichskanzlei erbaut habe und wann das geschehen sei, und von wem dieses Bild und jene Plastik geschaffen und dieser Teppich gekauft und jenes Möbelstück entworfen worden sei. Ich war schon völlig erledigt und

antwortete nur noch, wie mirs gerade einfiel. Es waren auch einige falsche Namen dabei. Plötzlich bemerkte ich, daß uns Hitler zuhörte und sich umdrehen mußte, das Lachen zu verbeißen. Er erhob sich: »Kommen Sie einmal mit mir, und zeigen Sie sich unseren Berlinern!« nahm mich am Arm und führte mich auf den Balkon. Als ich ihm erzählte, was ich heute schon alles hätte erklären müssen, lachte er, daß ihm die Tränen herunterliefen.

Anderen Tags waren Herr und Frau Horty, ansonsten wirklich reizende Menschen, unsere Gäste in Carinhall. Da wir ihnen einen »großen Bahnhof« bereiten wollten, holten wir beide in Eberswalde ab. Sie stiegen aus dem Zug, und sofort fragte mich Frau Horty: »Wie heißt diese Station?« – »Eberswalde«. »Wieviele Einwohner!?« – »Ungefähr 50 000,« sagte ich auf gut Glück. Hinterher erfuhr ich, daß es nur 30 000 seien! Aber den »Fehler« machte ich dadurch wett, daß ich ihr von der Existenz einer der ältesten Forstakademien, der Eberswalder Akademie, Mitteilung machen konnte. Stolz war ich auch, als wir den Finowkanal erreichten, dessen Namen sie natürlich wissen wollte, und ich dankte dem Himmel, zu wissen, daß dieser Kanal die Havel mit der Oder verbinde. Eines spürte ich deutlich, daß sie sich für alle Dinge, die sie sah, ernsthaft interessierte. Bei dieser Begegnung fiel mir die geschichtliche Tatsache ein, daß der hochgebildete letzte Kaiser auf seinen Reisen und Besichtigungen auch sehr viele Fragen zu stellen pflegte, und auf ungenaue oder gar falsche Angaben sehr unangenehm reagierte. Das tat auch Hitler. Der Verkehr mit Fürstlichkeiten und hohen Staatsmännern ist jedenfalls nicht ganz einfach.

Auch im Wald um Carinhall wollte Frau Hortys Neugier, über die Bäume wie über die Tiere möglichst viel zu wissen, nicht schweigen. – Natürlich hatte sie davon gehört, daß mein Mann Wisente und Wildpferde und manch andere Tiere in der Schorfheide ausgesetzt hatte, und so war es selbstverständlich, daß sie mehrmals den Wagen anhalten ließ, um sich gründlich umzusehen. Es war eine anstrengende Waldpartie! –

Am Abend dieses aufreibenden Tages schenkte mir mein

Mann eine prächtige Abendtasche: »Statt Blumen für bestandenes Examen!«

Ich muß schon sagen, daß ich aufatmete, als wir unsere liebenswürdigen Gäste zur Bahn gebracht hatten! Und nahm mir ernstlich vor, falls ich jemals nach Ungarn kommen sollte, ebenso hochnotpeinliche Fragen an meine Gastgeber zu stellen.

*

Meistens waren es sehr anregende und fesselnde Menschen, denen man bei Adolf Hitler begegnete. Wie lebhaft erinnere ich mich noch eines ebenso eindrucksvollen wie spannungsgeladenen Abends in der alten Brüningschen Reichskanzlei. Es waren sehr wichtige englische Gäste da, der damalige Außenminister *Simon* und Minister Antony *Eden*. Wir erlebten einige äußerst amüsante und harmonische Stunden. Nach dem Essen bot der Hausherr seinen Ehrengästen ein Hauskonzert, bei dem Kräfte der Staatsoper mitwirkten. Es machte Freude, das zufriedene Gesicht Hitlers zu beobachten. Er sah entspannt und fast glücklich aus. Ebenso wohl schienen sich die englischen Gäste zu fühlen. Sie waren von ihrem Gastgeber ganz offenbar sehr angetan. Kurz vor der Verabschiedung bat der Außenminister Simon, dessen Tischdame, Frau Winifred Wagner, als gebürtige Engländerin im Sinne eines von Hitler erhofften Bündnisses mit England ein wenig sekundiert hatte, Hitler um sein Bild. Mit sichtlicher Freude nahm er es in Empfang. Auch Minister Eden freute sich offensichtlich über Hitlers Bild und bedankte sich, weit über das diplomatische Maß hinaus, mit herzlich empfundenen Worten. Im Gegensatz zu Simon war Eden zunächst etwas kühl und zugeknöpft erschienen, dann aber aufgetaut. Während des Essens hatte Adolf Hitler eine längere Rede zur Begrüßung unserer englischen Gäste gehalten. Von der meisterlichen Art, mit der Chefdolmetscher Dr. Paul Schmidt die Rede Hitlers aus dem freien Gedächtnis Wort für Wort zu übersetzen wußte, war ich geradezu fasziniert.

Als wir später, nachdem die englischen Gäste gegangen waren, mit ein paar Menschen des engeren Bekanntenkreises – Frau

Winifred Wagner war auch da geblieben – noch beisammen saßen, sagte Adolf Hitler aus tiefstem Herzen: »Ich bin sehr glücklich, und ich glaube, wir kommen zu einer Verständigung mit England! Sie wissen, das ist mein allergrößter Wunsch«. Er erhob sich plötzlich und rief: »Darauf wollen wir jetzt ein Glas Sekt trinken!« Der Champagner kam, er stieß mit uns an, aber in seinem Glas war – Pfefferminztee. –

12. KAPITEL

Mit Goebbels in Wien – Bayreuth und Winifred Wagner – Gäste der Olympiade 1936 – Herzog und Herzogin von Windsor in Carinhall – Baldur v. Schirach und Frau Henriette in Wien – Kirchenminister Kerrls Sorgen – Die Baarova-Affaire – Himmler und Bormann – Hitler und England – Churchill über Göring –Hermann Görings hohe Gesinnungen im Kampf gegen Übermächte.

Im Sommer des Jahres 1937 besuchten wir die Bayreuther Festspiele. Adolf Hitler und Dr. Josef Goebbels mit Frau waren ebenfalls dort.

Um hier notgedrungen etwas vorwegzunehmen: Goebbels war mir bis dahin noch ziemlich fremd geblieben. Ich war ihm eigentlich nur auf Gesellschaften begegnet, wo man einen Menschen ja kaum zu beurteilen vermag. Später einmal – ich war mit Edda in Wien, um mich von einer Gasteiner Kur zu erholen und um meinen Mann öfter zu sehen, der gerade dienstlich in Wien zu tun hatte – besuchte mich eines Tages Goebbels, der im gleichen Hotel wohnte, zum Tee. Er brachte Edda einen kleinen Bauernhof mit Tieren mit, worüber sie sich unbeschreiblich freute. Ich saß mit ihm und einer Freundin zusammen, und bald kamen wir in ein sehr gutes Gespräch. Es waren ein paar äußerst anregende Stunden. Meiner Erinnerung nach kamen wir vom Theater im allgemeinen auch auf Friedrich Hebbel zu sprechen, den Goebbels besonders schätzte, und der ja gerade in Weimar eine besondere Pflegestätte gehabt hatte. Unter anderem teilte uns Goebbels mit, daß er bei dem Heidelberger Professor Gundolf mit einer Arbeit über Friedrich Hebbel promoviert habe. – Als Goebbels fort war, meinte meine Freundin, sie könne jetzt eigentlich zum ersten Mal die Anziehungskraft dieses Mannes begreifen. Er wäre mehr als nur charmant. Auch fand sie es beglückend, daß er so überaus musisch, gescheit und so ungewöhnlich belesen sei.

Außer dieser Begegnung beeindruckten mich noch verschiedene Theater Wiens mit ganz hervorragenden Aufführungen. Ich komme hier beiläufig auf eine Begebenheit zu sprechen, die damals völlig unnötigerweise viel Staub aufgewirbelt hat. Da ich nach einer Kur in Gastein gegen Kälte sehr empfindlich war, trug ich des Abends zum Theater einen langen schwarzen Samtmantel mit einem kleinen Hermelinkragen. In der sogenannten »Spruchkammer« Jahre danach warf man mir vor, ich hätte in den Kriegsjahren einen »Hermelinmantel und ein Diadem« getragen, worüber sich die Wiener »empört« hätten! Diese unwahre Lesart war immer wieder durch den englischen Rundfunk verbreitet worden, und auch die englischen Zeitungen hatten sich abfällig geäußert. Grund genug für viele Deutsche, sich solche »Lesarten« zu eigen zu machen und sich moralisch zu entrüsten. Es handelte sich doch nur um feindselige Angriffe gegen mich, die auch meinen Mann treffen sollten. Die ganze Wahrheit war die, daß ich mir eines Abends, als mein Mann und ich den »Rosenkavalier« anhörten, eine Blume ins Haar gesteckt hatte, da ich meinen Schmuck zu Hause vergessen hatte. Das war alles. Nun aber abgesehen davon, daß ich mir, obwohl von der Bühnenkunst herkommend, niemals aus Schmuck viel gemacht habe: wozu regten sich die Menschen auf, die sich Tag für Tag, vorgestern, gestern und heute, auf die Illustrierten stürzen, in denen farbenfrohe und üppig geschmückte Fürsten und Fürstinnen abgebildet sind, so daß man meinen könnte, die Leserwelt ersehnte die Monarchie zurück. Im Grunde weiß man ganz genau, daß zu allen repräsentativen Zwecken Herren wie Damen Schmuck tragen, jene ihre Orden und Ehrenzeichen, diese ihren Gold- und Juwelenschmuck. – Enge und Kurzsichtigkeit regen sich doch immer über Dinge auf, über die eigentlich keine Diskussion nötig wäre. Inzwischen habe ich zur Genüge gelernt, daß kein Mensch gegen üble Nachrede gefeit ist. Und darum nehme ich derlei Unwahrheiten aus primitiver Klatschsucht nicht mehr ernst. – – Doch bin ich durch das Thema Goebbels ganz von Bayreuth abgekommen, wohin ich jetzt eilig zurückkehre. –

Hermann Göring als Reichsjägermeister

Hermann Göring mit seinem kleinen Löwen an einem Löwenstandbild in Carinhall

Carinhall — Frontansicht

Die Aufführungen der Wagnerstadt haben immer den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Gottseidank hatten wir schon auf der Weimarer Bühne, die von jeher hoch über dem sogenannten Provinz-Niveau stand und sich später mit ihren beträchtlichen Staats-, Reichs- und Führerzuschüssen besonders gute Kräfte, insbesondere für die Wagnerpflege, leisten konnte, jedes Jahr sehr wertvolle Wagneraufführungen erlebt. Nun empfand man es erst recht als wahrhaften Segen, in Bayreuth den »Ring« in geschlossener Form, als Zyklus zu hören. Wir spürten auch, daß Adolf Hitler und mein Mann, einmal von aller Politik losgelöst, hier zum vollen Genuß dieser Weihevorstellungen zu kommen vermochten.

Eine besondere Freude war es für mich, endlich Frau Winifred Wagner genauer kennenzulernen. Seit unserer ersten Begegnung war sie in meinen Augen eine einmalige Persönlichkeit. Ich weiß nicht, ob alle Bayreuther wissen, wie dankbar und verbunden sie Frau Winifred Wagner sein müßten. Aber Gottseidank kenne ich eine sehr große Zahl aufrichtiger Freunde ihres Hauses im In- und Ausland, groß genug, um sie über manche Enttäuschung, wie sie sie in Bayreuth selbst erlebt hat, hinwegzutragen. Sie ist eine Frau mit mütterlichem Sinn, voll jugendlicher Energie, voll Güte und Hilfsbereitschaft, liebenswürdig und humorvoll und überaus belesen. Und eine erfahrene Frau von treffsicherem künstlerischem Urteil. Wie geschaffen dafür, Bayreuth zu repräsentieren. Es waren immerhin zwanzig Jahre, daß sie, zuerst neben ihrem Manne Siegfried und später in gemeinsamer Arbeit mit dem Berliner Generalintendanten und Wagnerdirigenten Tietjen, die Festspiele geleitet hat. Nicht zu vergessen, daß sie bald nach dem ersten Weltkrieg das gesamte Ausland wieder an Bayreuth herangeführt hatte. Mein Kind und ich lieben und verehren diese wunderbare Frau von ganzem Herzen. Sie ist für uns der gute Geist von Bayreuth geblieben. Möge es nach Wielands tragischem Tod ihrem zweiten Sohn Wolfgang gelingen, den Ruf und Ruhm des großväterlichen Vermächtnisses zu halten und zu mehren, nachdem Wolfgang Wagner schon seit 1951 künstlerisch wie organisatorisch Bedeutendes geleistet hat,

was ihn als hochbefähigten Leiter des Bayreuther Festspielhauses ausweist.

Edda hat von meinem Manne die große Liebe zu Wagner mitbekommen. Es ist schon immer ein Erlebnis für sie, in München ein Musikdrama des Bayreuther Meisters zu hören. Aber mit guten Freunden zu den Festspielen fahren zu können, das ist doch jedesmal der Höhepunkt ihrer Ferien. Wie in Weimar, so soll man auch in Bayreuth in die einmalige Atmosphäre eintauchen, um zum tiefsten Erlebnis zu gelangen. Wer je in Weimar den ›Faust‹ und in Bayreuth den ›Parsifal‹ erlebt hat, der weiß, daß Kunst nichts anderes als eine göttliche Offenbarung ist.

*

Einen sehr anstrengenden Sommer erlebte ich 1936 während der Berliner Olympiade. Mittags und Abends hatten wir Gäste, oder wir waren eingeladen. Die Spiele selbst konnte ich nur zweimal besuchen. Ersatz für ein häufigeres Erleben der Spiele waren verschiedene sehr wertvolle Besuche während jener Tage, Gäste, die ich mit besonderer Freude bewirten durfte. Unter ihnen nenne ich nur Oberst Lindbergh mit seiner Frau. Er konnte außerordentlich fesselnd erzählen. Hermann und er tauschten natürlich ihre Fliegererfahrungen aus. Seine Frau wird wohl nie über das grauenhafte Erlebnis hinwegkommen, welches die Entführung und Ermordung ihres Kindes in Amerika in ihr Leben gebracht hat. Ich konnte die beklagenswerte Frau nicht ansehen, ohne an diese Tragödie zu denken. So lag über dem so erhebenden und anregenden Besuch der Schatten dieses Familienschicksals.

*

Am letzten Abend der Olympiade luden wir noch einmal alle Gäste, dazu unsere Berliner Freunde und Bekannten, zu einem Sommergartenfest in unser Berliner Haus ein. Ein Teil des großen Gartens war in eine Art Münchner »Oktoberwiese« verwandelt worden. Mit so etwas erfreut man die ausländ-

dischen Gäste am ehesten. Da gab es Bierzelte mit Münchner Bier, Weißwürsten und »Brathändln«, außerdem Schießbuden, in denen man schönste Preise gewinnen konnte. Auch waren Karussells und sogar eine Art Flugzeug aufgestellt. In einer der Karussellschaukeln saß der Botschafter Italiens, Attolico, mit einem ziemlich verzweifelten Gesicht, und ich glaube, daß er heilsfroh war, als er wieder aus diesem Teufelsapparat aussteigen durfte. Seine bildschöne, junge, fröhliche Frau hingegen, die wir alle von Herzen gern mochten, und die wohl als eine der reizvollsten Botschafterinnen Berlins galt, schien den Zauber des nächtlichen Festes umsomehr zu genießen. Die Stimmung wurde immer lustiger und übermütiger. Als ich gegen 5 Uhr morgens müde wurde, zog ich mich zurück, um mich kurz danach schon für meine Fahrt nach Hamburg frisch zu machen.

Von Hamburg flog ich nach Wenningstedt auf der Insel Sylt, in mein nordfriesisches Paradies der Ruhe. Dort oben verbrachte ich jeden Sommer vier sehr erholsame Wochen.

Nach Berlin und Carinhall heimgekehrt, geriet ich zwar sofort wieder in den Strudel des offiziellen Lebens, aber doch erfrischt und gekräftigt für die Herbst- und Wintersaison. Aus den vielfältigen Begegnungen der kommenden Monate verdient die folgende festgehalten zu werden:

Es war an einem Oktobernachmittag des Jahres 1937, einem scheußlich kalten und nassen Tag. »Nachher kommen der Herzog von Windsor und seine Frau zu uns. Bereite bitte alles recht nett vor; mir liegt besonders viel an diesem Besuch!« – Das war zunächst alles, was mir Hermann mitteilte. Ich erinnerte mich irgendwo gelesen zu haben, daß der Herzog ein Freund von gutem Alkohol sei, und bemühte mich also in aller Eile, unsere Bestände aufzufüllen. Während der Vorbesprechungen mit Hermann konnte ich noch immer keine rechte Einstellung zu den erwarteten Gästen finden. Der Thronverzicht des Herzogs, noch immer das Tagesgespräch in interessierten Kreisen, hatte mich seinerzeit nicht sehr sympathisch berührt. Es fiel mir immer noch schwer, mir eine abschließende Meinung über diesen seltsamen Schritt zu bilden. Unter einem König von Groß-

britannien und Kaiser von Indien hatte ich immer eine Erscheinung verstanden, die der Frage der Krone sämtliche privaten Interessen unter allen Umständen unterordnete und unterordnen mußte.

»Ich kann mir nicht helfen«, sagte ich zu Hermann, »der Verzicht auf einen Thron erscheint mir so etwas wie eine Waffenniederlegung, wie eine Kapitulation. Ich verstehe als Frau auch diese *Frau* nicht, daß sie im Hinblick auf das, was hier auf dem Spiel stand, auf diese Heirat nicht verzichtete. Ungefähre Vorstellungen von Staatsraison und von Verzicht, zu dem sich eine Frau in solcher Situation durchzuringen habe, bestimmten da meine Gefühle. Die von mir einst dargestellte Hebbelsche Agnes Bernauer schwebte mir da als Trägerin dieses Problems zweifellos vor. Hermann widersprach mir. Er war der festen Meinung, man habe die nicht standesgemäße Heirat nur als Grund vorgeschoben, um den Herzog loszuwerden. Er sprach von einer Welt, die sich im Umbruch befinde, und nannte den Herzog einen Mann, der die Zeichen der Zeit – im Gegensatz zu anderen orthodox-konservativen Trägern der britischen Monarchie – verstanden habe und zu deuten wisse.

Hermann machte kein Hehl daraus, daß die deutsche Regierung sich diesen Herzog als König von England sehnlichst gewünscht habe. Die natürlichen Gegensätze der deutschen und der britischen Politik, an deren Beseitigung die Reichsregierung alle Mühe verwendete, könnten seiner und Hitlers Meinung nach durch einen Mann wie den Herzog am ehesten aufgehoben werden. –

– Nun wurde das Besucherpaar aus England für mich noch interessanter. Da ich die beiden Persönlichkeiten lediglich von Pressebildern her kannte, hatte ich zwangsläufig die Vorstellung von einem hochgewachsenen, stattlichen Paar.

Der Herzog, meinte ich zu fühlen, mußte mir meine Überraschung vom Gesicht abgelesen haben, als ich ihm zum ersten Mal gegenüberstand. Die Diskrepanz zwischen meiner Vorstellung und der Wirklichkeit war so groß, daß der Prinz of Wales im ersten Augenblick auf mich wie ein Jüngling wirkte.

Aber schon in den nächsten Minuten unseres Beisammenseins kam ein außergewöhnlich herzlicher Kontakt zustande. Der erklärte sich wohl vor allem aus dem Naturell beider, vor allem aus der auffallenden Einfachheit, mit der sich der Herzog gab. Das herzogliche Paar hatte gerade eine Rundreise durch Deutschland beendet und sprach begeistert über alles, was es gesehen hatte. Zunächst hielten wir diese Äußerungen für solche offizieller Höflichkeit, wie sie bei derlei Besuchen üblich sind. Als aber der Herzog ins Detail ging, erkannten wir, wie gründlich sein Auge alles aufgenommen hatte, was ihm gezeigt worden war. Sehr gut informiert äußerte er sich über die Bauprogramme der Reichsregierung und sprach später ausführlich von den Plänen, die er schon lange gehabt hätte, um die soziale Lage der englischen Arbeiterschaft zu verbessern. Auch hier war einer der Gründe verborgen, die zu seinem Schicksal geführt hatten. Seinen sozial-reformerischen Zug nahm man ihm in England übel. Derlei Probleme sah man auf der Insel nicht für die Sache des Königshauses an. – Die Herzogin, die mit verblüffend einfacher Eleganz gekleidet war, gefiel mir immer besser. Mir saß hier eine Dame und weibliche Persönlichkeit von Rang gegenüber. Beiläufig bewegte mich natürlich auch der Gedanke, daß diese Frau auf dem englischen Thron eine sehr gute Figur hätte machen können.

Zu unserer Verwunderung lehnten beide Gäste jegliche Art von alkoholischen Getränken ab. Wieder eine Erfahrung! Was hatten doch die Gazetten nicht alles über den Alkoholgenuß des Herzogs geschrieben!

Mein Mann versäumte es nicht, dem Herzog auf dem riesigen Speicher von Carinhall die große elektrische Eisenbahn zu zeigen und vorzuführen, die dort aufgebaut war und geradezu ein technisches Wunderwerk darstellte, an dem keine der neuesten Erfindungen moderner Eisenbahnbetriebe fehlte. Dieses ›Riesenspielzeug‹ war wahrhaftig mehr als ein Spielzeug.

Als sich der Herzog mit seiner Gattin verabschiedete, klangen seine Worte warm, herzlich und aufrichtig: »Es war der netteste Besuch, den wir in Deutschland gemacht haben.« Wir

schieden voneinander in dem Bewußtsein, England und Deutschland ein Stück einander näher gebracht zu haben. Wenn der direkte Machteinfluß des Herzogs auch gebrochen war, so gab es doch Millionen in England, die auf die Meinung des abgedankten Königs sehr viel gaben. –

Wie fern schien uns damals der Gedanke an einen Krieg mit Großbritannien – und wie schnell war er da! – –

*

Abgesehen von den großen offiziellen Empfängen in der Reichskanzlei und anläßlich der Bewirtung ausländischer Besucher in Carinhall, bei denen wir auch mit den Ministern und Parteichefs zusammenkamen, hatten wir mit diesen Letztgenannten wenig engeren Kontakt. Ausnahmen bildeten Kirchenminister Kerrl und seine Familie, Reichsleiter Bouhler und Frau und Baldur von Schirach mit seiner Frau Henriette. Mit anderen verband uns jedenfalls keine private Freundschaft.

*

Mit dem Thema Baldur von Schirach greife ich etwas vor, weil sich da schon ziemlich frühe eine Spannung abzeichnete und tragisch entwickeln sollte.

Gegen Ende des Krieges besuchten mein Mann und ich den Wiener Gauleiter von Schirach in Wien.

Wir saßen mit ihm und seiner Frau in einem Hotel beim Abendessen. Selbstverständlich kam das Gespräch sehr bald auf Adolf Hitler. Baldur von Schirach hatte von früh auf unendlich viel von ihm gehalten und seine geniale Natur bewundert. Noch vor den Dreißigerjahren hatte er für seine Jugendorganisation sehr formschöne Vers- und Spruchdichtungen geschrieben, zu einem Teil zum Ruhme des Führers. Aber die Entwicklung der letzten Kriegsjahre hatte ihn erschüttert. Man merkte ihm an, wie glücklich er war, sich einmal alles von der Seele reden zu können. Während er schonungslos Kritik übte, suchte Frau von

Schirach die Schränke nach einer eingebauten Abhöranlage ab. »Lassen Sie doch –«, meinte Hermann, »vielleicht hört er auf diese Weise einmal, wie schwer er Ihrem Manne das Leben gemacht hat.« »Mein Gott«, fuhr Hermann fort, »wodurch hat sich Adolf Hitler so verändert? Dieser geniale, großartige Mensch, der alle Fähigkeiten hatte, einem Volk Arbeit, Glück und Frieden zu geben, der dazu berufen war, Deutschland wieder auf eine sichere Höhe zu bringen – was um alles in der Welt ist mit ihm geschehen! Hat er die Mißerfolge in den letzten Jahren dieses Krieges nicht verkraften können? Hat er durch grenzenlose Sabotage und Spionage den Glauben an das Gute verloren? Hat ihn seine Umgebung so verwandelt? Oder – – hat er die absolute Macht nicht vertragen? – Einmal möchte ich ihn noch wieder so sehen, wie er früher war. Ich kann den Glauben nicht aufgeben, daß er sich wieder fängt, daß er sich wieder strafft für Deutschland und für uns alle, die wir ihm so bedingungslos gefolgt sind.«

Ganz still wurde es um uns. Jeder war mit seinen Gedanken in der Vergangenheit.

Nach einer langen Pause fragte ich Henriette von Schirach, warum sie und ihr Mann bei ihrem letzten Besuch bei Adolf Hitler so schnell abgereist seien. Sie hätte mir doch versprochen, anderntags zu uns zu kommen. »Ja«, meinte sie, »ich konnte Ihnen leider nur kurz absagen; es wäre am Telefon alles so schwer zu erklären gewesen. Geschehen ist folgendes:

Der Führer hat mich und meinen Mann buchstäblich hinausgeworfen. – Ich hatte einige Tage vorher am Bahnhof einen Zug mit Juden abfahren sehen, zusammengepfercht wie Vieh, und ich machte Hitler Vorwürfe darüber, daß er die Juden nicht menschenwürdiger behandelte. Wir gerieten in eine Debatte, die schrecklich endete. Da war alles aus. ›Verlassen Sie sofort mein Haus!‹ fuhr er mich an. Darauf sind wir blitzschnell gegangen.«

Wir wurden nach diesem Gespräch mit Schirachs nicht froher. Da war er wieder, der völlig veränderte Adolf Hitler. Mein Mann und ich freuten uns aber doch sehr über den Mut, den

Schirachs Frau aufgebracht hatte. Ließ es doch die Hoffnung offen, daß diese ehrliche Empörung der beiden Freunde auf Hitler irgend eine positive Wirkung haben könnte. –

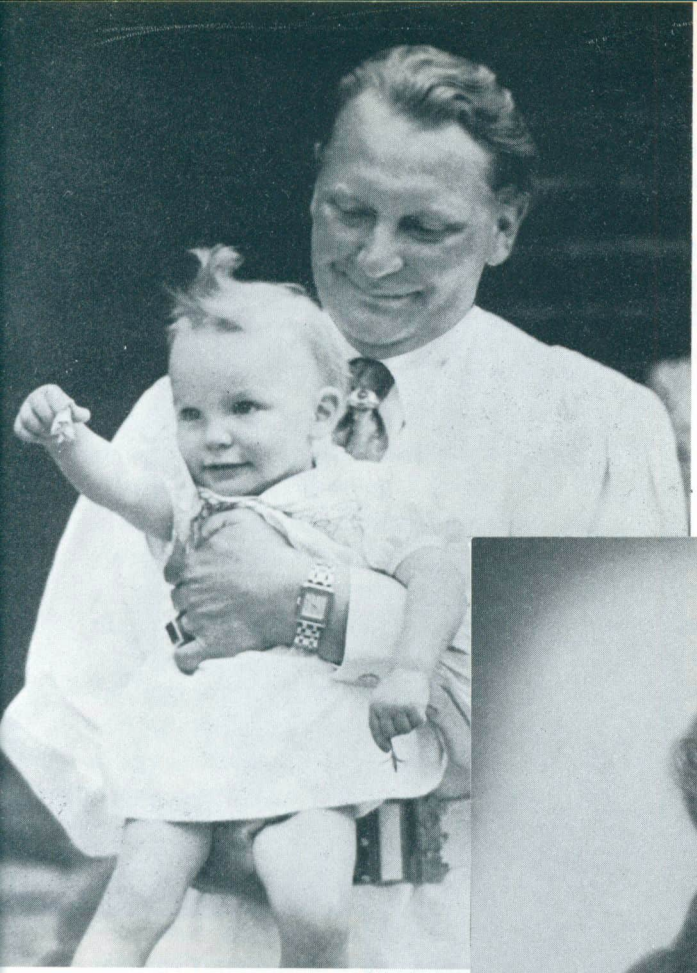
Viel, viel später traf ich Frau von Schirach im Lager Göggingen wieder – –.

*

Wie oft, wenn Reichsminister Kerrl mit seiner ganz besonders reizenden Frau bei uns war, bekamen wir auch dessen berechtigte Sorgen zu hören.

Die weniger von Hitler selbst, als von Heinrich Himmler gelenkte Kirchenpolitik bedrückte und deprimierte Kerrl. Trotzdem glaubte er bis zuletzt daran, den Gläubigen aller Religionen ein relativ großes Maß an Entfaltungsmöglichkeiten sichern zu können. Ich bin überzeugt, ohne Minister Kerrl wären die Kirchen wahrscheinlich einem viel größeren Druck ausgesetzt gewesen. Wenn man ihm auch jede Möglichkeit genommen hatte, die Belange der jüdischen Gläubigen noch in irgend einer Form wahrzunehmen, so ließ man ihm doch in der Betreuung der beiden christlichen Kirchen eine gewisse Freiheit. Aber das genügte einem Mann wie Kerrl natürlich nicht. Er wollte und mußte ja *mehr* tun. Wie gerne hätte er sich einmal eingehend mit Hitler über religiöse Fragen ausgesprochen, wie gerne hätte er gewußt, wie Hitler privat im Tiefsten zur religiösen Frage stehe. Immer wieder ließ ihm Hitler sagen, er könne jederzeit zu ihm kommen, um alle persönlichen Sorgen, ihn und seine Familie betreffend, mit ihm zu besprechen. – Mit den beruflichen Fragen seines Ministeramtes müßte er allein fertig werden.

Adolf Hitler hatte, das muß festgehalten werden, in der Tat auf religiösem Gebiet »Burgfrieden« angeordnet, aber leider nicht in das Wirken Alfred Rosenbergs eingegriffen, der zwar mit seinen Anschauungen, wie alle religionsphilosophischen Schriftsteller, nicht in die Breite wirkte, aber dennoch mit seinem ausgedehnten Reichsamt und als Verantwortlicher für die weltanschauliche Ausrichtung Einfluß auf breite Kreise der Partei



Hermann Göring mit seiner Tochter in Carinhall

Emmy Göring mit ihrer Tochter im Jahre 1941

1938 — Eddas erste Ausfahrt

1938 — Taufe

ausübte und all die Fragen vorwegnahm, die nach Hitlers Wunsch auf spätere, ruhigere Zeiten hätten verschoben werden sollen.

Was Adolf Hitlers religiösen Standpunkt betrifft, so hat Hitler in einer Rede auf der Ordensburg Sonthofen im Jahre 1937 klipp und klar bekannt: »Wir Nationalsozialisten sind in unserem tiefsten Herzen *gottesgläubig*«. Man hatte also zunächst nicht das Recht, diese Bewegung als »gottlos« zu bezeichnen, zumal sie weder einen Rationalismus noch einen Biologismus predigte, wenn sie auch eine biologisch-naturwissenschaftliche Betrachtung des völkischen Lebens für erstrebenswert erklärte. Hitlers Gottesgläubigkeit war ebensowenig eine Phrase wie seine Anrufung der »Vorsehung« oder des »Allmächtigen«. Richtig ist, daß er dem Christentum mit seinen Dogmen, obwohl selbst noch zur katholischen Kirche gehörend, kritisch gegenüberstand.

Dort übrigens, wo sich die Evangelische Kirche in ihren Entfaltungsmöglichkeiten bedroht sah, fanden sich immer wieder mutige Männer, die an den offiziellen Maßnahmen Kritik übten und üben konnten. Ein flammender Aufruf der Bekennenden Kirche gegen jede Art von Geistesterror sei in diesem Zusammenhang nicht vergessen. Unter diesem Aufruf stand auch mein Name. Für mich war es selbstverständlich, daß man das, was man dachte, auch nach außen hin zu vertreten hätte.

Soviel ich weiß, gab es bis zum 20. Juli 1944 keinen führenden Protestanten, der einer persönlichen Verfolgung ausgesetzt gewesen wäre. Auch katholische Kardinäle vertraten auf ihren Kanzeln und in den Hirtenbriefen Meinungen, die der offiziellen Politik der Reichsregierung öfter widersprachen.

Die Einlieferung von Pastor Niemöller in ein Konzentrationslager stellte einen Ausnahmefall dar und hatte ganz besondere Beweggründe, die nicht im Religiösen lagen. Die neuerliche Verleihung des Leninordens an Niemöller deutet ja an, was für Motive im Leben dieses wandelbaren Geistes eine Rolle gespielt haben. Offenbar doch mehr menschlich-politische, als religiöse. Niemöller wurde bekanntlich von Adolf Hitler als »Persönlicher Gefangener des Führers« bezeichnet, was diese

Ausnahme öffentlich dokumentierte. Mindestens drei oder vier mal habe ich damals versucht, Hitler zur Freilassung Niemöllers zu bewegen, stieß aber jedesmal auf eisernen Widerstand. Die Frage der Religionsfreiheit war meinem Mann und mir, die wir beide aus protestantisch-christlichen Familien stammten, eine Herzensfrage, die wir mit dem Kirchenminister Kerrl immer und immer wieder besprachen.

*

Es gab nicht all zu viele andere Kabinettsmitglieder oder führende Männer der Partei, die mit uns auf privatem Fuß so gut gestanden hätten, als daß wir die Sorgen und Probleme ihrer Ressorts mit ihnen hätten erörtern wollen.

Eine große Ausnahme bildeten freilich die alten und jüngeren Fliegerkameraden meines Mannes. Der betrachtete sie bis in die letzten Tage des Krieges hinein ausschließlich als Kameraden. Sie konnten ihm, den sie den »Eisernen« nannten, sagen, was sie dachten und mit jedem Problem zu ihm kommen. Zu diesen jüngeren Kameraden von höchstem menschlichen und männlichen Niveau gehörten Mölders, Udet, Galland, Rudel und drei Neffen meines Mannes, zu den älteren die Generäle und Marschälle der Luftwaffe, Görings Altersgenossen, unter ihnen Korten, Kammhuber, Milch, Sperrle, Kesselring, Student. Die alte politische Freundschaft zu Dr. Goebbels – eine Freundschaft, die in der Kampfzeit gewachsen war, war leider nicht mehr ganz die alte. Aber einmal appellierte Goebbels doch an sie, nämlich, als er sich in großer privater Bedrängnis befand. Er weihte uns in seine Freundschaft mit der Schauspielerin Lida Baarova ein, ein Zeichen dafür, daß er in Hermanns Persönlichkeit das alte Vertrauen setzte und von ihm und mir erhoffte, daß wir bei Adolf Hitler für ihn ein »Pardon« erreichten. Die Freundschaft mit der Baarova war ja damals in ganz Deutschland Tagesgespräch, und kein sehr erfreuliches. Für diese Verbindung zeigte Adolf Hitler gar kein Verständnis. Er witterte zu deutlich die Gefahren, die solche Verbindungen auslösen. Vor allem wollte er keine Scheidung in der Familie Goebbels. Die im ganzen und bis

dahin glückliche Ehe von Goebbels mit seiner klugen und schönen Frau Magda und den reizenden Kindern, sie war für Hitler ein »Politikum«, das nicht durch andere Ambitionen seines Propagandaministers belastet werden durfte.

Um den Kontakt mit Frau Baarova, der Dr. Goebbels in der Tat sehr zugetan war, heimlich aufrechtzuerhalten, pflegte Goebbels unser Privattelefon zu benutzen. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir dahinterkamen. Freilich fiel er aus allen Wolken, als wir ihm eröffneten, daß unser Telefon genauso abgehört werde wie das seine!! –

*

Unsere privaten Beziehungen zum Chef der SS, Heinrich Himmler, erschöpften sich eigentlich mit den allerdings zahlreichen Bitten für unsere Freunde und Bekannten aus jüdischen Kreisen, die seiner Gnade oder Ungnade ausgeliefert waren. Auch einige nichtjüdische Bekannte und Angestellte waren seiner Gestapo ausgeliefert, waren auf alle Fälle überwacht. Eine kleine, sehr bezeichnende Episode möge unser Verhältnis zu Himmler charakterisieren.

In Carinhall hatten wir jahrelang einen SS-Mann als Pferdepfleger. Wir wunderten uns schon immer darüber, daß er nicht befördert wurde. Als mein Mann ihn einmal daraufhin ansprach, erklärte er ihm: »Das ist deswegen, Herr Reichsmarschall, weil ich keine Kinder habe.« Höchst aufgebracht rief mein Mann Heinrich Himmler an und wetterte also durchs Telefon: »Wenn Sie so denken, Parteigenosse Himmler, dann müßten Sie einen Mann wie August den Starken zum Staatschef wählen! Der hatte mindestens dreihundert Kinder, von denen man weiß. Unser Führer hat nicht eins.« –

Unsere Beziehungen zu dem kühlen und amusisch-nüchternen, wenn auch geistig lebhaften Heinrich Himmler muß man leider als wenig erbaulich bezeichnen, wenn Hermann auch den Kontakt mit ihm aufrecht erhielt.

Überhaupt keine inneren Beziehungen bestanden zu Martin Bormann, dem Amt nach Nachfolger von Rudolf Heß als

Erster Parteisekretär, wenn auch nicht als »Stellvertreter des Führers«.

Eines Tages rief mich Bormann an, als ich (1938) eine Kinderschwester für unser Töchterchen engagiert hatte. Völlig fassungslos fragte er: »Ja, wissen Sie denn, daß diese Person nicht einmal in der Partei ist?« – Darüber konnte ich mich beim besten Willen nicht aufregen. »Wissen Sie, Herr Bormann, daß weder ich noch die meisten unserer Angestellten noch ein Angehöriger meiner Familie Parteimitglieder sind?« Das verschlug Martin Bormann vollends die Sprache.

Zu Weihnachten erhielt ich ein Telegramm aus München als »Weihnachtsgeschenk«, vom Reichsschatzmeister Schwarz unterzeichnet, folgenden Inhalts:

»Der Führer hat Sie in die Partei aufgenommen und Ihnen die Parteinummer eines verstorbenen Mitglieds gegeben.«

Es fällt mir als Frau sehr schwer, an dieser Stelle ein paar sehr ernste und kritische Worte über das Thema »Martin Bormann« niederzuschreiben, über einen engen Mitarbeiter Hitlers, der zuletzt tief und tödlich in meines Mannes Schicksal eingegriffen hat.

Man nannte Martin Bormann während des Krieges und während seiner Amtszeit als Erster Sekretär des Führers, indem man ihn mit der Gestalt im Schatten Bismarcks, dem Geheimen Rat von Holstein, verglich »Die graue Eminenz[1].« Ob Bormann das war, ob er z. B. dessen politisches Niveau gehabt, ob er intrigiert oder sich lediglich durch seine Methode, alle anderen Ratgeber von Hitler gewaltsam fern zu halten, unbeliebt gemacht hat, ist sehr schwer zu entscheiden. Wer Hitler gekannt hat, konnte und kann heute nicht glauben, daß eine zwar gescheite und energische, aber geistig keineswegs souveräne oder gar schöpferische Natur einem Mann wie Hitler seinen Willen aufgezwungen und Hitler in seinen Entschlüssen entscheidend bestimmt habe.

[1] Friedrich August von Holstein (1837–1909) im Auswärtigen Amt der Ära Bismarcks und den folgenden.

Im Gegensatz zu dem menschlich-vornehmen, zurückhaltenden, dazu geistig hochgebildeten und bedeutenden Rudolf Heß, der Hitler tief verstand und daher auch mit Recht den Titel eines »Stellvertreters« verdient hatte, war Martin Bormann vorher ohne besondere Bedeutung gewesen. Wie man mir später einmal berichtete, hat er seine politische Laufbahn etwa im Jahre 1927 in meinem alten Weimar begonnen, wo er still und bescheiden in der Geschäftsstelle der Nationalsozialistischen Wochenzeitung, der späteren »Gauzeitung« wirkte, um eines Tages vom Parteischatzmeister Schwarz nach München berufen zu werden. Dort soll er sehr bald dessen Vertrauen damit gewonnen haben, daß er in ziemlich kurzer Zeit eine Versicherung für alle Parteimitglieder ins Leben rief. Sie wurde als eine hervorragende organisatorische Leistung begutachtet. Damit begann Bormanns Aufstieg. Wie ich noch von Weimar her weiß, kamen Martin und sein Bruder Albert aus einer alten bürgerlichen Familie der Stadt. Die Mutter Bormanns lebte noch viele Jahre in Weimar und soll eine herzensgute Frau und Mutter gewesen sein. Es läßt sich unter Brüdern kein größerer Gegensatz finden als der zwischen Martin und Albert. *Dieser* war eine stille, vornehme und unauffällige Natur und schon frühzeitig ein bewährter Mitarbeiter in der Privatkanzlei Adolf Hitlers. Jener, von Gestalt breit und untersetzt, ein rastloser Aktivist, von Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis getrieben, hatte sich bei Hitler endlich unentbehrlich gemacht. Albert wirkte gleich auf den ersten Blick, schon seiner ganzen Haltung nach, sympathisch, während Martins Erscheinung eher die eines Mannes war, der sich mit robuster Ellbogenkraft seinen Weg erzwingt. Das war jedenfalls der Eindruck, den Hermann und ich und viele andere unseres Freundeskreises von ihm gehabt haben. In den Monaten vor der Katastrophe hat er sich dann jedenfalls als meines Mannes Feind erwiesen, genau gesagt, als sein *Todfeind*. Nächste Freunde und ich haben feststellen müssen, daß er sich zwischen Adolf Hitler und Hermann Göring gestellt und Hitler zu einer Maßnahme Göring gegenüber veranlaßt hat, die meines Mannes Leben und Ehre angriff. Er ist in meinen Augen der einzige Feind

jenes Jahrzehntes, dessen Haß Hermann und ich zu spüren bekommen haben! Davon wird noch ausführlicher zu berichten sein.

*

Im Laufe der Kriegsjahre hatte sich zwischen Martin Bormann und meinem Mann die feindselige Atmosphäre immer mehr verdichtet. Während der letzten Kriegsjahre kam es zu immer häufiger werdenden Widersprüchen zwischen Hitler und meinem Mann. Bei den entsprechenden Gesprächen war Bormann fast immer zugegen. Jedes Wort, das zwischen den beiden Männern fiel, schrieb Bormann mit. Er begleitete Hitler wie einen Schatten, immer bereit, jede Äußerung auf dem Papier festzuhalten. Als Hermann Adolf Hitler einmal fragte, ob ihm das nicht lästig sei, meinte er resignierend: »Was soll ich machen, Göring, Bormann ist für mich meine rechte Hand!«.

*

Rivalität und Intrigen unter den Mitgliedern der Reichsführung gab es leider zur Genüge. Aber in welchen Regierungen der Welt und in welchen Parteien der Welt gibt es solche nicht! Man könnte hier nur einwenden, daß man von einer nationalsozialistischen Bewegung zur Erneuerung von Volk und Staat einen möglichst makellosen Führerkreis hätte erwarten können.

Obwohl es auch heute noch so aussieht, als ob das Ehepaar Göring im gesellschaftlichen Mittelpunkt jenes Jahrzehnts gestanden, und zwar mit dem höchsten Einfluß gestanden habe, bin ich doch heute froh darüber, sagen zu können, daß wir uns all die Jahre aus häßlichen Dingen, Kabalen und Intrigen bis zuletzt haben heraushalten können.

Mein Mann war viel zu offen und geradeheraus, als daß er sich auf Ränkespiele hinter den Kulissen eingelassen hätte. So sehr das für sein Menschentum spricht, so sehr gibt es Gründe, es heute in der Rückschau zu bedauern. Da war z. B. das Verhältnis der Reichsregierung zu London. Die diplomatischen Be-

ziehungen zu Großbritannien waren schon immer von sehr delikater, empfindsamer Natur gewesen. Weder Hitler noch mein Mann haben früher jemals daran gedacht, mit Großbritannien einen Krieg zu führen. Beider Männer größter Wunsch war, mit der Insel in Frieden zu leben. Ich weiß zuverlässig, daß dieser aufrichtige Wunsch in Hitlers frühestes politisches Konzept gehörte. Hermann zeigte mir einmal eine Broschüre aus dem Jahre 1926, die Alfred Rosenberg in Hitlers Auftrag herausgegeben hatte. Sie war ein einziges Bekenntnis Hitlers zu dem Wunsche, mit England in Frieden zu leben oder England sogar als Bundesgenossen zu erwerben. Wohl war man sich in London wie auch in Berlin klar darüber, daß es verschiedene Differenzen gab, die ein mögliches freundschaftliches Verhältnis zueinander belasten konnten und wegen abweichender Interessen beider Völker auch belasten mußten. Trotzdem gab es auf beiden Seiten immer wieder ehrliche Anstrengungen, diese Differenzen auszugleichen. Zu diesen Anstrengungen unsererseits gehörte Hitlers Flottenabkommen mit England vom Jahre 1935, in dem Hitler die deutsche Flottenstärke auf 35 % von der englischen Flotte festlegte, und also das denkbar klarste Entgegenkommen gezeigt hatte. Man schien in verschiedenen Kreisen Londons und in der Downing-Street das Gefühl zu haben, in Hermann Göring einen günstigen Gesprächspartner zu finden, mit dem sich über alles offen reden ließe. Ich habe derlei schon im ersten Kapitel aus Anlaß von Botschafter Hendersons Besuch in Carinhall angedeutet.

Meine Vermutung resultiert aus verschiedenen Gegebenheiten. Der Einladung der Englischen Regierung zu den Krönungsfeierlichkeiten in London wären wir natürlich sehr gerne gefolgt. Der damalige Deutsche Botschafter in London war Herr von Ribbentrop, der spätere Reichsaußenminister. Adolf Hitler bat uns jedoch, von der Reise nach London Abstand zu nehmen. Herr von Ribbentrop habe ihm einen Brief des Inhalts geschrieben, daß Göring in London vermutlich zur Hauptperson werden würde, was dem Ansehen des Botschafters schaden könnte.

Zu den geladenen Gästen der Reichsregierung gehörte unter anderem der Danziger Gauleiter Forster. In einem langen Gespräch mit Winston Churchill, den Forster von früher her kannte, schlug der Britische Staatsmann vor, doch einmal Hermann Göring nach London zu schicken. Er sei der einzige Mann in Deutschland, der England interessiere. Mit ihm müßte es doch möglich sein, stärkere Differenzen, falls sie einmal auftreten sollten, in sachlicher Art beizulegen.

Gauleiter Forster hat s. Z. nach seiner Rückkehr von England Hitler sofort Bericht erstattet und die Worte Churchills zitiert; Hitler hatte ihm aber beim Abschied bedeutet, Göring nichts davon zu erzählen, er wollte Hermann Göring die Mitteilung von Churchills guter Meinung selbst machen. »Diese Meinung wird ihn bestimmt sehr freuen, und darum möchte ich, daß er sie von mir selbst erfährt.« Wir erfuhren von diesen Gesprächen erst gegen Ende des Krieges, als uns Forster einmal auf sie ansprach. Hitler hatte also meinem Mann nie etwas von ihnen mitgeteilt. Ich kann bis heute nicht begreifen, ich kann es höchstens ahnen, warum. Wenn ich mir aber vorstelle, daß durch einen solchen Kontakt zwischen Churchill und Göring möglicherweise das Schlimmste verhindert worden wäre, packt mich noch jetzt ein ohnmächtiges Gefühl tiefer Verzweiflung.

Es gab viele ähnliche Situationen, in denen mein Mann durch seine Beziehungen und sein Einfühlungsvermögen ganz gewiß ein besserer Verhandlungspartner gewesen wäre, als mancher andere. Aber sein ausgeprägtes Gefühl für Kollegialität und Loyalität hinderten ihn immer wieder daran, sich in die Belange anderer Ressorts einzumischen.

Andererseits konnte er sich, wenn es darauf ankam, eisern hart zeigen. Wenn ich über Hermanns im ganzen so harmonische Natur nachdenke, meine ich, daß der Tatendrang, die Passion für Regierungsgeschäfte, die in meinem Mann steckten, die große Energie, ja Härte, erklärt aus großer Liebe zum Vaterland und aus dem Glauben, zum Besten des geliebten Landes zu handeln, dennoch in voller Harmonie mit menschlich gütigen und gewinnenden Eigenschaften stehen können. Es ist deshalb meine

Innenhof und Rückansicht von Carinhall

Arbeitszimmer in Carinhall

Wohnzimmer in Carinhall

Überzeugung, daß die Maßnahmen, die Göring hat treffen müssen, ihn von jedem Gewissenskonflikt innerlich freihielten. Gerade das kommt ja in seiner hervorragenden Verteidigung vor dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg zur Geltung.

*

Die Vorwürfe kommen in einem nie zum Schweigen, daß man in jenen Jahren hätte wachsamer sein müssen. Jede Art von Unrecht, von der man hörte, hätte zu starker Auflehnung und zu unerbittlichen Vorstellungen bei Hitler Veranlassung geben müssen, insbesondere auch in der Judenfrage. Hier steckt die ganze Tragik der Rolle des Zweiten Mannes im Staat neben dem Diktator.

Hätte es einen Sinn gehabt, sein Leben für den Kampf gegen diesen Mann des diktatorischen Eigenwillens einzusetzen? Es wäre verloren gewesen und die vielen Menschen, denen Hermann und ich noch haben helfen können, wären untergegangen. Wer will da entscheiden? Aber zuletzt bleibt die tröstliche Gewißheit: Hermann Göring ist vom Schicksal noch die Rolle eines bewundernwerten Verteidigers vor dem Nürnberger Tribunal zugedacht gewesen, die nur *er* so souverän beherrschte. Nur er konnte mit seinem klaren Bekenntnis zur Wahrheit die Ehre der vom Feind geschändeten Nation retten.

13. KAPITEL

Hellseher Dr. Heermann – Verlust von militärischen Geheimplänen durch Notlandung in Belgien – Seltsame Begebenheiten im Nürnberger Gefängnis nach meines Mannes Tod.

Je verzweifelter die Lebenslage eines Menschen ist, um so mehr ist der Mensch – und keineswegs nur die problembelastete Hamletnatur – geneigt, Rat und Trost in jenen »Dingen im Himmel und auf Erden« zu suchen, von denen sich »unsere Schulweisheit« nichts erträumt. Auch wenn er diesen Rat nicht von sich aus sucht, so nimmt er ihn doch willig an, wenn er im rechten Augenblick von außen an ihn herangetragen wird.

Mir ist nicht genauer bekannt, welche Mitglieder der Reichsregierung sich von Horoskopen und Hellsehern beraten ließen. Ich selbst bin ein einziges Mal einer solcherweise begabten Persönlichkeit begegnet. – Wieder einmal suchte ich nach einer Radikalkur zur Heilung meines chronischen Ischiasleidens. Eine gute Bekannte, die Baronin Thiele-Winkler, riet mir, mit einem gewissen Dr. Heermann aus Kassel Verbindung aufzunehmen, was ich auch tat. Dr. Heermann suchte mich bald in unserer Berliner Dienstwohnung am Leipziger Platz auf. Mitten im Gespräch deutete er auf eine Puppe auf dem Sofa, die eine italienische Orangenverkäuferin darstellte. Mussolini hatte sie Edda geschenkt. »Die Puppe muß weg, sie schadet Ihnen. Hat Edda nicht noch zwei ähnliche in Carinhall?« Ich war verblüfft, denn beide Puppen waren ganz private Geschenke, von denen nur wenige wissen konnten. Als Dr. Heermann gegangen war, glaubte ich zunächst, einem Scharlatan begegnet zu sein. Da ich aber nicht frei von Aberglauben und nicht ohne Interesse für echtes Hellsehen bin, bat ich meine Zofe Erna, die Puppe wegzuwerfen. Erna entrüstete sich sehr über diese Anweisung und hielt meine Begründung für unsinnig. Die Puppe wurde schließlich doch entfernt, und ich erlaubte Erna auf ihre Bitte hin, sie

ihrer Nichte schenken zu dürfen. Ich empfahl ihr, die Kleider der Puppe reinigen zu lassen. Wir zogen die Puppe aus und entdeckten ein einziges Mottennest in ihrem Rumpf!

Eine weitere Kuriosität trug sich in Verbindung mit Dr. Heermann zu, die mich geradezu an die Schlußworte der »Faust-Szene« in Auerbachs Keller erinnerte: »Nun sag mir eins, man soll kein Wunder glauben!« Ich hatte meinem Mann zu seinem Geburtstag ein goldenes Virginia-Etui geschenkt. Es lag auf einem seiner Geschenktische. Da wir durch ankommende Gratulanten wiederholt von den Tischen abgerufen wurden, fanden wir vorerst keine Muße, die vielen Aufmerksamkeiten zu betrachten. Nach der Kaffeestunde mit unseren Gästen zogen Hermann und ich uns in das Geburtstagszimmer zurück. Von allen Gaben wollte er mein Etui als erstes bewundern. Aber es lag nicht mehr an seinem Platz. Wir suchten Tisch für Tisch ab, aber es blieb unauffindbar. Meinen Mann betrübte es sehr, daß er gerade an seinem Geburtstag bestohlen worden war.

Beim Umkleiden für das Essen erinnerte ich mich an Dr. Heermann. Kurz entschlossen rief ich ihn an und erreichte ihn auch gleich. Ich erzählte ihm von dem Vorfall. »Bitte bleiben Sie zehn Minuten am Telefon« lautete seine Anweisung, »und behalten Sie den Hörer in der Hand.« Nach dieser von ihm angegebenen Zeit sprach er sehr stockend weiter: »Genommen hat es einer der Diener oder Kellner, die Sie für diesen Abend ausgeliehen haben. Ihr Mann bekommt es morgen Vormittag zurück. Es wird von einem Ihrer Angestellten gefunden.«

Beim Abendessen teilte ich meinem Mann mit, daß ich wisse, wer das Etui genommen habe. Es sei aber, Gott sei Dank, keiner unserer eigenen Leute gewesen. Noch wie ich das sagte, ließ einer der ausgeliehenen Kellner, der meiner Schwägerin Olga gerade den Braten anbot, die Silberplatte fallen, so daß sich ein Teil der Sauce auf den Schoß der Schwägerin ergoß. Am nächsten Morgen, beim Saubermachen, wurde das Etui im Polster eines Sessels gefunden. – –

*

Ein Jahr später, es war während der ersten Kriegsmonate, kam Dr. Heermann wieder einmal vorbei, um sich nach meinem Ischias zu erkundigen. Bei dieser Gelegenheit fragte ich ihn unter Hinweis auf die Feststellung des Mottennestes, ob er denn eine Art »zweites Gesicht« habe, und ob er wohl ungefähr voraussehen könnte, wie lange der unselige Krieg noch dauern werde. Meine Frage hatte sein Gesicht zur Maske verändert. Er sah mich aus kalten Augen an: »Darüber möchte ich in diesem Hause nicht sprechen.« Ich versuchte, weiter in ihn zu dringen. Eine Prognose war seine Antwort: »Wenn Edda einmal 25 Jahre alt ist, dann wird Deutschland eine sehr gute Zeit haben.«

Nach Monaten mußte ich in einer besonders prekären Situation abermals an unseren Arzt mit dem »zweiten Gesicht« denken. Es war an meines Mannes Geburtstag im Jahre 1940. Er wollte gerade hinunter in die Halle gehen, um sich seine Geschenke anzusehen, als das Telefon klingelte. Nach dem Gespräch kam er leichenblaß zu mir ins Zimmer und stammelte: »Es ist etwas Furchtbares geschehen.« Er war dermaßen verstört, daß es eine Weile dauerte, bis er mir zusammenhängend erklären konnte, was ihn so erschüttert hatte. »Die gesamten Kriegsplanungen für die nächsten Jahre sind in einer Reihe von Dokumenten festgelegt. Einige Kopien dieser Dokumente sollte ein Luftwaffenoffizier gestern abend zum Hauptquartier eines Armeestabes bei Köln bringen. Adolf Hitler hatte ihm ausdrücklich aufgetragen, auf keinen Fall zu fliegen, sondern unter Berücksichtigung aller entsprechenden Geheimhaltungsvorschriften die Bahn zu benutzen. Der Offizier traf beim Abendessen einen Kameraden, einen Piloten, der gerade im Begriffe war, nach Köln zu fliegen, und ihn nun überredete, doch mitzukommen. Sie haben sich verflogen und mußten in Belgien notlanden. Es ist unausdenkbar, was daraus entstehen kann! Diese Dokumente beinhalten auch unsere Pläne für Belgien und Holland. Wenn ich wenigstens die Gewißheit hätte, daß diese Dokumente vernichtet worden sind, ehe die Belgier vom Inhalt Kenntnis bekommen haben!« – In dem Bestreben, trotz meiner völlig unzulänglichen Möglichkeiten, meinem Mann

in dieser ausweglosen Situation zu helfen, schlug ich ihm vor, sich an Dr. Heermann zu wenden, stieß aber auf strikte Ablehnung. Also handelte ich. Ich schilderte Dr. Heermann am Telefon den Vorfall, und nach der Bedenkzeit, die er erbeten hatte, erfuhr ich von seiner Vision. »Der Mann mit den Dokumenten ist in Belgien gelandet«. Mir stockte der Atem, denn das Wort »Belgien« hatte ich nicht erwähnt. Zögernd fuhr Dr. Heermann fort: »Unmittelbar nach der Notlandung hat der Offizier von einem herbeieilenden Bauern für seine Zigarette um Feuer gebeten. Mit dem brennenden Streichholz habe er versucht, die Dokumente anzuzünden, was ihm aber nur zum Teil gelang. Er verlangte ein zweites Streichholz, aber der Bauer hatte keins mehr. Inzwischen waren zu dem notgelandeten Flugzeug belgische Polizisten geeilt, die den Offizier und seinen Kameraden, den Piloten, mit zur Wache nahmen. Dort brannte ein kleiner Eisenofen. Geistesgegenwärtig ergriff der Offizier die Dokumente und warf sie in das Feuer. Einer der Polizeibeamten hatte vermutlich die Hintergründe dieser Handlung erkannt, denn er stürzte auf den Ofen zu und zog ein verkohltes Papierstück nach dem anderen heraus. Es war aber schon so viel davon verbrannt, daß man nur *das* lesen konnte, was eine normale Hand auf der Mitte eines Bogens bedeckt.« Nach kurzer Unterbrechung endete Dr. Heermanns Bericht: »Es waren zwei Dokumente und sie lagen in einer schwarzen Aktenmappe.«

Ich wollte sofort in der Reichskanzlei anrufen, unterdrückte aber dann doch meine Erregung so gut es ging, und wartete, bis mein Mann von seinem Gespräch mit Hitler zurückkam. Er war völlig niedergeschlagen. »Was sagte Hitler dazu«, fragte ich. – »Hitler? Er ist natürlich schwer erschüttert. Daß das ausgerechnet *mir* passieren mußte! Dazu kommt, daß er erst einen anderen Kurier schicken wollte, und daß ich ihm eingeredet habe, als Kurier doch einen Luftwaffenoffizier zu nehmen . . .«

Jetzt brachte ich meinem Mann vorsichtig bei, daß ich inzwischen mit Dr. Heermann telefoniert hätte, und berichtete, was der Arzt gesagt habe. Mein Mann schüttelte den Kopf: »Das ist alles Irrsinn – – woher soll der Mann das wissen?« »Er hat mir ge-

sagt, Hermann, es sei eine schwarze Aktentasche gewesen mit zwei Dokumenten.« – »Schon Unsinn«, erwiderte mein Mann, »es war eine *braune* Tasche und *ein* Dokument.« Sogleich ließ er General Bodenschatz kommen, der Dr. Heermanns Aussage voll bestätigte, nämlich daß es sich um eine schwarze Aktenmappe mit zwei Akten Dokumenten handelte. – – Eine Stunde später kam Hitler vorbei. Mein Mann bat ihn doch einmal anzuhören, was seine Frau zu allem sagte. Ich erzählte also die Geschichte noch einmal und schloß sie mit der Frage: »Glauben Sie eigentlich an Horoskope oder so etwas?«

»Horoskope? Nein, ich bin mein eigenes Horoskop«, antwortete Hitler. Trotzdem ließ ihm die Angelegenheit jetzt keine Ruhe. Aus der Reichskanzlei wurde das Originaldokument geholt. Nacheinander legten wir alle die Hand auf die Mitte des Bogens und versuchten, dahinterzukommen, was man jetzt noch ungefähr lesen könnte, und ob das Lesbare einen Sinn ergäbe, aus dem sich der Feind einiges zusammenzureimen vermöchte. Der Versuch beruhigte uns einigermaßen. Das, was noch zu lesen war, ergab eine zusammenhanglose Aneinanderreihung militärischer Fachausdrücke. Wir nahmen nun einen Stapel gleichgroßen weißen Papiers und gingen damit in unseren Heizungskeller. Vor dem Kessel knieend hielten wir das Papier ins Feuer, um zu sehen, ob es so abbrenne, wie Dr. Heermann am Telefon gesagt hatte. Und das tat es. Auf diese Weise wurden mir zwar die schlimmsten Befürchtungen genommen, Hitler aber und Hermann mißtrauten der Voraussage des Doktors aus Kassel.

Nach Tagen erfuhren wir, daß sich tatsächlich alles so zugetragen habe, wie es der Hellseher dargestellt hatte.

Der inzwischen aus Belgien zurückgekehrte Pilot machte in seinem offiziellen Bericht haargenau die gleichen Angaben. Der Luftwaffenoffizier, der ja entgegen einem Befehl des Führers gehandelt hatte, beging in Belgien in der Haft Selbstmord. –

Sonderbare »Zufälle« oder »Fügungen«? Oder sind »Dämonen« mit im Spiel, von denen Goethe öfter zu Eckermann spricht? Wer weiß es? Ich weiß nur, daß mich Weissagungen

ähnlicher Art später noch einmal in eine tiefe Verwirrung gestürzt haben.

Im Zusammenhang mit derlei Fragen, die sich in Notzeiten in den Vordergrund drängen, zu anderen Zeiten aber sicherlich im Unterbewußtsein lebendig bleiben, muß ich hier ein Ereignis aus den furchtbaren Monaten in Nürnberg des Jahres 1946 vorwegnehmen.

Kurz nach dem Tode meines Mannes ereigneten sich in Abständen immer wieder sehr seltsame Begebenheiten, die mich damals in Unruhe und Zweifel versetzten. Augenblicklich denke ich an einen ganz besonderen Fall aus der schwersten Notzeit in Nürnberg. Bei meinem letzten Besuch im Gefängnis hatte mir mein Mann zweierlei besonders ans Herz gelegt: »Wenn Dir nach meinem Tod meine Habseligkeiten ausgehändigt werden, dann findest Du dabei ein Buch. Es ist nichts Besonderes, aber lies bitte genau Seite für Seite, dann wirst Du wissen, warum ich Dich darum gebeten habe. – Außerdem bitte ich Dich inständig, meine Tabakspfeife, die ich so gern als Jäger rauchte, dem Klaus zu geben. « – Klaus war Hermanns Lieblingsneffe, der Sohn seiner Schwester Olga. – Und dann höre ich noch, wie er klar und deutlich hinzufügte, daß ich, wenn ich diese Pfeife in Händen hätte, bestimmt wissen könnte, daß er tot sei. – Und nun das Seltsame: Ich habe Hermanns Sachen am 7. November 1946 ausgehändigt bekommen, aber weder das Buch noch die Lieblingspfeife für den Neffen. Als ich die USA-Behörde um die beiden Dinge bat, wurde der betreffende Amerikaner sichtlich verlegen und machte Ausflüchte. – – Man wollte mir in Nürnberg unerklärlicherweise auch keinen Totenschein ausstellen, den ich verlangte, da ich als einzige Frau der im Nürnberger Gefängnis Verstorbenen keine diesbezügliche Nachricht aus dem Justizpalast erhalten hatte. Erst nach Monaten bekam ich dann zwar einen Totenschein, der aber von der deutschen Behörde ausgestellt war, ohne daß ich den Beweis für den Tod meines Mannes hätte erbringen können! – –

*

Edda im Alter von drei Jahren

Emmy Göring in einer Unterhaltung mit der Gattin des französischen Botschafters François Poncet (rechts im Hintergrund der französische Botschafter)

Eines Tages kam nach *Sackdilling*, wo ich vor dem Spruchkammerverfahren lebte, ein Mann aus einer nahegelegenen Stadt zu mir und bat mich, seine Tochter, die so sehr gern Schauspielerin werden wollte, einmal zu prüfen, ob sie überhaupt Talent habe. Selbstverständlich tat ich es und stellte fest, daß sie ein sehr begabtes Mädel war. Ich gab ihr ein paar Stunden und verwies sie dann an eine Nürnberger Schauspielschule. Der Vater kam bald darauf zu mir und schenkte mir aus Dankbarkeit für die kostenlosen Schauspielstunden mein Horoskop, das er gestellt hatte. Ich war erstaunt, wie relativ genau alles stimmte, was er von meinem bisherigen Leben und selbst aus meiner frühesten Jugend wußte, von der er ja wirklich nichts hatte erfahren können. In diesem Horoskop stand unter anderem, daß ich am 9. Mai 1949 eine der erschütterndsten Nachrichten meines Lebens bekäme. – Wir verließen bald darauf Sackdilling und zogen in eine Baracke nach Etzelwang. Längst hatte ich das Horoskop und den prophezeiten wichtigen Tag vergessen. Der Inhaber der Baracke, in der wir wohnten, ließ nach Monaten bei einem Besuch, den er mit seiner Frau bei uns machte, noch alles Holz, das im Holzlager neben der Baracke untergebracht war, nach Nürnberg verladen. Unsere Cilly war nach dem nächsten Ort zum Friseur gefahren, und ich bat meine Schwester, ins Dorf zu gehen und etwas Kuchen zu holen, um dem Ehepaar nach getaner Arbeit eine Tasse Kaffee anbieten zu können. Als ich gerade in der Küche stand und den Kaffee bereitete, klingelte es an der Hauspforte. Da ich allein im Haus war, hatte ich nicht die Absicht, aufzumachen. Als das Läuten nicht nachließ, ging ich an die Tür. Vor der Pforte des kleinen Vorgartens stand ein Herr. – Was er denn wollte? Er erkannte mich sofort als Frau Göring. Aus seinem gebrochenen Deutsch hörte ich, daß er Amerikaner war. Er trug Zivil. Er bat mich, ihn hereinzulassen. Als ich das höflich ablehnte, sagte er: »Nun, so werde ich versuchen, Ihnen hier das Nötige mitzuteilen.«

Die Geschichte, die er mir nun erzählte, war höchst eigenartig: »Ich bin Jurist bei dem Nürnberger Gerichtshof«, begann

er. »Da dieser nun aufgelöst wird und ich morgen nach Amerika zurückfliege, hatte ich das Bedürfnis, zu Ihnen zu kommen und Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Mann lebt.« – – Ich stand einen Augenblick wie angewurzelt und bekam plötzlich weiche Knie. Dann schoß es mir durch den Kopf, wie viele Amerikaner mich bereits angelogen hatten, und ich faßte mich. Ich musterte den Besucher äußerst mißtrauisch, spürte aber schließlich doch, daß er ein Gentleman sein müsse und wenigstens verdiente, angehört zu werden: »Wir hatten die Pflicht«, fing er an zu berichten, »in Nürnberg einmal im Monat eine Nachtwache zu halten und die Posten im Gefängnis stündlich zu kontrollieren. Eine Nacht traf dieses Amt einen Freund von mir. Er war mit einer Nürnbergerin verlobt, und da er Geburtstag hatte, saßen die beiden jungen Leute in einem der Aufenthaltsräume und tranken eine Flasche Sekt. Nach einiger Zeit erklärte der Wachhabende seiner Braut, sie möge sich einen Augenblick gedulden, da er eine Kontrolle durchführen müsse. Nachdem eine ziemlich lange Zeit vergangen war, wurde sie unruhig und spähte auf den Gang hinaus, um ihren Verlobten zu suchen. Da sah sie ihn von weitem vor einer Zellentür stehen. Er winkte sie zu sich heran und flüsterte ihr zu, sie sollte einmal durch die Klappe gucken, ob sie den Gefangenen erkenne. Sie schaute hindurch und rief in ihrer Überraschung ziemlich laut: ›Aber das ist ja Hermann Göring! Ich denke, der ist längst tot?!‹

Im selben Augenblick kamen zwei Posten heran und steckten die junge Dame kurzerhand in eine Zelle, nachdem ihr Verlobter geistesgegenwärtig, um ihr später zu helfen, angegeben hatte, er kenne die Frau nicht.

Inzwischen wurde es in den Gängen wieder ruhiger und mein Freund konnte ohne Aufsehen seine Braut aus der Zelle und dann aus dem Gefängnis hinauslassen. Um 5 Uhr früh«, so erklärte mir nun der amerikanische Besucher weiter, »löste ich meinen Freund, der mir die Ereignisse dieser Nacht erzählte, ab. Am nächsten Vormittag, dem 27. April 1949, ist mein Freund erschossen worden. – –

Ich hatte das Gefühl (so beschloß der Besucher seine mich

erschütternde Erzählung), Ihnen das alles mitteilen zu müssen. Ich möchte mich jetzt verabschieden, aber denken Sie immer daran, daß Ihr Mann lebt!«

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es war der 9. Mai 1949.

Man muß verstehen, daß ich Wochen brauchte, um alle wieder neu erwachten Hoffnungen endgültig zu begraben, auch wenn ich mir klar vor Augen zu halten versuchte, daß der Bericht des Amerikaners ein Hirngespinst gewesen sein mußte.

14. KAPITEL

München 1938, noch einmal »Frieden«! – Attentat auf Hitler 1939 – Erste Bomben auf Berlin – Gespanntes Verhältnis zwischen Hitler und Göring – Persönliche Hilfsaktionen für Ausgebombte – Schöne Erinnerung an das Emmy-Göring-Stift in Weimar.

Je mehr ich mich den Kapiteln nähere, die die tragischen Vorgänge der Katastrophe von 1945 behandeln sollen, desto intensiver muß ich an die Zeit denken, da in uns noch die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens lebte. Es ist psychologisch tief begründet, daß man sich in der Talsohle, der düsteren und kalten, angelangt, der sonnigen Höhen erinnert, die man einst genossen hat.

Im Herbst 1938 schien der Friede noch einmal gerettet zu sein. Nach dem großen Vierertreffen in München hatten Deutschland und die Welt noch einmal aufgeatmet. Wie denkt man heute verzweifelt an jene Münchner Tage, d. h. an eine damals erhoffte Möglichkeit zurück, den Frieden erhalten zu wissen.

Ich war damals mit meinem Mann in die bayerische Hauptstadt, die ich von Herzen liebte, gefahren, und bangte um einen guten Ausgang der Verhandlungen. Den ganzen Tag und die halbe Nacht wartete ich auf die Nachricht meines Mannes über den Ausgang des Treffens der Staatsmänner. Endlich, nachts, gegen 2 Uhr, erschien er bei mir überglücklich: »Wir werden Frieden haben! Bitte, Emmy, zieh dich rasch an und komm' noch mit in die Halle! Das müssen wir feiern!« In einer überströmenden Freude fielen wir uns in die Arme. Frieden – also waren die furchtbaren Ängste der letzten Zeit überflüssig gewesen. Wir wurden geradezu übermütig vor Freude. In ein paar Minuten stand ich unten in der Hotelhalle der »Vierjahreszeiten«. Ein Heer von Journalisten belagerte die Telefonzellen, An jedem Tisch wurde gefeiert, prosteten sich die Menschen zu.

Der Inhaber des Hotels, Alfred Walterspiel, ging in der glücklichsten Stimmung, in der ich ihn je gesehen hatte, von Tisch zu Tisch.

*

Die Gewitterstimmung der Monate zuvor war völlig behoben. Man sah nur noch entspannte und frohe Gesichter. Eine ältere französische Journalistin mit grauen Haarsträhnen, die ihr ins Gesicht hingen, war nervös und ungeduldig, weil sie nicht zum Telefonieren kam. Ihr hektischer Eifer wirkte fast belustigend. Ich höre noch, wie der Französische Botschafter François Poncet, in dem er sich zu mir herüberbeugte und auf die alte Dame deutete, flüsterte:

»Sehen Sie, so würde die Jungfrau von Orléans aussehen, wenn wir sie nicht verbrannt hätten.« – Ein typisches Bonmot dieses elegant-boshaften Spötters.

Wie die Krise von 1938 überwunden worden war, so hofften wir wieder ein Jahr später, daß auch die nun freilich noch ernstere Krise bewältigt werden könnte. Aber dieses Mal war das Hoffen vergebens. – Der Krieg war da! –

Wenn wir das sehr gründlich gearbeitete Buch des Amerikaners Prof. Hoggan »Der erzwungene Krieg« und daneben die halbwegs objektiv geschriebenen Untersuchungen der Kriegsursachen aus deutschen und ausländischen Federn lesen, dann kommt man zu dem Resultat, daß nicht *Einer*, sondern *Alle* am Kriegsausbruch schuld sind, daß nämlich in das Hin und Her und Her und Hin des Verhandelns Mißverständnisse eindrangen und die Diplomatie ebenso wie die Staatsführungen in der höchsten Fieberkrise die Selbstbeherrschung verloren. Daß das Deutsche Reich keine Absicht, einen Krieg zu entfesseln, und keine entsprechenden Pläne (wie sie der Feind unterstellt) gehabt hat, geht einwandfrei aus dem Nürnberger sog. Kriegsverbrecher-Prozeß hervor, in dem an erster Stelle Hermann Göring die Argumente gebracht hat, die die Kriegsschuldlüge ad absurdum geführt haben. –

*

Am Abend des 8. November 1939 erzählte mir mein Mann, es sei ein Deutscher, der aber im Ausland unter falschem Namen lebe – mit einer sensationellen Erfindung zu ihm gekommen. Dieser Mann müsse im Morgengrauen zurückfliegen, aber unbedingt vorher Adolf Hitler sprechen. Bis hierher war mein Mann mit seiner Nachricht gekommen, als ein Adjutant hereinstürzte und meldete: im Bürgerbräu-Keller in München, in dem Adolf Hitler an diesem Abend eine Rede halte, sei ein Zeitzünder losgegangen. Es habe Tote und Verletzte gegeben!

Ich wunderte mich über die Ruhe meines Mannes, als der Adjutant fragte: »Was ist um Gotteswillen mit dem Führer geschehen?« – »Gar nichts«, sagte Hermann, »der ist auf dem Weg nach Berlin.«

Ganz fassungslos sahen wir ihn an, und endlich berichtete er, daß er im Bürgerbräukeller den Adjutanten Adolf Hitlers habe ans Telefon holen lassen und – Hitler hielt gerade seine Rede – ihn gebeten habe, er solle umgehend einen Zettel folgenden Wortlauts auf das Rednerpult des Führers legen: »Hermann Göring bittet den Führer, die Rede augenblicklich abzubrechen und auf dem schnellsten Wege nach Berlin zu kommen. Es liegt ein wirklich wichtiger Grund vor.« – Adolf Hitler las die Notiz, sprach ein ganz knappes Schlußwort und verließ den Bürgerbräukeller, um nach Berlin zu eilen.

Der Zettel hat ihm das Leben gerettet. Er hatte kaum den Bürgerbräukeller verlassen, als der Zeitzünder explodierte. Vom Sonderzug aus teilte er meinem Mann mit, daß er nach Berlin unterwegs sei.

Später las ich einmal in einer der englischen Gazetten, daß Hitler das Attentat selbst inszeniert hätte, um dem Volk zu zeigen, daß ihm nichts geschehen könnte, daß er unter einem höheren Schutz stände!! Leider ist für Druckerschwärze nicht nur das Papier empfänglich, sondern auch das liebe Lesepublikum! Wie viele solcher falschen Nachrichten sind in all den Jahren aus Böswilligkeit entstanden, allein mit der Absicht, Unheil und Verwirrung zu stiften.!

*

Inzwischen waren die ersten Bomben auf Berlin gefallen. Während wir im Keller saßen, war mein Gedanke: der Krieg kann nicht lange anhalten, denn das hält auf die Dauer kein Mensch aus! – Ich wußte damals noch nicht, was der Mensch zu ertragen vermag! –

Ich entsinne mich noch des Tages, an dem mein Mann abends nach Hause kam und sagte: »Auf der Straße haben mich die Berliner angerufen und gefragt, was denn eigentlich los sei, warum London nicht bombardiert würde! –

Hermann hielt es für richtiger, damit zu warten: wenn sie jetzt ein paarmal Berlin bombardiert hätten, meinte er, und es käme keine Entgegnung von unserer Seite, würden die drüben vielleicht zu der Überzeugung kommen, daß es unsinnig sei, Städte mit Bomben zu belegen. Mit Bomben gewinne man keinen Krieg. –

Leider hat er unrecht gehabt. Zu bald nur tobte der Bombenkrieg über Freund und Feind.

Trotz der häufigen Luftangriffe wurde es immer schwieriger, meinen Mann, wenn er einmal für kurze Zeit in Berlin war, in den Keller zu bekommen. »Laß mich doch«, pflegte er zu sagen, während er ins Freie ging, »mir ist hier draußen wohler!« –

*

Ich hatte in Berlin nach einer Kieferhöhlenoperation fest zu Bett gelegen, und als ich endlich wieder aufstehen konnte, fuhr ich mit Edda zum Obersalzberg. Hermann, der inzwischen längere Zeit an der Front gewesen und zu den Lagebesprechungen wieder nach Berlin gekommen war, rief mich anderntags an: unser Berliner Haus sei von Bomben getroffen worden. – So merkwürdig es klingen mag, aber ich war fast froh, daß nun auch *unser* Haus gelitten hatte. War es nicht so, daß die Masse der Menschen argwöhnte, es ginge uns besser als anderen. Ich sprach meinem Mann am Telefon von dieser Überlegung, und er meinte, etwas Ähnliches habe er sich heute auch gedacht. – Nein, gewiß, es ging uns nicht besser. Bei den furchtbar harten An-

griffen auf Hamburg habe ich fast alle meine Verwandten verloren, zum Teil in den entsetzlichen Feuerstürmen! Fünf Neffen meines Mannes und gute Freunde von uns waren gefallen. Die Sorge um Deutschland wurde täglich größer. Eine schier erdrückende Last der Verantwortung lag, wie auf Adolf Hitler, so auch auf meinem Mann, und schließlich auf allen führenden Persönlichkeiten; und deren Frauen trugen mit an dieser Last, an der seelischen wie körperlichen, die nicht voneinander zu trennen sind.

In Berchtesgaden saß ich Tag für Tag mit Edda im Keller. Dazu kam die Angst um Hermann, der sich viel an der vordersten Front aufhielt.

Das Verhältnis Hermanns zu Hitler wurde immer gespannter. Einmal rief mich mein Mann an, ob ich nicht für einen Tag zu ihm kommen wollte: »Ich brauche Dich so sehr!« – Natürlich fuhr ich sofort.

Mit seinem Sonderzug waren verwundete Offiziere, die auf den »Plattenhof« gebracht werden sollten, nach Berchtesgaden gefahren, so daß ich den Zug auf der Rückfahrt nach Berlin benutzen konnte. Am Abend, kurz vor Berlin, nahten feindliche Flieger. Bald fielen die Bomben. Ich stand am Abteilfenster und sah hinaus in das schaurige Bild. Da kam meine Zofe: »Fürchten Sie sich denn gar nicht!?« Ihre Frage war sehr berechtigt.

Ich, die ich schon eine panische Furcht vor Gewittern habe, litt sehr unter Angst, wenn Bomben fielen. Und jetzt entdeckte ich plötzlich an mir, daß ich furchtlos war. Edda lebte in Berchtesgaden geborgen, von meiner Schwester geschützt, auf die ich mich felsenfest verlassen konnte. Und mein Mann – dachte ich – sei in Berlin im Keller. Es war mir ganz klar, daß meine größte Angst immer meinem Kind und meinem Mann gegolten hatte. – Mein Zug fuhr abgedunkelt sehr, sehr langsam. Für die wenigen Kilometer brauchten wir eine ganze Stunde.

Als ich aus dem Zug gestiegen, kaum daß er hielt, stand mein Mann vor mir. »Um alles in der Welt«, rief ich »warum bist Du denn nicht im Keller?« Er sah mich ganz fassungslos an: »Ja, glaubst Du denn, ich könnte im Keller sitzen, wenn Du in

Gefahr bist?« Dabei gingen wir sehr schnell den Bahnsteig entlang und fuhren im Wagen nach Hause. Das dunkle und fast menschenleere Berlin wirkte unheimlich. –

*

Unser Haus am Leipziger Platz war bald wieder repariert. Wir hatten sowieso nur wenige Räume für uns behalten. Die anderen hatten wir hergegeben. –

Wenn ich tagsüber in Berlin etwas besorgte und die verhärmten Frauen sah, empfand ich, daß es die Frauen hier ebenso schwer hätten, wie unsere Soldaten an der Front. In Gefahr waren beide, die an der Front und die Frauen in den Bomben-Städten. Dazu kam, daß diese sich täglich nach Lebensmitteln anstellen, für ihre Kinder arbeiten und sorgen mußten, um dann lange Stunden des Nachts, oft mit kleinsten Kindern, im Keller zu verbringen; und sie konnten sich, im Gegensatz zu den Frontsoldaten, nicht wehren.

Mein Mann meinte einmal: »All diesen tapferen Frauen sollte man ein Denkmal setzen!«

*

Sobald ich in Berlin war, besuchte ich unsere Verwundeten in den Krankenhäusern und brachte ihnen Zigaretten, Bücher und verschiedene Kleinigkeiten, die ihnen ein wenig Freude bereiten sollten. Der ganze Wahnsinn des Krieges mit seiner unbarmherzigen Feindseligkeit der Frau und dem Kind gegenüber stand in mir auf. Da war man weniger *tapfer* als vielmehr tief unglücklich und verzweifelt. – Wenn ich hörte, daß Menschen ausgebombt waren, versuchte ich mit allem, was mir möglich war, zu helfen. Aber auch meine Wäsche, Kleider, Mäntel reichten kaum noch aus, um ganze Hilfe zu leisten. Da traf ich an einem Geburtstag meines Mannes mit General Korten zusammen, der mit Hermann eng befreundet war. »Sie sollen doch nicht immer herschenken und herschenken«, sagte er

ganz bös, als er sah, daß ich gerade wieder ein Bündel Wäsche hergab. »Wir haben doch Sachen speziell für die Ausgebombten! In den nächsten Tagen werden Ihnen einige Lastwagen mit dem Notwendigsten, was die Ausgebombten brauchen, zugehen. Sie haben dann die nicht leichte Aufgabe, zu disponieren. Haben Sie genug Leute zum Auspacken oder soll ich Ihnen lieber erst kleinere Mengen schicken?« – »Nein, viel, nur viel, bitte!« erwiderte ich. »Auspacken und Pakete machen wollen wir gern. Wir können ja gar nicht genug tun.« Und nach kürzester Zeit kamen Kleidung und Nahrung in großen Mengen. Unsere Keller waren übervoll. »Wann wollt ihr denn das alles packen?« fragte Hermann. Nach wenigen Tagen überzeugte er sich, wie schnell die Dinge verpackt und adressiert waren. Die Adressen der Ausgebombten holte ich mir häufig von unseren Ärzten. Außerdem schrieben wir an möglichst viele Städte, um weitere Adressen zu erhalten.

Eines Tages kamen Möbel von unseren Forsthaus in Rominten an. Rominten lag zu nahe an der Front, und mein Mann hatte es räumen lassen. Alle dortigen Fremdenzimmer hatten ja ausreichend Betten, Schränke, Sofas, Tische, Sessel, Teppiche und Beleuchtungskörper enthalten. Ich nahm das Inventar entgegen und verschenkte es. Gustaf Gründgens, der gerade bei uns war, brauchte genug für seine Kollegen, die ausgebombt waren, und so waren die Möbel schnell weggegeben. Eines Tages sprach mein Mann, der nicht wußte, daß das Romintener Mobiliar bereits verschenkt war, davon, daß Rominten vermutlich zum neuen Hauptquartier ausersehen sei und also die Möbel wieder dorthin zurückgesandt werden müßten. Im ersten Augenblick erschrak ich förmlich, daß sich die Lage dort »verbessert« hätte. Und beichtete Hermann die Räumung. Da lachte er nur: »Gut, gut! ist völlig richtig! Für unser Hauptquartier bekommen wir schon wieder das Allernötigste zusammen.«

Aber eines Tages schaute er mich doch etwas verwundert an, als ich ein Fremdenzimmer aus Carinhall weggeschenkt hatte. Mein Berliner Buchhändler war völlig ausgebombt. Ich hatte ihm deshalb alle Möbel des Fremdenzimmers, dazu Bettwäsche,

Tischdecken und rasch auch noch eine Vase mit Blumen aus Carinhall geschickt. Hermann meinte dazu heiter-resignierend: »Laß bitte etwas übrig, Liebling, ich muß ja ab und zu Generäle über Nacht hierbehalten können.« –

*

In Berchtesgaden wurde inzwischen auf Anordnung von Martin Bormann ein Luftschutzbunker gebaut. Als der Bunker halb fertig war, fragte mich unser Adjutant, ob ich nicht den Leuten, sozusagen als Richtfest – ein kleines bescheidenes Essen geben wollte. Natürlich wollte ich. Wir versuchten noch etwas Eßbares zu beschaffen, und es wurde eine rechte Freude für uns, die Leute aus dem Rheinland einigermaßen gut, wenn auch in engen Grenzen, bewirten zu können. –

Gern wollte ich auch den Italienern, die geholfen hatten, den Bunker zu bauen, eine Freude machen. Das wurde mir aber untersagt. Da ich dieses Verbot jedoch ungerecht empfand, mußte ich für diese Männer heimlich etwas herbeischleppen. Gerade hatte ich Zigaretten und zwei Flaschen Weinbrand unter meinem Mantel versteckt, da traf ich in der Tür auf meinen Mann, der nur auf einen Sprung gekommen war. – »Warum erschrickst Du denn so?« – Ich bekannte: – »Ich will Dir's gerne sagen, aber Du darfst es nicht dem Reichsmarschall erzählen!«

Hermann lachte: »komm mit«, sagte er, und zog mich in unsere Küche. Unsere Hausangestellten waren gerade nicht da, weil sie zu Mittag aßen. Er nahm Lebensmittel und Wein und dann alle Zigaretten aus seiner Tasche. »Das bring ihnen von mir und sag ihnen einen schönen Gruß.« Sehr glücklich zog ich mit den guten Dingen ab. –

Doppelt intensiv muß ich an solche Gesinnungen meines Mannes, die so völlig natürlich waren und sich ganz spontan äußerten, denken, wenn ich die Unterstellungen des Nürnberger Feindtribunals lese, die gerade Hermann Göring eine grausame Behandlung ausländischer Arbeiter aus den Gefangenenlagern vorwarf. Hier, in solchen Einzelzügen, zeigt sich die grundsätz-

liche, die ungeschminkte Einstellung eines Menschen mit wahrem Ethos zu anderen Menschen, freundlichen wie feindlichen.

Ein paar Tage darauf, es hatte tagelang geschneit, kam der Adjutant zu mir: »Ich könnte meinen täglichen Spaziergang durch den Wald mit Edda z. Zt. nicht machen; die Wege wären völlig zugeschneit. – Kurz darauf aber meldete er sich abermals: Wir könnten nun *doch* gehen, die Wege wären in der Nacht freigeschaufelt worden. – Niemand ahnte zunächst, wer das vollbracht hätte. – Die italienischen Arbeiter hatten es für uns getan! – Was für feine, uranständige Menschen leben in den breiten Schichten der Völker! Immer wieder trifft man auf Gesinnungen bei ganz einfachen Leuten, die ohne eigennützige Motive und Reflexionen handeln! Wunderbar!

Einmal, als ich in Berchtesgaden im Keller saß und an alle Menschen, die mir nahestanden, denken mußte, in der innigen Hoffnung, daß ihnen nicht zu viel Grauenhaftes geschehen möge, sah ich plötzlich im Geist mein Schauspielerinnen-Stift in Weimar vor mir. Hoffentlich, hoffentlich bleibt es erhalten, dachte ich. Und meine Gedanken schweiften zurück, weit zurück, in glückliche Weimarer Zeiten, zurück in das Jahr 1937, von dem ich hier eine nicht unwichtige Episode nachholen möchte:

*

Als mich Hermann Göring lange vor meiner Übersiedlung nach Berlin einmal in Weimar besuchte, hatte ich ihm von dem dortigen Maria-Seebach-Stift, dem einzigartigen Heim für alte Schauspielerinnen und Schauspieler aus dem ganzen Reich, erzählt. Von dem Stift, das den Namen der berühmten Schauspielerin »Maria Seebach« trug. Hinrich Holtz, der sehr gute und beliebte Charakterkomiker des Weimarer Nationaltheaters (früheren Großherzoglichen Hoftheaters), war der Kurator dieses Stiftes. Als ausgesprochener Experte des Versicherungswesens – Versicherungsmathematik war sein Hobby – war er für dieses nicht leichte Amt geradezu prädestiniert. Das Seebach-Stift hatte kein Erhaltungskapital, und Holtz mußte immer wieder

versuchen, dem Stift Geld zufließen zu lassen. Wir Weimarer Schauspieler gaben monatlich pro Person fünfzig Pfennig, und viele Mitglieder anderer Theater taten es auch. Außerdem fanden sich Freunde des Stiftes, die hin und wieder größere Beträge spendeten. Schließlich war Hinrich Holtz bemüht, durch eine jährlich wiederkehrende Lotterie dem Stift Geld zuzuführen. Eines Tages bat mich Kollege Holtz, ob er mich für das Kuratorium wählen lassen dürfe. »Ach, lieber Holtz,« sagte ich ihm, »ich habe so gar keine Verbindungen. Ich will Ihnen aber gern statt fünfzig Pfennig monatlich fünf Mark für das Stift geben; ansonsten kann ich wenig tun.« – Trotzdem wurde ich ins Kuratorium gewählt, ohne für das Stift etwas Besonderes zu erreichen.

Hermann Göring, dem ich von der Sache sprach, hörte meinen Wunsch heraus, zu helfen: »Emmy, da habe ich übrigens einen Fond. Sage dem Holtz gleich einmal, er bekomme morgen von mir fünftausend Mark für das Maria-Seebach-Stift überwiesen.« – Ich glaube, mich selten über Geld so gefreut zu haben! Und eine größere Freude hätte auch Hinrich Holtz nicht erleben können. –

Später, als ich schon länger verheiratet war, fuhr ich wieder einmal mit meinem Mann nach Weimar. Wir wollten in dem Goethe-Park beschaulich spazieren gehen. Do lockte ich ihn hinauf nach dem naheliegenden Maria-Seebach-Stift, damit er es sich einmal genauer ansehen könnte. In zehn Minuten waren wir oben, und Hinrich Holtz und seine Frau freuten sich unendlich; sie waren über den Besuch ganz gerührt.

»Na, lieber Holtz, wie ist es denn,« meinte mein Mann, »gehts denn jetzt klar mit Ihrem Unternehmen hier? Übrigens, das wollte ich Ihnen schon lange sagen: Ich kann Ihnen *jedes Jahr* für das Stift 5000 Mark geben.« – »Mein Gott, Herr Ministerpräsident,« sagte Holtz, mit den Tränen kämpfend. »Da könnte ich ja gleich leichtsinnig werden und anbauen! Es sind doch so viele alte Leute von den deutschen Theatern, die unterkommen müssen. Es wäre unsagbar schön, wenn man recht *vielen* helfen könnte.« – »Ja, also dann gebe ich Ihnen folgen-

den Auftrag« meinte mein Mann nach kurzem Überlegen: »kaufen Sie ein schönes Grundstück und bauen Sie ein neues Altersheim, suchen Sie auch nach Grundstücken sonstwo in Thüringen für den gleichen Zweck. Ich bekomme das Geld dafür schon irgendwie zusammen.« Ich war ebenso überglücklich, als er das sagte, wie Kollege Holtz. War es doch schon immer mein größter Wunsch gewesen, für meine alten Kollegen etwas Wirksames tun zu können, und ich umarmte meinen Mann ganz fest. Und Holtz, der Sprache vor Rührung kaum mächtig, meinte: »Am liebsten würde ich Sie auch umarmen, Herr Ministerpräsident!« –

In den Jahren 1936/37 wurde nun in der Tiefurter Allee am »Webicht« über Weimar, eine Viertelstunde von Anna Amalias Gutsschlößchen Tiefurt entfernt, ein wunderschönes Haus mit Speisesaal, Wohnraum, Aufenthaltsraum, Bibliothek und 35 Einzelzimmern in einem behaglichen Stil gebaut und eingerichtet. Zwischen zwei Zimmern befand sich jeweils ein Bad. Da ich seinerzeit die Sorgen um die Erhaltung des Maria-Seebach-Stiftes miterlebt und mitgelebt hatte, bat ich jetzt meinen Mann darum, daß die Erhaltung des Stiftes sichergestellt werden müßte, ehe der erste alte Schauspieler einzöge.

Es war wohl eines der beglückendsten Ereignisse, als von allen Seiten Geld für das neue Stift zusammenkam. Wir kauften Häuser in Erfurt, in Berlin usw., um die Unterhaltungskosten für die Insassen sicherzustellen. – – Wie ein Wunder war es, daß alle diese Häuser, bis auf eines in Berlin, von Bomben verschont geblieben sind. In den beiden Weimarer Heimen wohnen nach wie vor die alten Leute glücklich und zufrieden. Ganz persönlich bin ich den russischen Behörden drüben dankbar, daß sie das Haus erhalten und an seiner Bestimmung nichts geändert haben. – Auf Wunsch meines Mannes wurde das Haus »Emmy-Göring-Stift« getauft. Ende Mai 1937 fand die Einweihung statt.

Als die Fahne hochgezogen und ein Choral angestimmt wurde, fühlte ich mich froh und dankbar, wie man es nur selten im Leben sein kann. An der Festtafel saßen außer meinem Mann und mir u. a. der Generalintendant Staatsrat Gustaf

Gründgens und Marianne Hoppe, die der Weimarer Generalintendant, Staatsrat Dr. Ziegler zu Tisch führte, ferner der Berliner Generalintendant Heinz Tietjen, das Ehepaar Holtz und einige Ehrenmitglieder des Deutschen Nationaltheaters in Weimar, wie die Kammerschauspieler Max Brock und Hans Illiger, um nur einige zu nennen.

Nach Tisch mußten wir alle herzhaft lachen: Gustaf Gründgens hatte sich mit sehr alten Schauspielerinnen (sie zählten oft zwischen 80 und 90 Lenzen) unendlich liebenswürdig und charmant unterhalten. Plötzlich schoß er auf uns los, der Mephistopheles: »Nun mach' ich mich bei Zeiten fort, die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort!« – Er hatte nämlich einer alten Schauspielerin von 86 Jahren geschmeichelt: »Ach, Sie sind hier Insassin? Ich dachte, Sie wären noch bei der Bühne! Sie sind ja noch so temperamentvoll und wirken noch so jugendlich!« Und da hatte sie zögernd gemeint: »Glauben Sie, Herr Gründgens, ich sollte noch Theater spielen? – Ja, natürlich, zu Ihnen nach Berlin ginge ich sofort!« – –

Das war ihm dann doch zu viel! –

Für den gleichen Nachmittag hatte die Thüringische Regierung nach dem Tiefurter Park zum Tee im Freien eingeladen, und das Deutsche Nationaltheater eine Ballettvorführung auf der großen Wiese unterhalb des Schlößchens arrangiert. Leider wurde mein Mann im letzten Augenblick von Adolf Hitler telefonisch nach Berlin abgerufen, da sich ein politisch sehr bedenklicher Zwischenfall im Mittelmeer ereignet hatte, in den, so viel ich noch weiß, deutsche Kreuzer verwickelt waren.

Die Insassen der beiden Stifte genossen noch mancherlei Vorzüge in Weimar. Sie hatten freien Eintritt zum Theater und auch zu allen Filmtheatern der Stadt. Zu Weihnachten pflegte mein Mann einen Kurier an Hinrich Holtz mit Gänsen, Weihnachtsgeschenken aller Art und einer Menge Süßigkeiten für die Stifte zu schicken. Es gehörte zu Hermanns Wesen, daß er sich solche Aufmerksamkeiten selbst ausdachte und alles selbst in die Wege leitete. Wenn er schenken konnte, war er zufrieden.

Jedes Mal, wenn Hinrich Holtz zu mir nach Berlin kam, um

mit mir die Abrechnungen vorzunehmen oder über Neuaufnahmen zu beraten, dann freute sich mein Mann darauf, Holtz beim Abendbrot vom Weimarer Schauspielerheim erzählen zu hören. Der Weimarer Gast tat es aber auch mit so viel Komik und Anschaulichkeit: nicht selten kam es vor, daß eine alte, etwas allzu neugierige Nachbarin und Horcherin mindestens einen Tag lang mit einer wohlverdienten Beule an der Stirn umherwandelte! – Auch gekränkte Eitelkeit und allzu strenge »höfische Etikette« alter herzoglicher Hofschauspielerinnen machten sich gelegentlich bemerkbar, wenn etwa eine 78- oder 80jährige Kollegin gewagt hatte, vor einer 83jährigen als Erste durch die Tür zu gehen! »Was fällt Ihnen ein, Sie junges Ding, wissen Sie denn nicht, was sich gehört?« – Der Humor dabei war, daß die gleichen Komödiantinnen in jüngeren Jahren bestimmt verschwiegen hätten, daß sie die »Älteren« seien. Und wie herzlich konnte Hermann lachen, wenn Holtz im Frühling gar von der »erotischen Welle« erzählte, die das Heim der alten Leutchen durchzöge. Es ist vorgekommen, daß eine alte Insassin sich hinter einem Johannisbeerbusch versteckte, um einem gleichaltrigen Nachbarn ein geheimnisvolles »hu, hu« zuzurufen. –

Dieser Bericht bedeutete jedesmal eine solche Entspannung für meinen Mann, daß mir der Besuch aus Weimar doppelte Freude bereitete.

Der Gedanke an das Stift hat mich während des Krieges so manche Nacht im Luftschutzkeller von den Bomben abgelenkt. Heute ist es das Einzige, was aus der Zeit meines offiziellen Wirkens übriggeblieben ist. Das Haus darf zwar, was ich verstehe, nicht mehr meinen Namen tragen, aber es *steht*, und tut seinen Dienst. Und das allein ist wichtig.

*

Sehr habe ich mich nach dem Zusammenbruch darüber gefreut, daß Hinrich Holtz und die Insassen dieses Stiftes mit ausdrücklicher russischer Erlaubnis vor der sogenannten »Spruchkammer« für mich eine eidesstattliche Erklärung abgeben durften. Da erst erfuhr ich, daß von den fünfunddreißig Insassen

nur zwei Mitglieder der NSDAP gewesen sind. – Niemals war also bei einer Aufnahme ins Stift nach der Parteizugehörigkeit gefragt worden.

So hat es übrigens, wie ich zuverlässig weiß, auch der Weimarer Generalintendant in seinem Theater gehandhabt. Da galt allein die *Leistung*. Nach einem Parteibuch wurde weder bei den Künstlern noch bei den Bühnentechnikern gefragt. Gottseidank vertraten diesen Standpunkt auch andere Staats- und Stadttheater jener Zeit. –

*

Aber es waren noch mehrere, schwerer wiegende Ereignisse, deren man damals in der inneren Not der Stunden im Luftschutzkeller gedenken mußte. Unsere Erinnerungen konzentrierten sich z. B. auf den Juni 1941. So viele neue Hoffnungen hatten uns beseelt, als Hermann eines Tages mit einem Aktenstück kam, es feierlich in den Tresor seines Arbeitszimmers legte und dazu sagte: »Das ist das Testament von Adolf Hitler. Er hat es mir gerade ausgehändigt. Außerdem hat er mir versprochen, sich nach dem Kriege zur Ruhe zu setzen und mich zu seinem Nachfolger ernennen zu wollen. – –

Wir sprachen an diesem Abend lange über all das, was Hermann in Deutschland einmal ändern wollte. Es betraf unter vielen anderen Problemen auch die Judenfrage: »Du hast mehrere Juden in Deiner Bekanntschaft, liebe Emmy, die Du jetzt bald beruhigen kannst. Der Krieg kann ja nicht mehr sehr lange dauern. Dann wird manches anders werden. Vor allem braucht dann kein Mensch mehr in Deutschland Furcht zu haben, abgesehen von böswilligen Saboteuren und Verrätern, d. h. Feinden des Vaterlandes.« –

Der Gedanke, daß wir jetzt noch diesen Krieg durchstehen müßten, um zu einer besseren Zukunft für das ganze Volk zu gelangen, ließ uns die Widerwärtigkeiten ertragen, von denen auch wir nicht verschont geblieben sind. – Ich spreche jetzt nicht von den Beschränkungen, die wir uns, wie jeder, auferlegten. Ich empfand es einfach als eine Verpflichtung, wenigstens zu

versuchen, mit den Lebensmitteln und Kleidern auszukommen, die es für jeden Deutschen auf Bezugsschein gab.

In einem Haus, in dem man ständig, nicht aus gesellschaftlichen, sondern im Krieg ausschließlich aus staatspolitischen und diplomatischen, am häufigsten aber aus militärischen Anlässen repräsentieren mußte, ließ sich das gewiß nicht immer strikt durchhalten. Es ist nicht zu vergessen, daß Carinhall s. Zt. ja auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers zum Zweck der Reichs-Repräsentation gebaut und deshalb ja auch von meinem Manne dem Staat zugesprochen worden war.

Wenn wir aber unter uns waren, setzte ich meinen ganzen Ehrgeiz in eine größtmögliche Sparsamkeit und trug außerdem durch Unterredungen mit Hermann dazu bei, daß die Bevölkerung in bestimmten Fällen größere Rationen erhielt. Die Dinge mußten ja erst praktisch ausprobiert werden. Als die ersten Lebensmittelmarken verteilt worden waren, kaufte ich ein, was man für sie bekam, ließ es auf einen Tisch legen und zeigte es meinem Mann, weil die praktische Anschauung mehr nützt, als die Theorie und kalte Berechnung am grünen Tisch. Das sei nun die Ration, erklärte ich ihm, von der eine Familie eine Woche lang leben müsse! Daraufhin setzte sich Hermann sofort für eine Erhöhung der Lebensmittelmarken ein. – Als die kleine Edda ihre Sommerschuhe durchgelaufen hatte, bedeutete ich eines Tages meinem Manne: »Wenn Edda nicht Deine Tochter wäre, dann müßte sie jetzt barfuß laufen.« Sofort bemühte sich Hermann, daß für jedes Kind zusätzlich ein Paar Schuhe bewilligt würde. – So wurde gewiß nicht *alles*, aber doch das denkbar Mögliche getan, so daß es auch wenig Kritik und wenig Wehklagen gab. Man entsann sich der Maßnahmen des von Hermann Göring gelenkten Vierjahresplanes und vertraute den nun notwendig gewordenen Kriegsmaßnahmen. Das deutsche Volk zeigte eine respekterheischende Disziplin und Opferbereitschaft. –

*

Das, was für Hermann Göring in den schwersten Kriegsjahren sehr oft unerträglich war, insbesondere vom zweiten Kriegs-

jahr ab, das waren die häufigen einsamen Entschlüsse Hitlers, die schwierigsten Entscheidungen, die er ohne jede Aussprache mit seiner engsten Umgebung fällte. So vor dem Krieg gegen Rußland –

Adolf Hitler hatte im Frühjahr 1941 sein Hauptquartier für einige Zeit auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden. So konnte Hermann eine Zeit lang bei uns sein.

Als ich ihn fragte, warum er schon tagelang so bedrückt umherginge und was ihn bewegte, erklärte er mir, daß ihn der Führer seit vierzehn Tagen nicht empfangen hätte. Das sei ihm unerklärlich. – Anderen Tags ließ ihn Adolf Hitler zu sich kommen. Hermann kam zurück, bekam beim Mittagessen keinen Bissen herunter und bat mich endlich, mit ihm spazieren zu gehen. »Geht es gleich?«, fragte er noch. – Natürlich gingen wir sofort los. – Erst als wir im Wald und ganz allein waren, kam es langsam und schwer über seine Lippen: »Der Führer wird übermorgen den Russen den Krieg erklären!« Fassungslos sah ich ihn an: »Hat Dich Hitler deshalb all die Tage nicht empfangen?« Er strich mir übers Haar und meinte: »Du bist gewiß eine unpolitische Frau, aber Du hast einen sehr guten Instinkt. Ja, deshalb! – Und als ich Hitler mit allen Argumenten, die mir zu Gebote standen, davon abraten wollte, fuhr er mich geradezu an: ›Göring, ich habe gewußt, daß Sie versuchen würden, mich davon abzuhalten! Hier liegt auch der Grund, daß ich Sie so lange nicht sehen wollte. Ich mußte erst mit mir völlig im Reinen sein und meinen Entschluß alleine fassen. Es war schwer genug. Und nun kann mir niemand mehr etwas ausreden.‹ –

›Ich konnte ihm daraufhin nur kurz erklären: dann übernehmen Sie aber auch die Verantwortung allein.‹

Und Hitler antwortete: ›Ja, das werde ich auch, Göring, das ist mein Krieg allein.‹ «

*

Ich meine, daß diese Worte Adolf Hitlers an Hermann Göring und seine selbständige Handlungsweise im Falle des Angriffs auf Rußland besser als jeder andere Beweis darzutun

vermag, daß nie von einer »Verschwörung« der deutschen Regierung oder des deutschen Generalstabs, nie von einer »Anzettelung« eines Krieges die Rede sein konnte, wie die Nürnberger Richter des Feindtribunals behaupten sollten. Hitler handelte, wie wir inzwischen aus gründlichen Forschungen wissen, im Falle Rußland auf Grund zahlreicher Berichte, die ihn von einem bald zu erwartenden russischen Aufmarsch überzeugten. Deshalb sein als Präventivkrieg bezeichneter Angriff auf Rußland. Hermann Göring hat dabei jedenfalls keinerlei Mitentscheidung getroffen, ja, er war hier ganz anderer Meinung als Hitler.

*

Über die Frage des politischen und militärischen Gedankenaustausches zwischen Adolf Hitler und meinem Mann hat Hermann Göring im Nürnberger Prozeß eine denkbar klare Auskunft gegeben, wie aus den Protokollen hervorgeht. Als ihn der Verteidiger vor dem Internationalen Gerichtshof fragte, ob er, Göring, zum Nachfolger des Führer vorgesehen worden wäre und ob er von Hitler deshalb auch in alle politischen Fragen eingeweiht worden, betonte Göring, daß er bis in die späteren Kriegsjahre, als noch ein gutes Verhältnis zu Hitler bestand, selbstverständlich von ihm in alle großen politischen und militärischen Fragen eingeweiht und eingeschaltet worden sei. Es sei dies in vielen langen Besprechungen geschehen. Manchmal sei er aber auch in außenpolitischen Fragen überrascht worden. Er habe sich dann öfter selbst eingeschaltet. Er wisse zuverlässig, daß Hitler einmal geklagt habe, Göring gehe leider mit ihm nicht immer konform und habe eine sehr eigene Meinung. Auch aus dieser Feststellung im Prozeß muß man herauslesen, daß von einer »Verschwörung« d. h. doch von einer *gemeinsam gefaßten und gemeinsam vorbereiteten Planung eines Krieges* nicht die Rede sein konnte! –

Im Rahmen der auf mehrere Tage ausgedehnten Verteidigung Görings in der Form einer ausführlichen und durch unzählige Dokumente belegten Darstellung alles politischen Geschehens vor dem Zweiten Weltkrieg und in sonderheit auch

der Ereignisse kurz vor Hitlers Kampfhandlungen gegen Rußland, wird noch einmal erhärtet, daß Hermann Göring vor dem Angriff auf Rußland Hitler dringend gewarnt, daß aber Hitler seine eigenen Argumente für stärker gehalten habe, wenn er auch Görings Argumente nicht ganz zu entkräften vermochte. Hitler begründete damals seinen Argwohn Rußland gegenüber mit den verschiedensten Vorgängen in der russischen Staatsführung. Dazu gehörte der russische Beistandspakt gegenüber Bulgarien; gehörte die Absicht Rußlands, Finnland erneut anzugreifen, um, wie Hitler argwöhnte, Deutschland eines Tages nördlich zu überflügeln und den schwedischen Erzfeldern möglichst nahe zu sein; gehörten drittens die Dardanellen- und Bosporus-Probleme und die Eindringungsmöglichkeit in Rumänien über Bessarabien hinaus. Zu all dem glaubte Hitler, wie oben schon erwähnt, sichere Nachrichten über das Rüstungspotential und die Aufmarschvorbereitungen der Russen zu besitzen. Görings dringende Warnungen lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß er, indem er auf Hitlers eigenen Worte seines Buches »Mein Kampf« hinwies, immer nur vor einem Zweifrontenkrieg gewarnt – den Hitler selbstverständlich auch niemals gewollt hat – und die Feindmächte England (und im Hintergrund das drohende Amerika) für ausreichende Kriegsgegner gehalten hat, mit denen man erst einmal fertig werden müßte.

Wie so viele, sind auch all diese Zusammenhänge dem deutschen Volk nie vor Augen geführt, im Gegenteil, dicht verschleiert worden, bis sich endlich, nach fast zwanzig Jahren, einige mutige Deutsche, aber auch einsichtige englische und amerikanische Publizisten entschlossen haben, das Material dieses Nürnberger Prozesses, das übrigens die Internationale Militärregierung in zahlreichen dicken Bänden vor Anderthalbjahrzehnten veröffentlicht hat, und andere inzwischen herausgegebenen Dokumente (z. B. die Ribbentrop-Erinnerungen) für eine im Sinne der Wahrheitsfindung nötige Korrektur auszuwerten[1].

[1] Hier wird besonders auf das im Verlag der Hochschullehrerzeitung Tübingen erschienene, in allen Einzelheiten belegte Buch »Deutsch-Englische Geheimverbindungen« von A. v. Ribbentrop hingewiesen.

– Eines geht aus den, eine bewundernswerte Beherrschung der Materie beweisenden Ausführungen Hermann Görings jedenfalls hervor, daß Göring, nicht »im Schatten« Hitlers, sondern *neben* ihm stehend, von vornherein eine problematische Rolle zugewiesen bekommen hat, daß seine Stellung als solche die Ursache für die Tragik seines Schicksals geworden ist. –

Göring, der seine Position von Jahr zu Jahr klarer erkannte, sie aber, sowohl aus Treue wie aus dem Beweggrund, zu helfen und zu retten, nicht aufgeben *konnte*, ist als eine ausgesprochen tragische Gestalt in die Geschichte dieses furchtbaren Krieges eingegangen. –

*

Vielleicht versteht der Leser jetzt eher das seelische Leid einer Frau, die täglich den Mann erlebte, in dessen Innerem sich unvorstellbare Kämpfe abspielten und ungeheuere Gewissensnöte Platz griffen, ohne daß die Frau durch ganz private Aussprachen hätte helfen können.

So entstand aus der tragischen Not des Mannes in schwer zu ertragender Einsamkeit ein Gefühl der Ohnmacht, auch ein Gefühl der Bitterkeit all den Gewalten gegenüber, den äußeren und den inneren, gegen die Hermann Göring unablässig und trotz aller Enttäuschungen bis zuletzt opferbereit angekämpft hat. –

15. KAPITEL

Der 20. Juli 1944 – Englische Flieger erschossen – Aus Görings Verteidigung in Nürnberg – Entscheidende Unterredung mit Hitler – Der Bruch – Auch Goebbels verzweifelt

Ja, es war nun klar – Hitler hatte es selbst ausgesprochen – es sollte sein Krieg allein sein!

Wir saßen aber doch alle in einem Boot?! – Das war die Überlegung, die zu keiner seelischen Befreiung führen konnte, die im Gegenteil von Monat zu Monat seelisch schwerer belastete. –

*

Ich greife in der Erinnerung an das vorletzte Kriegsjahr ein wenig voraus:

Es war im Sommer 1944, als ich am Obersalzberg in ein Geschäft ging, um etwas zu besorgen. Plötzlich kam mein Chauffeur atemlos an: »Bitte, gnädige Frau, regen Sie sich nicht auf. Ich muß Ihnen etwas melden: auf den Führer ist in Ostpreußen ein Attentat verübt worden. Er ist nur leicht verwundet. Der Herr Reichsmarschall war gottseidank nicht dabei!«

Obwohl mir gegenwärtig war, daß mein Mann an diesem Tag Mussolini für einen Besuch des Führerhauptquartiers abholen sollte, fand ich nicht eher Ruhe, bis ich meinen Mann am Apparat hatte. Mit bedrückter, dunkler Stimme sagte er: »Ich stehe jetzt hier vor den Trümmern. Es sieht entsetzlich aus. Dem Führer ist nicht viel geschehen, aber . . .« –

»Soll ich Eva Braun anrufen? Soll ich ihr irgend etwas von Adolf Hitler bestellen?« fragte ich, weil ich mir sagte, daß Eva Braun in dieser Stunde ebenso zittern müßte, wie ich um meinen Mann. – »Warte, ich rufe gleich wieder zurück«, antwortete Hermann, »ich werde Adolf Hitler fragen.«

Nach zehn Minuten kam der Anruf: Hitler wollte nicht, daß ich mich mit Eva Braun in Verbindung setzte. – –

Nach der Beisetzung der Männer, die bei diesem Attentat umgekommen waren und deren Tod uns sehr nahe ging – es war unter anderen einer der nächsten Fliegerkameraden Hermanns, der Fliegergeneral Korten dabei – unterhielt ich mich mit Hermann ausführlich über die Männer, die das Attentat durchgeführt hatten. Er sagte nur: »Ich verstehe einen Offizier nicht, der so etwas tut. Keiner kann sein Wort, das er gegeben hat, brechen.

Eines Tages hörte ich, wie mein Mann zu General Bodenschatz, der beim Attentat sehr schwere Brandwunden davongetragen hatte und diese bei uns auskurierte, bemerkte, daß die Männer des 20. Juli schwerlich Dank und Anerkennung bekommen hätten, wenn der Anschlag geglückt wäre, weil es der Feind abgelehnt haben würde, uns einen ehrenvollen Frieden zu geben. Aber selbstredend ist es müßig, über diese Möglichkeiten zu meditieren. Hier habe ich nur von meines Mannes erster Reaktion auf das Attentat zu berichten. –

»Seinen Treueid muß man halten«, das war Hermanns unumstößlicher Grundsatz, ein ethischer Satz, über den für ihn keine Diskussion möglich war. –

*

An meinem Geburtstag besuchte mich mein Mann in Berchtesgaden. Am anderen Morgen kam die überhaupt nicht zu begreifende Nachricht, daß von gefangengenommenen englischen Fliegern, die aus dem deutschen Gefangenenlager Sagan entflohen und wieder gefaßt worden wären, ein großer Teil erschossen worden sei. *So* hatte ich meinen Mann noch nie gesehen: er tobte. Immer wieder rief er verzweifelt: »Mein Gott, was wird denn nun mit *meinen* Fliegern in England, die dort in den Lagern sitzen? Ganz abgesehen davon, daß solche Taten der alten Fliegertradition, den *Feindflieger* zu respektieren, ins Gesicht schlägt! Wie konnte so etwas geschehen?! Flieger, ob deutsche oder englische, ob in Krieg oder Frieden, sie sind doch

Kameraden. Das gilt von jeher für die Luftwaffe wie für die Marine. – – Später, in Nürnberg, warf ihm das Richterkollegium vor, er hätte alles vorher genau gewußt, es handelte sich vor allem um seinen Erschießungsbefehl, den er am 24. März in der Reichskanzlei gegeben hätte! Mein Mann erwiderte darauf, daß er am 24. März nachweisbar nicht in Berlin gewesen sei, daß er sich auf einer Reise befunden habe. – Daß es an meinem Geburtstag gewesen und daß er bei mir in Berchtesgaden erschienen war, war ihm im Augenblick nicht eingefallen, so wenig ihn sonst in dieser grandiosen Verteidigung sein Gedächtnis verließ. – Aber man glaubte ihm nicht. So wenig, wie in allen anderen wesentlichen Punkten der Vernehmung durch den amerikanischen, englischen und russischen Ankläger. –

*

Ich halte es für wichtig, die hier behandelte Frage sachlich zu untermauern. Wie aus den Nürnberger Protokollen hervorgeht, fragte der deutsche Rechtsanwalt Dr. Stahmer Hermann Göring, ob er von den Vorgängen im März 1944 Kenntnis gehabt und ob er den Erschießungsbefehl gegeben habe. Es sollte sich um etwa fünfundsiebzig englische Fliegeroffiziere vom Lager Sagan gehandelt haben, von denen fünfzig auf der Flucht erschossen worden seien. Göring hat darauf eine ausführliche, ihn völlig entlastende Antwort erteilt, die in der Mitteilung gipfelte, daß er von dem Erschießungsbefehl überhaupt nichts gewußt und daß er zweitens in einer späteren ähnlichen Lage dem Führer auf das Heftigste widersprochen habe, der eine Erschießung bei so großen Lagerausbrüchen wegen Gefährdung der Sicherheit für notwendig erachtet hätte. Hitler habe ihm u. a. in größter Heftigkeit erklärt, daß ja die deutschen Flieger, die gegen Rußland flögen, auch damit rechnen müßten, dort sofort bei einer Notlandung erschlagen zu werden. Die Flieger aber, die gegen den Westen flögen, sollten hier kein besonderes Vorrecht in dieser Richtung für sich in Anspruch nehmen. Auch gegen diese harte Auffassung Hitlers hat Göring entschieden protestiert und schließlich durch den Generalstabschef das OKW

gebeten, der Luftwaffe die Lager ein für allemal abzunehmen. Er wollte nach all den vergeblichen Versuchen, hier die höchste Fairneß, wie er sie auffaßte, walten zu lassen, mit der Gefangenenfrage nichts mehr zu tun haben. – Schließlich ist in dem Nürnberger Prozeß noch zu Tage getreten, daß sogar gegen die Terrorflieger, die sogenannten Tiefflieger, gegen die die Bevölkerung mit Recht besonders aufgebracht war, kein Erschießungsbefehl, weder von Hitler noch von Göring, jemals hinausgegangen ist, so aufgebracht Hitler auch stets über die Meldungen, diese ausgesprochenen Terrorflüge betreffend, gewesen sei. Göring beharrte auf dem Standpunkt, daß solche Tiefflieger, wenn sie abgeschossen würden und in Gefangenschaft gerieten, vor ein Kriegsgericht zu stellen seien.

So sieht die Wahrheit über ein Kapitel aus, mit dem Hermann Göring in Nürnberg mit am schwersten belastet worden ist. Ja, man darf heute feststellen, daß die Indizien und unhaltbaren Anschuldigungen in diesem den Erschießungsbefehl betreffenden Fall ausschlaggebend für das spätere Todesurteil gewesen sind.

Gerade im Falle der Erschießung dieser Flieger hat sich Göring aufs Neue zur Treue dem Grundsatz gegenüber bekannt, daß im englischen Flieger unter allen Umständen ein Fliegerkamerad zu erblicken sei.

Als Frau glaube ich aus meiner Kenntnis Hermann Görings zusammenfassend sagen zu dürfen, daß sich mein Mann gegen ethische Grundsätze, die ihm an- und eingeboren waren, und gegen hohe Mannesgesinnungen nie versündigt hat, so vielen Irrtümern und Fehlern er, wie alle Menschen, sicher unterworfen gewesen ist.

*

Wie Hermann Göring über dieses Nürnberger Gericht in tiefster Verzweiflung, aber auch in unvorstellbarer Verachtung gedacht hat, erhellt aus folgendem:

Nach einem Besuch im Nürnberger Gefängnis erhielt ich einen von ihm geschriebenen Zettel, auf dem er aus dem Ge-

dächtnis Verse aus Schillers »Wallenstein« niedergeschrieben hatte, die die ganze Tragik seiner Situation, wie er sie sah und wie nur er sie sehen konnte, umreißt:

»Jetzt werden sie, was planlos oft geschehen,
Weitsehend planvoll mir zusammenknüpfen;
Und was der Zorn und was der frohe Mut
Mich sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar d'raus bereiten«. – –

*

Viel später las ich einmal meines Mannes einwandfreie Aussage in Nürnberg zum Falle der Flieger-Erschießungen. Da konnte ich ihn nicht mehr rechtfertigen – mein Mann war schon tot.

*

Trotz aller Spannungen, die in den letzten Jahren zwischen meinem Mann und Adolf Hitler immer häufiger aufkamen und sich steigerten, besuchte uns Hitler in Berchtesgaden anläßlich des sechsten Geburtstages Eddas, am 2. Juni 1944. Er beschenkte sie sehr reichlich. Im Fortgehen drehte er sich an der Tür noch einmal um, und zu meinem Manne gewandt, sprach er einen Satz aus, dessen tieferen Sinn ich bis heute noch nicht in eine Beziehung bringen kann. »Göring, Sie werden sehen, es wird der größte Sieg des Jahrhunderts, den wir jetzt erleben werden!«

Mein Mann schüttelte, als Hitler abgefahren war, fassungslos den Kopf.

Bis heute läßt mich der in diesem Satz zum Ausdruck kommende Glaube Hitlers nicht mehr los, den wir ja alle für eine Wahnvorstellung halten mußten.

Wenn man jene Monate noch einmal überdenkt, waren da freilich noch drei Momente, die bis in den Winter 1944 hinein Görings und einiger anderer Marschälle Hoffnung aufrechterhielten: erstens die damals noch begründete Überzeugung von

der Peenemünder Wunderwaffe, deren Verrat durch Feindspionage um jene Zeit noch nicht bekannt geworden war; zweitens die von Göring in Auftrag gegebenen schnellsten Flugzeuge, an denen noch im Winter 1944/1945 in unterirdischen Stollen in Thüringen fieberhaft gearbeitet wurde, und drittens ein meinen Mann und mich tief bewegendes, ja aufwühlendes Gespräch mit dem Höchstkommandierenden der Fallschirmjäger, dem Hermann nahestehenden Generaloberst Student, im Spätsommer 1944, aus dem das oben zitierte Wort Hitlers, das ihn noch sieggläubig zeigte, allenfalls noch zu verstehen wäre: ich hatte an den Generalobersten die unerlaubte Frage gestellt, ob *überhaupt noch eine Möglichkeit bestünde zu siegen,* worauf mir Student mit scharfer Betonung jedes einzelnen seiner Worte zur Antwort gab: »Wenn man jetzt alles tut, was Hitler geplant und befohlen hat, wenn alles geschieht, was von Hitler erdacht und angeordnet worden ist, ohne jedes eigenmächtige Handeln einzelner Armeeführer – – dann, – –! Ja, dann – –«.

Hat Adolf Hitler tatsächlich diese fast visionäre Gewißheit gehabt, die in seinen Augen und nach früheren Gesprächen über Moltke und andere geniale Feldherrn diese haben müssen? – Wer kann es entscheiden? Wer wird es je entscheiden? Historiker in ferner Zukunft? Noch lebende Zeitgenossen und letzte Kronzeugen? Hermann Göring, Hitler so nahe stehend, Hitler sonst so tief verstehend, hat jedenfalls bei aller Kraft, zu glauben und zu vertrauen, zu jenem Zeitpunkt die Möglichkeit zu siegen, rein verstandesmäßig nicht mehr zu sehen vermocht. Es waren in seinen Augen schon zu viele tödliche Fehler gemacht worden. – –

– Ich habe Adolf Hitler nach jenem Besuch an Eddas Geburtstag in Berchtesgaden nie wieder gesehen.

*

Wir hatten die letzte Kriegsweihnacht erlebt. Mein Mann hatte zum letzten Mal versucht, Hitler dazu zu bewegen, einen Waffenstillstand zu erreichen. Es war in der vorletzten Dezemberwoche 1944. Abends ging er zu Josef Goebbels, ihn zu

fragen, ob er bereit sei, mit ihm zu kommen und Adolf Hitler zur sofortigen Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen zu überreden. – Goebbels war einverstanden. Am nächsten Tag fand im Bunker der Reichskanzlei das entscheidende Gespräch zwischen Hitler, Goebbels und Hermann Göring statt. –

»Der Krieg ist verloren«, sagte mein Mann. »Wir müssen jetzt Verbindung mit dem Grafen Bernadotte aufnehmen, wir brauchen einen Vermittler für die Waffenstillstandsverhandlungen –«.

Hitler soll darauf getobt und von Verrat und Feigheit geschrieen haben. Es sei kein ruhiges Wort mit ihm zu reden gewesen.

Wie mir mein Mann erzählte, habe er ernst und gefaßt geantwortet:

»Mein Führer, ich bin zu Ihnen gekommen, um in aller Ruhe und aller Deutlichkeit mit Ihnen zu sprechen. Niemals würde ich etwas hinter Ihrem Rücken tun können. Ich halte mich heute und für immer an unsere Abmachungen und stehe zu Ihnen in guten und schlechten Zeiten. Aber ich wäre nicht Ihr Freund, wenn ich Ihnen die jetzige Lage nicht deutlich vor Augen führte, Ihnen nicht von meiner Sicht aus nahe brächte, wozu wir uns entschließen müssen. Wir brauchen jetzt – und zwar sofort – einen Waffenstillstand. Aber nochmals schwöre ich Ihnen, ohne Ihre Einwilligung werde ich niemals etwas unternehmen.« – Zunächst beruhigte sich Hitler etwas, sagte aber dann sehr scharf: »Ich verbiete Ihnen jeglichen Schritt in dieser Richtung. Wenn Sie trotzdem etwas unternehmen, was meinen Anordnungen widerspricht, dann muß ich Sie erschießen lassen.« – –

Nie in meinem Leben werde ich Hermanns Gesicht vergessen, als er von dieser Besprechung nach Hause kam und sie mir Wort für Wort berichtete. Nie! – –

»Es ist der Bruch«, sagte er, »es hat keinen Sinn mehr, zu einer Lagebesprechung zu gehen. Er glaubt mir nicht mehr. Er hört nicht mehr auf mich. . . .« –

»Und wenn Du es trotzdem tust?« war meine Frage nach kurzer Pause –

»Was tust? Das mit dem Waffenstillstand?«

»Ja!« –

»Und was wird dann aus Dir und Edda?«

»Denk dabei nicht an uns.«

Eine Weile schwiegen wir. Dann unterbrach ich das Schweigen: »Hermann, Du mußt wissen, was Du tun sollst!« –

Es war für ihn gänzlich undenkbar, jemals sein Treuegelöbnis zu brechen. Es fesselte ihn auch jetzt noch in dieser Stunde, in der er wußte, daß ihm Hitler nicht mehr Freund war, ihm nicht mehr, wie früher, vertraute. –

*

Am Abend des ersten Weihnachtstages 1944 kam Dr. Goebbels allein zu Besuch. Völlig niedergeschlagen, völlig ermattet, so deprimiert, wie ihn wohl noch niemals jemand gesehen hatte, ihn, der die großen Massen verzauberte, der auch jetzt noch in Wort und Schrift Millionen für den Sieg begeistern konnte. Er saß da und sagte: »Ich habe eine grauenhafte Angst, daß ich meine Kinder umbringen muß«. – – »Unsinn!« fuhr ihn mein Mann ziemlich barsch an, »das wird doch nun ganz bestimmt nicht nötig sein.« – »Meine Aufzeichnungen habe ich schon alle verbrannt«, gestand Goebbels.

»Das war doch wohl etwas zu voreilig«, meinte mein Mann fast ruhig, aber sehr bestimmt. Goebbels blickte ihn an: »Sie machen mir geradezu wieder etwas Hoffnung«. – Da mischte ich mich ein: »Sei ehrlich, Hermann, glaubst Du wirklich, daß wir diesen Krieg noch gewinnen können?« –

Hermann zögerte: »Ich weiß es nicht! Ich weiß es einfach nicht! Aber ich kann mir schlechterdings nicht vorstellen, daß wir ihn verlieren. Irgend etwas hat er bestimmt noch – ganz bestimmt . . .«

Da war er wieder, der Glaube an die Wunderwaffe, bei uns im engsten Kreis, wie draußen im Volk! Wir klammerten uns an diesen Rettungsring, den Hitler erfunden und Goebbels propagiert hatte. Und niemand in unserem Kreis konnte mit Sicherheit sagen, ob dieser »Rettungsring« auch wirklich schon hergestellt würde oder nicht.

So wie Hitler meinem Mann gegenüber mißtrauisch geworden war, stand er auch den anderen bislang so engen Vertrauten mit Mißtrauen gegenüber. Das Schlimme war, daß keiner wußte, was Hitler vor ihm geheim hielt und was nicht. – Wer weiß, vielleicht gab es die Wunderwaffe doch . . .?!

*

Wir wünschten uns ein trotz allem noch »glückhaftes Neues Jahr«, wie man es von jeher getan, wie man es sich all die Jahre davor noch voll Hoffnung gewünscht hatte. Aber an ein glückhaftes 1945 glaubten wohl nur noch wenige. Am 30. Januar 1945 soll in der Nacht ein russischer Panzer unmittelbar an Carinhall vorübergerollt sein. Am nächsten Morgen kam der Befehl Adolf Hitlers, Carinhall von Frauen und Kindern zu räumen.

Es war Zeit für uns, zu gehen, Abschied zu nehmen von dem Haus, in dem wir so glücklich gewesen. Abschied von den Menschen und den Räumen, die uns so vertraut waren. Von Hermanns Wald und seinen Tieren, die er gehegt und gepflegt hatte. Von seiner Lieblingswelt.

Kamen wir wirklich niemals mehr hierher zurück?

16. KAPITEL

Abschied von Carinhall – Letzte Begegnung mit Udet und mit Mölders und seinen Kameraden – Tod von Udet und Mölders – Beurteilung der Kriegsphasen aus Gesprächen mit Hermann – Tagebuchähnliche Aufzeichnungen – Kameraden der Luftwaffe

Am 31. Januar 1945 siedelten wir nach Berchtesgaden über. Es war mir ein unfaßbarer Gedanke, daß ich Carinhall vielleicht nie mehr wiedersehen sollte. Ich konnte es mir kaum ausdenken. Ich ließ alles an seinem Platz, nahm nicht mehr mit, als was auf einer Reise gebraucht wird. Selbst das mir liebste Bild meiner Mutter ließ ich auf dem Nachttisch stehen. Sehr schnell nahm ich Abschied von meinem Mann und Carinhall, und fuhr davon, ohne mich noch einmal umzublicken.

*

Obwohl wir wegen des Krieges in Carinhall keine größeren Gesellschaften mehr gegeben hatten, blieben es doch jedesmal unvergeßliche Stunden, wenn uns ein paar nahe Freunde besuchten. Zu ihnen zählt auch jener Tag, als mein Mann mir freudestrahlend die Nachricht überbrachte, daß einige unserer Flieger, die in Frankreich verschollen waren, und deren Rückkehr er noch kaum zu hoffen wagte, aus der Gefangenschaft befreit und auf dem Wege zu uns seien. Mölders sollte auch unter ihnen sein. Als die Männer vor mir standen, bewegte mich ihr Anblick aufs tiefste. Aus schmutzigen zerrissenen Uniformen blickten von Sorgen gezeichnete Gesichter. Sie waren nicht mutlos. Mit Humor vertrieben sie all unsere verzweifelten Gedanken; großartige Kerle. Es wurden die schönsten Stunden im Carinhall der Kriegszeit. Als mein Mann sie fragte: »Wen von Euch hat man schlecht behandelt?« berichtete Mölders: »Mich, Herr Reichsmarschall. Die Franzosen haben mich geschlagen und an-

gespuckt. Allerdings hat man jetzt einen Franzosen eingesperrt, der dabei beteiligt war.« –

Obwohl Mölders sah, daß mein Mann am ganzen Leibe vor Erregung zitterte, bat er: »Herr Reichsmarschall, lassen Sie bitte diesen Menschen frei, vielleicht hat er eine Frau oder eine Tochter oder einen Sohn bei unseren Luftangriffen verloren und war voller Haß und Verzweiflung!« –

Lange sah mein Mann Werner Mölders an. Dann entschied er: »Mölders, ich schenke Ihnen diesen Mann. Sie können bestimmen, was mit ihm geschehen soll.«

Als er Mölders' glückliches Gesicht sah, rief er einen Adjutanten. Er verlangte die sofortige Freilassung des Franzosen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, wie mein Mann Mölders und seinen Kameraden zusagte, ihren Wunsch erfüllen und sie wieder einsetzen zu wollen, obwohl sie als ehemalige Gefangene in Frankreich nun doppelt gefährdet waren. Und mein Mann fügte hinzu: »Bitte vermeidet Bombenabwürfe auf Frankreichs Kunstschätze!«

Aus diesem Ton sprach ebenso Hermanns Kunstsinn und echte Begeisterung für das, was es hier zu schonen und zu schützen galt, wie seine kameradschaftliche Verbundenheit mit seinen Fliegerhelden – denn das waren sie.

Zwischen Hermann und seinen jungen Fliegeroffizieren, von denen die meisten höchste Kriegsauszeichnungen trugen, die großenteils mein Mann im Auftrag Hitlers überreicht hatte, bestand das denkbar herzlichste Verhältnis. Die Offiziere betrachteten ihn geradezu als ihren Vater. Das kommt in einigen menschlich wertvollen und humorigen Episoden sehr schön zur Geltung.

Da steht eines Tages wieder einmal einer, soeben mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet, kaum 23 Jahre alt, vor Hermann Göring.

»So, nun gehen Sie erst einmal auf Urlaub nach dem Süden, und erholen Sie sich von Ihren Strapazen. Hier habe ich eine Fahrkarte für Sie – oder brauchen Sie zwei?«

»Jawohl, zwei, Herr Reichsmarschall!« kam es wie aus der Pistole geschossen aus dem Munde des glücklich strahlenden Offiziers.

Oder ein andermal meldet sich einer der tüchtigsten Fallschirmjäger, Hauptmann Witzig, soeben mit dem Ritterkreuz dekoriert, bei meinem Mann. Hermann schlägt ihm vor, jetzt erst einmal ein paar Wochen auszuspannen und bei ihm eine zeitlang Adjutantendienste zu tun. Dann führt er ihn vor die Tür: »Da schauen Sie sich mal diese neuen Wagen an! Der da (er zeigte auf einen nagelneuen Sportwagen) ist für Sie bestimmt. Schenk ich Ihnen!«

Der Hauptmann ist so benommen von Glück, daß er seinen Vorgesetzten nur kurz anblickt, wortlos auf den Wagen zustürzt, einsteigt und losbraust! –

Erst drei Tage später hat sich Witzig zurückgemeldet. Der Mann hatte seinen Namen verdient, und Hermann Göring blieb ihm auch weiterhin bestens gesinnt . . .

*

Hermann erzählte mir oft Begebenheiten aus den Tagen des Ersten Weltkrieges, aus denen seine ganze naturhafte Ritterlichkeit ersichtlich wird!

»Wenn ich im Luftkampf stand«, sagte mein Mann, »so war ich ein rücksichtsloser Kämpfer. Kein Pardon bis zum bitteren Ende! Aber ein Wiedersehen im Fliegerhorst mit dem besiegten Gegner ließ alles vergessen sein! Ich gab ihm die Hand und bot meine Hilfe an. Die Achtung der Menschenwürde blieb gewahrt und ließ den besiegten Gegner wieder hoffen!«

So erzählte mir Hermann auch, daß in den ersten Tagen des Zweiten Weltkrieges ein englischer Staffelführer (Murray) sich durch Fallschirmabsprung retten konnte. In einer Waldlichtung des fahrbaren Luftwaffenhauptquartiers wurde der englische Offizier dem Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe vorgeführt. Mein Mann erwiderte den Gruß des Offiziers mit Händedruck.

Um den menschlichen Kontakt zu festigen, ließ mein Mann dem Offizier sagen, daß er keine Fragen über militärische Dinge stellen werde. Er wisse, daß diese nicht beantwortet werden dürfen. Man unterhielt sich allgemein über den Krieg und über die Stimmung der Bevölkerung.

Eine abschließende Frage, ob ein Wunsch erfüllt werden könne, ließ der englische Offizier die Bitte nach Rückgabe seiner Fliegerjacke folgen. Dieser Bitte wurde entsprochen. Der nunmehrige Kriegsgefangene hatte am nächsten Tage seine Jacke zurück!

Was sollte der Fair-Play-Grundsatz beim Sport, wenn er nicht erstrecht im Kriege Geltung gewönne!

*

Sehr bald kam dann ein schwarzer Tag nach dem anderen. Ernst *Udet* hatte sich erschossen. Wie oft war er bei uns gewesen, und wie liebten wir alle seine fast knabenhafte Fröhlichkeit! Als er ungefähr acht Tage vor seinem Tode bei uns war, bemerkte ich beim Abendessen, daß er kaum einen Bissen zu sich nahm, aber auffallend viel trank. Nach dem Essen ging ich in die Küche, um ihm ein paar besonders gute Bissen zurechtzumachen und sie ihm zu bringen. Währenddessen war Udet hinausgegangen und stand allein am See. »Bitte, lieber Udet, essen Sie eine Kleinigkeit«, bat ich ihn. »Die Nerven brauchen auch ihre Nahrung«.

»Ich kann nicht, ich bringe keinen Bissen herunter. In mir ist nur noch Verzweiflung – – hätten Sie wohl ein paar Minuten Zeit für mich?«

Ich geleitete ihn in mein kleines Wohnzimmer. Zunächst bat er mich, von dem, was er mir jetzt anvertraute, dem »Eisernen« nichts zu sagen. Und als er mein besorgtes Gesicht sah, schränkte er ein: »Oder erst in 14 Tagen«. – –

»Ja, das verspreche ich Ihnen« und gab ihm die Hand darauf. Und nun kam es wie eine schwere Beichte über seine Lippen.

»Ich kann nicht mehr, gnädige Frau! Ich tue seit Monaten

nichts mehr, was mir der »Eiserne« sagt. Seitdem Amerika in den Krieg eingetreten ist, kommt mir alles völlig sinnlos vor.«

Ich begriff seine innere Not, war ich doch selbst von der Entwicklung des Krieges erschüttert. Ihn mit irgendeiner tröstlichen Redensart beruhigen zu wollen, wäre mir billig vorgekommen. So saßen wir noch eine zeitlang still beieinander, bis er aufstand: »Diese Aussprache hat mir wohl getan. Wenn Sie dies einmal dem »Eisernen« erzählen, dann bitte vergessen Sie nicht hinzuzufügen, daß ich ihm von ganzem Herzen zugetan bin.« – –

Acht Tage darauf hat er sich, zu unserer tiefsten Erschütterung, erschossen. –

Nun erst durfte ich meinem Mann die Wahrheit berichten. Ich hatte erwartet, daß er mir vorwerfen würde, ihm von der Unterredung nichts mitgeteilt zu haben. Aber er schaute mich nur an: »Ich verstehe Dich. Ein Wort muß man halten.«

*

Bei Ernst Udets Beisetzungsfeier trugen zehn Flieger den Sarg. Ich vermißte Mölders unter ihnen. Als ich später meinen Mann fragte, gab er zur Antwort, daß Mölders in Breslau sei. Das Wetter wäre zum Fliegen unmöglich. Er komme morgen. – –

Aber er kam nie mehr. – –

Er war am anderen Tag abgestürzt. Ein Mann nur wurde gerettet, der uns später alles berichtete. –

*

Als ich von Mölders Tod erfuhr, eilte ich in das Arbeitszimmer meines Mannes. Eine gute Freundin Udets, Frau Bleyle, saß gerade bei meinem Mann. Sie sprachen von Udet. Während dieses Gespräches überbrachte ein Adjutant die Nachricht von dem Absturz Mölders. Mein Mann stand totenbleich an der Wand. Ich weiß nicht, womit ich versuchte, ihn zu trösten. Jedes Wort erschien mir nichtig. Frau Bleyle, eine warmherzige

Frau, verabschiedete sich unter Tränen. »Daß das Schicksal so hart sein kann! In drei Tagen haben wir nun drei so großartige Männer verloren!«

Der Dritte war Hermanns Neffe Peter Göring. Er war zwei Tage zuvor abgestürzt.

*

Alles das war mir durch den Kopf gegangen, alles hatte ich noch einmal durchlebt, als ich von Carinhall in Richtung Berlin fuhr.

Auf dem Anhalterbahnhof in Berlin bestiegen wir den Sonderzug. In diesem nahmen wir alle Menschen mit, die in Richtung München wollten. Die Waggons waren überfüllt. Unterwegs mußten wir mehrmals, um Bombenangriffen zu entgehen, einen Umweg machen. Mit großer Verspätung kamen wir um drei Uhr früh an. Aber wir waren gesund und hatten noch ein Zuhause.

In meinem Schlafzimmer des Berchtesgadener Hauses stand ein Radio. Ich schaltete es ganz in Gedanken ein und hörte laut und deutlich: »Wir werden den Obersalzberg dem Erdboden gleichmachen, und zwar am 25. . . .«

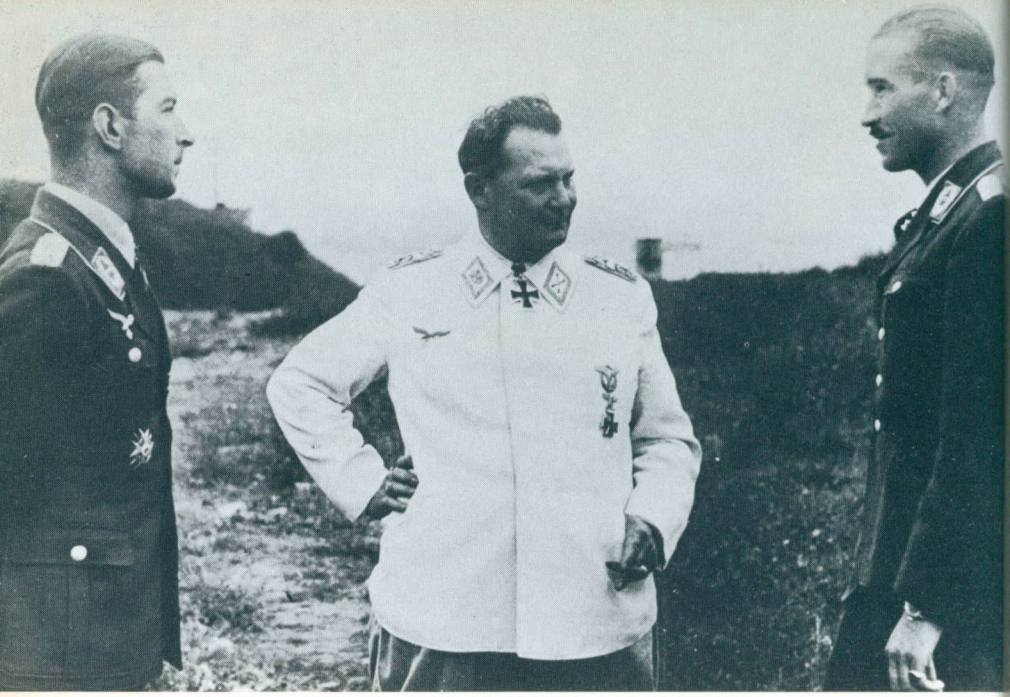
Tief erschrocken stellte ich das Radio ab. Ich hatte zum ersten Mal einen Feindsender gehört. Natürlich glaubte ich nicht anders, als daß der Feind den 25. Februar gemeint hatte. Aber er kam erst am 25. April. – –

*

Langsam zog der Frühling ins Land, früher als in den Jahren vorher. Die Wiesen waren mit gelben Primeln bedeckt. Wir kamen jedoch zu keiner richtigen Entspannung. Jeden Augenblick konnte Alarm einsetzen. In den folgenden Wochen wurde der Obersalzberg jeden Tag und jede Nacht überflogen, ein Geschehen, das uns ständig in den Bunker zwang. Salzburg wurde tagsüber eingenebelt, was mich fürchten ließ, daß die Feinde, auf die eingenebelte Stadt aufmerksam gemacht, nun erst recht Bomben werfen würden.

Hermann Göring während einer Ansprache in den Rheinmetall-Werken in Tegel am 11. 9. 1939

Hermann Göring bei einer Lagebesprechung — v. l.: Generalstabschef General der Flieger Jeschonnek, Major Dr. Gritzbach, General ·.·; rechts: Oberst Schmidt



Der Reichsmarschall mit den erfolgreichsten Jagdfliegern Major Mölders und Major Galland im Oktober 1940

Hermann Göring bei seinen Soldaten der Luftwaffe

Die Nachrichten wurden immer ernster, immer drohender. Die Russen waren nahe an Berlin heran.

Ich mußte nur immer denken: ob ich Hermann noch einmal wiedersehen würde, was um Gotteswillen wird jetzt geschehen! Weiter kamen die Gedanken nicht. Ich war wie gelähmt. Ein Abgrund öffnete sich vor mir. – –

An unserem zehnten Hochzeitstag, am 10 April 1945, erhielt ich von meinem Mann die letzte Depesche:

»Möge Gott Deutschland und uns schützen«, waren die letzten Worte aus Berlin. –

Beim Lesen dieses Telegramms beschlich mich das Gefühl, daß mein Mann wohl nicht mehr an einen auch nur erträglichen Ausgang des Krieges glaubte. – Wie hatte es nach den so siegreich verlaufenen Feldzügen der ersten Kriegsjahre so weit kommen können? – Ich habe mir diese Frage in den langen Nächten jener Zeit gestellt und habe sie immer wieder in den vielen Jahren, die seitdem verflossen sind, durchdacht, ohne zu einem Resultat zu gelangen. Bald mußte ich zu dem Schluß kommen, daß es keinen Sinn habe, sich die Zusammenhänge aus den vereinzelten Bemerkungen meines Mannes, die in den Alltagsgesprächen fast untergegangen waren, zusammenzureimen. – Es mußte Männer geben, die die Antwort wußten, Antworten, die sie nicht der Öffentlichkeit preisgeben wollten, Antworten, die man keinem Fremden gab, die man nur im kleinsten Kreise unter sich erörterte.

*

Ich habe wiederholt betont, daß mir politische Überlegungen, wie wohl den meisten Frauen, fremd sind, daß mir die hohe Politik, mindestens in meinen ersten Berliner Jahren, ein Buch mit sieben Siegeln gewesen ist. Aber was ich besitze, ist ein überdurchschnittliches Erinnerungsvermögen, die Gabe, Zwiegespräche noch nach vielen Jahren wortgetreu wiederzugeben. Diese Fähigkeit mag eine Art »Berufskrankheit« der Schauspieler sein, die von frühester Jugend an schwierige Texte größten Umfanges, oft in kürzester Zeit, auswendig lernen und über Jahre

auch behalten müssen. Mir war es, wie ich schon einmal erwähnte, gegeben, sogar den Text meines Partners auf der Bühne vollständig mit zu lernen. Diese Gabe des Gedächtnisses kommt mir hier sehr zu Hilfe. –

Aus zahlreichen Gesprächen, die ich mit den überlebenden Vertrauten meines Mannes in all den Jahren geführt habe, kann ich hier nur einige wichtige Punkte herausgreifen. Zu diesen Erinnerungen kommen auch Gespräche mit alten Freunden meines Mannes aus den letzten Jahren, die ich zu einem Teil tagebuchartig in der Voraussicht festgehalten habe, daß die Zeit einmal kommen werde, da ich für die Argumente meines Mannes gegen die Argumente Hitlers einzutreten haben würde, wenn auch nur in sehr allgemeinen Ausführungen.

*

Als Fehler der deutschen Kriegsführung erscheint sehr vielen Luftwaffenkameraden meines Mannes der Entschluß Hitlers in den Sommermonaten des Jahres 1939, die Polenfrage d. h. Danziger Frage, notfalls mit Gewalt zu lösen. Dabei soll freilich nicht vergessen werden, daß Hitler in den früheren Jahren eine vollkommen vernünftige, realistische und friedliche Lösung nicht nur für möglich gehalten, sondern Polen auch wiederholt eindringlich vor Augen geführt hat. Er war aber auf keine Gegenliebe bei den auf englische und französische Hilfe hoffenden Polen gestoßen, was ihn verständlicherweise verbittern mußte. –

Mein Mann ließ damals nichts unversucht, Adolf Hitler darauf hinzuweisen, daß die deutsche Rüstung für einen großräumigen Krieg noch nicht weit genug fortgeschritten sei, daß es unmöglich wäre, mit Polen, England und Frankreich gleichzeitig einen bewaffneten Konflikt zu riskieren.

Hitler zerstreute die Bedenken meines Mannes und seiner engsten Mitarbeiter mit dem Argument, daß es Frankreich und England nicht wagen würden, dem deutschen Reich wegen Polen den Krieg zu erklären.

*

Mit der Zeit erkannte mein Mann immer deutlicher, daß es Hitler darauf ankam, der britischen Staatsführung Chancen zu geben. Für Hitler war das englische Volk ein blut- und artverwandtes Volk ziemlich gleichen germanischen Stammes. Einen Krieg mit England bezeichnete er als eine Art Bruderkampf, auf den sich keine Seite einlassen würde. –

Viel mehr, als man es bis heute gemeinhin annimmt, war Hitler von Emotionen erfüllt, die sich vielfach einer vernünftigen Beurteilung entziehen. So war sein biologisch begründetes germanisches Rassenbewußtsein nicht etwas, das man wohl gar zur propagandistischen Bemäntelung von Eroberungsgelüsten gebrauchen könnte. – Für ihn war die Vorherrschaft der germanischen Rasse im europäischen Raum als Bollwerk gegen den Osten ein gottgewollter Auftrag, als dessen Vollstrecker er sich fühlte. Diese Idee war so tief in ihm verwurzelt, daß es in seinen Augen nur eine Frage der Zeit sein konnte, bis sich andere germanische Völker aus eigener Erkenntnis der Vollstreckung dieses Auftrags anschließen würden, ein Glaube, der ja durch bedeutsame Teilaktionen germanisch empfindender Volksteile in Norwegen, Holland, Belgien usw. und durch deren soldatische Einsatzfreudigkeit auch gerechtfertigt worden ist. –

So gesehen, paßte ein Krieg mit dem germanischen Brudervolk, den Engländern, überhaupt nicht in sein Konzept. Seine politische Umgebung, die solche Überlegungen nicht mit ihm teilte, zwang ihn natürlich dazu, sich auch mit Einzelheiten eines deutsch-englischen Krieges zu befassen. Trotzdem lebte er in dem festen Glauben seines Unterbewußtseins, daß es niemals mit England zu einem Krieg kommen könnte.

Diese sich als Fehleinschätzung der Lage erweisende Beurteilung, soweit sie das deutsch-britische Verhältnis betraf, beherrschte ihn leider auch in den kommenden Kriegsjahren. Das war nach Hermann Görings Auffassung ganz offenbar der tiefe und wahre Grund dafür, daß der Feldzug gegen England im Spätsommer 1940 unterblieb.

Aus diesem Grundfehler erklären sich, nach meines Mannes und seiner Freunde Urteil, die Fehler der nächsten Jahre. Gewiß

bleibt immer wieder zu betonen, daß es sich bei Adolf Hitler um sehr grundsätzliche, logische Erwägungen einer konstruktiven Idee handelte, die er bis ins Kleinste zu begründen wußte. –

*

Für die ganze Welt war das deutsche Verhalten bei Dünkirchen ein Rätsel. Bekannt ist, daß es Pläne der deutschen Heeresführung gab, nach denen das britische Expeditionskorps noch vor der Rückkehr nach England an der französischen Küste völlig zerschlagen werden sollte. Aber Hitler wollte aus psychologischen Gründen die Engländer nicht demütigen, um ihnen die Chance für ein noch mögliches Bündnis nicht zu verbauen.

Tatsache ist, daß die Luftwaffe meines Mannes in der Lage gewesen wäre, den Rückzug über den Kanal in einem Bombenangriff zu ersticken.

Es ist auch erwiesen, daß die Heeresführung auf Hitlers anfängliche Pläne hin ganz realistische Vorbereitungen für eine Invasion getroffen hatte, an deren Erfolg, günstiges Wetter vorausgesetzt, kaum jemand zweifelte. – Im Stabe meines Mannes rechnete man auf Grund dieser Planung damit, daß ein deutscher Brückenkopf in England nur knapp eine Woche benötigt würde, um sich so zu stabilisieren, daß von diesem aus die eigentliche Eroberung Englands hätte beginnen können. In einer angeblich sehr genauen Einschätzung des beiderseitigen Kräfteverhältnisses wurde die mögliche Feldzugsdauer in England selbst auf knapp drei Monate befristet.

Da kam mit einem Mal der Stop-Befehl von Hitler für das deutsche Heer vor dem Kessel von Dünkirchen, und dann der Befehl, nach Südosten abzuschwenken. Eine Entscheidung, die kaum ein deutscher Heerführer damals verstand; unter ihnen mein Mann. –

Vordringlichstes militärisches Ziel war für Hitler die völlige Niederwerfung Frankreichs, und danach die Erringung der totalen deutschen Luftherrschaft über England. Angesichts dieser für England militärisch aussichtslos werdenden Lage würde, wie

Hitler hoffte, die britische Regierung von sich aus die Beendigung des Kriegszustandes herbeiwünschen.

Nach Hitlers mehrfach geäußerter Meinung war das englische Volk ohnehin schon in der letzten Phase des Frankreich-Feldzuges zu einem Waffenstillstand bereit. Hitler war in jenen Monaten davon überzeugt, daß das britische Kriegskabinett neben dem Wunsch und Willen des britischen Volkes her regierte, und daß es nur eine Frage der Zeit sein könnte, bis das englische Volk von seiner Regierung Waffenstillstandsverhandlungen erzwänge. – Ganz zweifellos unterschätzte er Härte und Haß in zwei Engländern: in Churchill und in dem Deutschenhasser Lord Vansittart.

*

Von einer dieser Besprechungen mit Hitler kam ein enger Mitarbeiter meines Mannes in das Luftwaffenhauptquartier an der Küste zurück und meinte resigniert: »Es hat keinen Sinn, Hitler ignoriert einfach den Krieg mit England.«

Die durch den Zwiespalt der Ansichten entstandene Unsicherheit in der engsten Umgebung Hitlers konnte bei den Männern, die den Krieg gegen England ja trotzdem in irgend einer Form führen mußten, nur Ratlosigkeit und Verwirrung auslösen.

Auch mein Mann wurde von dieser Ratlosigkeit ergriffen. Seinem ganzen militärischen Temperament nach vertrat er natürlich auch die Auffassung, daß man nach Dünkirchen durch ein entschlossenes »Nachfassen« die englische Armee auf ihrem eigenen Boden in einem Blitzfeldzug hätte besiegen sollen. –

Er verschloß sich indessen Hitlers Argumentation nicht ganz, daß erst Frankreich niedergerungen werden müßte. Aus den Besprechungen mit Hitler aber, die er unmittelbar vor Abschluß des deutsch-französischen Waffenstillstandes führte, mußte er zu der Erkenntnis gelangen, daß Hitler auch jetzt keineswegs entschlossen war, England anzugreifen.

Wie die anderen Heerführer, hatte auch mein Mann fest geglaubt, daß nach dem Waffenstillstand mit Frankreich der

Angriff auf England beginnen würde. So schwach wie in jenen Wochen würde England nie wieder sein, und jede Stunde des Abwartens war für Deutschland ein schweres militärisches Versäumnis.

Hitler verwarf diese Argumente und war überzeugt, daß auch in England die Vernunft siegen würde und daß man innerhalb kürzester Zeit mit englischen Friedensangeboten werde rechnen können.

In dieser Deutlichkeit hat Hitler damals seinen Verzicht auf eine Invasion Englands wohl kaum einem Dritten gegenüber ausgesprochen.

*

Diejenigen Generäle, die gerüchtweise von Hitlers Anschauung hörten, hielten sie nicht für möglich. Sie ließen darum ihre Truppen Tag und Nacht auf die von ihnen selbst geplante Invasion hin trainieren. Und da sie für diese Unternehmungen die vollste Unterstützung des Führerhauptquartiers genossen, zweifelten sie bald an den Gerüchten und hielten, zumindest bis zum Winter 1940/41, den Invasionsbefehl Hitlers täglich für durchführbar.

In Gesprächen mit meinem Mann sagte Hitler, – übrigens typisch für ihn – daß ihm die auffälligen Invasionsvorbereitungen des deutschen Heeres an der Atlantikküste nur lieb seien, weil sie in England den Wunsch nach Frieden verstärken würden. –

Um nun den Friedenswillen der englischen Bevölkerung zu beschleunigen, sollte die deutsche Luftwaffe pausenlos Störangriffe auf England fliegen. Dieser Befehl, der meinen Mann direkt anging, löste bei ihm tiefe Niedergeschlagenheit aus.

Mir war ja die Anschauung meines Mannes stets gegenwärtig, *daß keine Luftwaffe allein einen Krieg gewinnen könnte.* Aus dieser ganz allgemeinen Überzeugung meines Mannes war inzwischen ein konkretes Zweifeln in einer ganz konkreten Situation erwachsen. Trotz aller Bedenken behielt Hermann Göring seinen Glauben an die höhere Weisheit und Kriegskunst Hitlers.

Wer die Überzeugungskraft Hitlers niemals selbst erlebt hat, der wird es wohl nie ganz begreifen können, daß andere erprobte militärische Fachkräfte immer wieder vor Hitlers genialen Intuitionen kapitulierten, obwohl die Realisierung dieser Intuitionen technisch oft sehr fragwürdig war. Ein hervorragender Mann, der Generaloberst Jodl, hat wiederholt seiner zustimmenden Bewunderung der intuitiven und der exakt-denkerischen Kraft Hitlers und auch seines waffentechnischen Scharfblicks Ausdruck verliehen, trotz aller seiner Kritik im einzelnen. Aber auch er ist in der späteren Zeit Hitler gegenüber in eine sehr bedrängte Lage und in Gewissenskonflikte geraten.

*

Nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand im Sommer 1940 fand die große Berliner Pressekonferenz statt. Ich entsinne mich, daß mein Mann auf dieser Adolf Hitler zum ersten Mal als den großen Feldherrn gepriesen hat. Seinen engsten, oft sehr skeptisch eingestellten Mitarbeitern gab mein Mann zu bedenken, daß Adolf Hitler doch immerhin die Anlage des Blitzkrieges gegen Polen, den überraschenden und so erfolgreichen Schlachtverlauf in Frankreich und schließlich das Norwegen-Unternehmen, mit dem er den Engländern vierundzwanzig Stunden zuvorkam, *gegen* das Fachurteil des Generalstabs und vieler Generäle durchgesetzt habe. An Hitlers scharfem strategischen wie auch taktischen Blick konnte ein gerechter Beobachter in jenen Jahren eigentlich nicht zweifeln. Mit dieser Überzeugung, so räumte auch mein Mann schließlich ein, sei wahrscheinlich Hitlers Kriegskonzept gegen England *dennoch* erfolgversprechender als irgend eine Entscheidung, welche militärische Fachleute aus rein logischen Schlüssen fällen würden. –

*

Mein Mann bekam also den Auftrag, die englische Bevölkerung mit seiner Luftwaffe »mürbe zu fliegen«. Zu jenem Zeit-

punkt des Krieges war dies der wichtigste militärische Auftrag, der Befehl, der über Krieg und Frieden entscheiden sollte.

Bei meinem Mann stellten sich aber angesichts des Rüstungsstandes erneut Zweifel ein: das Reich war rüstungstechnisch für einen großräumigen Krieg einfach noch nicht bereit. Im Sommer 1939 hatte er in diesem Sinne wiederholt gewarnt.

Was in der deutschen Luftwaffe überhaupt nur entbehrlich war, wurde jetzt zur »Schlacht um England« abkommandiert: fast gegen tausend Flugzeuge, von denen ein großer Teil für diese Einsätze technisch überhaupt noch nicht ausgerüstet war.

Zur Erlangung der Luftherrschaft hielt es mein Mann für das Wichtigste, die Flughäfen der britischen Luftwaffe nachhaltig zu zerstören.

Bereits bei den ersten Überlegungen stellte es sich aber heraus, daß den dafür vorgesehenen deutschen Kampfflugzeugen kein genügender *Jagdschutz* mitgegeben werden konnte. So perfekt die deutsche Jagdwaffe in der Wendigkeit und Feuerkraft auch war, so unbrauchbar war sie, wie mein Mann feststellte, als Schutzwaffe für *Mittelstrecken-Angriffe*.

Die deutschen Jagdflugzeuge waren zum Schutz des Reichsgebietes vor Feindflugzeugen konstruiert worden. Ihre Reichweite beschränkte sich auf die Küstenverteidigung und auf die Aufgabe, feindliche Bomberverbände vor ihren Angriffszielen in Luftkämpfen unschädlich zu machen. Die durchschnittliche Reichweite, die für solche Aufgaben erforderlich war, lag bei rund einer Flugstunde.

Die weitaus meisten und wichtigsten britischen Luftwaffenstützpunkte waren für die langsamen Kampfflugzeuge aber nicht innerhalb einer Stunde anzufliegen. Das bedeutete, daß einige langsame deutsche Bomber den größten Teil ihrer Einsätze ohne deutschen Jagdschutz fliegen mußten, und so zu einer leichten Beute für die britische Abwehr wurden.

Als mein Mann Hitler auf die technische Unterlegenheit der deutschen Bomber eindringlich hinwies, bekam er zu hören, daß der Kampfgeist der Truppe vorläufig die technischen Mängel aufwiegen müßte!

Nun, an dem Kampfgeist der deutschen Flugbesatzungen bei der Schlacht um England hat es keineswegs gefehlt. Es waren dies die Wochen, in denen die berühmten deutschen Lufthelden wie Mölders und Galland sozusagen »geboren« wurden. Die unter Verschleiß der letzten körperlichen Kräfte errungenen Luftsiege dieser Männer über dem Kanal trugen entscheidend mit dazu bei, daß in Deutschland ein völlig falsches Bild über diese Luftschlachten entstand. Über die hier berührten Zusammenhänge gibt das hervorragende Buch Gallands die beste Auskunft[1]. Es mußte so aussehen, als hätte unsere Luftwaffe den Himmel von England freigekämpft und der endgültige Sieg sei nur noch eine Frage von Tagen. In Wirklichkeit war genau das Gegenteil der Fall. – Zunächst gelang den Engländern etwas, was in der deutschen Führung kein Mensch für möglich gehalten hätte: sie zauberten zwei Staffeln »Spitfires« irgendwoher, die das ganze Kräfteverhältnis über den Haufen warfen. Diese vergleichsweise wenigen Maschinen, mit denen die deutsche Kriegsführung nicht gerechnet hatte, waren es, die bereits in der ersten Phase der Luftschlacht ihre Wendung zugunsten Englands gegeben haben.

Ursprünglich war man in dem Stab meines Mannes der Ansicht gewesen, mit der deutschen Jagdwaffe die britischen Jäger im Raum des Kanals in schweren Luftkämpfen zu binden, wodurch die deutschen Kampfflugzeuge bei ihren Operationen gegen die Insel selbst relativ unbelästigt bleiben würden. Aber nur zwei zusätzliche Staffeln englischer Jäger sorgten dafür, daß dieses ganze Konzept nicht mehr stimmte. Trotz der erbitterten Luftkämpfe zwischen beiden Küsten konnten die Engländer genau so viele Jäger freimachen, die nötig waren, um die deutschen Kampfflugzeuge empfindlich zu stören und von ihren beabsichtigen Zielen abzudrängen. Eine Vernichtung der britischen Luftwaffe zum Teil über dem Kanal und zum anderen Teil auf ihren Einsatzhäfen wurde somit unmöglich.

*

[1] Adolf Gollard: »Die Ersten und die Letzten, die Jagdflieger im Zweiten Weltkrieg«, Verlag Franz Schneekluth, Darmstadt 1953.

Während ganz Deutschland noch begeistert die Abschüsse der populären Jagdhelden feierte, sah mein Mann, daß die Schlacht um England *so* nicht zu gewinnen war. Das war seine täglich zu hörende Klage, das war auch der Gegenstand zahlloser Besprechungen mit seinen Stäben.

*

Am Anfang der Luftschlacht um England stand die Feststellung, daß die deutsche Luftwaffe nicht genügend ausgebildete Piloten für ein Unternehmen dieses Umfanges zur Verfügung hatte. Von den ersten Septembertagen des Jahres 1940 an mußten die verfügbaren Besatzungen deshalb ständig die Grenze ihres physischen Leistungsvermögens überschreiten. Dazu kam nun die zusätzliche Belastung der außerordentlich hohen Verlustziffern, die zwangsläufig zu schweren Depressionen bei der Luftwaffe führten.

Mein Mann hatte die Überzeugung gewonnen, die Luftschlacht um England mit den gegebenen Mitteln nicht siegreich beenden zu können; und so besprach er noch einmal mit Hitler die Möglichkeit einer Invasion Englands durch das Heer. –

Die englischen Verteidigungsbemühungen waren inzwischen nicht ohne Erfolg geblieben. Die Aussichten auf einen erfolgreichen Blitzkrieg auf englischen Boden waren in den ersten Monaten des Jahres 1941 wesentlich schlechter als unmittelbar nach Dünkirchen. Trotzdem waren andererseits die Aussichten auf eine erfolgreiche Invasion jetzt in jedem Fall noch besser als zu jedem denkbaren späteren Zeitpunkt.

Trotzdem war Hitler nicht für den entscheidenden Schlag zu gewinnen. Diesmal hatte er eine andere Begründung dafür, die mein Mann Wort für Wort zu Papier gebracht hat. –

»Wenn wir England angreifen, dann flieht die britische Regierung nach Kanada oder nach den Vereinigten Staaten. Was ist damit gewonnen? Der Krieg geht trotzdem weiter. Selbst wenn es uns gelingt, England sehr rasch zu besetzen, dann haben wir weiter nichts als eine strategisch ziemlich wertlose

Situation, in der Millionen Menschen ernährt werden müssen«. – (Ein praktischer Gedanke, der zweifellos ein wichtiges Problem traf. d. Verf.) – »Mit der Besetzung Englands ist der Krieg gegen England nicht beendet, das müssen wir uns vor Augen halten. Wir gewinnen nur neue Feinde dazu, die Kanada und die USA gegen uns mobilisieren werden. An diese Lösung können wir später einmal denken, wenn wir die Grundlage für die Ernährung eines von Deutschland beherrschten Kontinents in den Händen haben – –.« Soweit Hitlers Argument. –

Zweifellos dachte er bei diesen Äußerungen bereits an seine Pläne zur Niederwerfung Rußlands. Hier schien ihm plötzlich der Schlüssel für eine großräumige Lösung der europäischen Frage zu liegen. Er ging davon aus, die gewaltigen Rohstoff- und Ernährungsquellen Rußlands durch einen Blitzfeldzug in seinen Besitz zu bringen, und damit Deutschland wirklich in die Lage zu versetzen, Europa ernähren zu können, ein Europa der Vaterländer mit dominierenden germanischen Bestandteilen. Vor diesem zweifellos kühnen Gedanken schrumpften für ihn alle anderen aktuellen Probleme zur Bedeutungslosigkeit zusammen. – Der Krieg gegen England war bei diesen Überlegungen etwas, was sich eines Tages von selbst erledigen würde. Noch immer rechnete er damit, daß England bei weiteren deutschen Erfolgen von sich aus kapitulieren würde. Er glaubte wohl auch – wie einige seiner Äußerungen vermuten lassen – daß sich England bei einem Krieg gegen Rußland auf die Seite Deutschlands schlagen würde. Und gerade das war in meines Mannes Augen Hitlers bedenklichster Trugschluß.

*

Genau zu dem Zeitpunkt, zu dem sich das Kriegsglück ohnehin den Engländern zuneigte, kam der italienische Verbündete in Afrika in Bedrängnis. Und wieder war es in meines Mannes Augen eine wesentlich emotionelle Entscheidung Hitlers, die der Luftwaffe an der Kanalküste zuwiderlief.

»In selbstverständlicher Erfüllung unserer Bündnispflichten« verfügte Hitler die Verlagerung starker deutscher Luftwaffen-

verbände nach Sizilien. Durch pausenlose Angriffe auf die britische Mittelmeer-Basis Malta sollte den in Nordafrika kämpfenden Italienern der Himmel von britischen Flugzeugen freigehalten werden. Die damit verursachte Schwächung der Verbände an der Kanalküste ließ die Luftschlacht um England von deutscher Seite aus zusammenbrechen. Nachdem die Chance versäumt war, England sofort nach Dünkirchen durch das deutsche Heer niederzuwerfen, war nun offenbar auch die Chance vertan, mit der Luftwaffe England zu besiegen.

*

Aus all den Erfahrungen, die mein Mann während dieser Monate gemacht hatte, zog er zunächst eine Konsequenz, die ihm als unbedingt notwendig erschien: Deutschland brauchte ein schnelleres, beweglicheres *Kampfflugzeug*, das sich gegen feindliche Jäger selbst wehren konnte.

Die bestechendsten Pläne kamen von Junkers, der Herstellerin der berühmten Stukas. Aber es gab damals im Ministerium meines Mannes schon eine ganze Reihe von Fachleuten, die die Entwürfe des Werkes für unausführbar hielten.

Andererseits hatte Junkers mit seinen Stukas doch einen Typ herausgebracht, dessen tatsächliche Flugeigenschaften von Fachleuten später als ein »Wunder« bezeichnet worden waren. Und in dieser Situation mußte so etwas wie ein »Wunderflugzeug« noch einmal geboren werden.

Junkers erhielt also seinen Auftrag für die JU 88, einen zweimotorigen Sturzkampfbomber. Bald aber mußten Hermann Göring und sein Stab erkennen, daß sie eine Unglücksmaschine war. Notwendigste Änderungen und Umkonstruktionen zogen sich immer mehr in die Länge. Wertvolle Monate wurden vertan. Monate, in denen England eine Bomberflotte aufbaute, die sich bald über Deutschland die Luftherrschaft erkämpfte. Erkämpfen *konnte*, weil zu Gunsten der JU 88 in Deutschland die Herstellung von genügend Jagdflugzeugen vernachlässigt worden war.

Nun erschien Adolf Hitler wahrscheinlich der Rußlandfeldzug als die einzige Möglichkeit, schnell an neue Rohstoffe zu gelangen.

Die Tatsache, daß es im ersten Winter dieses Feldzuges nicht gelang, Moskau zu erobern und die russischen Armeen zu zerschlagen, besiegelte schon im Winter 1941/42 das Schicksal Deutschlands.

Hinterher läßt sich dies freilich leicht feststellen. Man vergleicht den Ablauf der Geschichte und entdeckt den entscheidenden Punkt der Wende. Aber in der Situation selbst hat man naturgemäß noch nicht den Abstand.

*

Zum ersten Mal war nicht alles nach Plan verlaufen, zum ersten Mal hatte es eine Stockung gegeben. War das ein Grund, aufzuhören, die Waffen hinzuwerfen, sich geschlagen zu geben? Wie viel verzweifelter war die englische Situation ein Jahr zuvor gewesen! Und hatten da die Engländer kapituliert?

Das waren ebenso Adolf Hitlers Erwägungen wie die seiner engsten Vertrauten, zu denen Hermann Göring, trotz aller seiner Bedenken, in Treue und in der Überzeugung stand, daß Hitlers Genialität weiter sähe.

In der Führungsspitze herrschte in der Tat die Gewißheit, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Aber es traten vorher nicht zu erkennende Schwierigkeiten und unerwartete Ereignisse ein.

Dazu gehörte u. a. der japanische Angriff auf den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbour. Und es kam zur Kriegserklärung an die USA.

Meines Mannes alter Freund Ernst Udet sagte damals kurz vor seinem Freitod in meiner Gegenwart zu Hermann: »Das bricht nun Deutschland den Hals.«

Aber Hermann Göring vertrat den Standpunkt, daß man als führender Offizier das Schiff nicht im Sturm verlassen dürfte. Es widersprach seinem soldatischen Wesen, den einmal begonnenen Kampf plötzlich zu beenden.

Seine Position im Führerhauptquartier wurde, wie ich schon mehrfach betonen mußte, immer schlechter. Immer seltener holte sich Hitler seinen Rat. In der engsten Umgebung des Führers war nun die Stunde der bedingungslosen Ja-Sager gekommen. Kritiker und Zweifler wie mein Mann wurden Hitler zusehends lästiger.

Übersah Hitler, daß dieser Krieg schon lange nicht mehr allein von Menschen, sondern zu einem hohen Grad von Material entschieden wurde?

Wer kann darauf eine ausreichende Antwort geben? Wer kennt die geheimnisvollen Zusammenhänge auf den Gebieten der Spionage und des Verrats drinnen und draußen genau, über die in den letzten Jahren vernichtende Tatsachen aufgedeckt worden sind? Wenn aber Verrat am Werk gewesen, war er dann nicht wenigstens mitbestimmend für den Weg abwärts!? Wem in der Gegenwart steht die überragende Fähigkeit zu Gebote, das letzte Urteil zu fällen, und wer hat immer noch den Mut, zu verurteilen?

Das bleibt die große offene Frage unserer Zeit. Einer Zeit, deren entsetzlichen Kriegsereignisse in Vietnam und deren unlösbar scheinenden Konflikte zwischen den Arabern und Israels und damit erneut zwischen den Großmächten dieser Erde in der Vorstellung aller Menschen schon über die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges hinauswachsen und aufs neue die Menschheit belehren, daß die Welt aus noch so vielen Kriegen nicht klüger geworden ist und nicht klüger werden wird.

17. KAPITEL

Letzte Zuflucht Obersalzberg – Bericht von Hitlers letzter Lagebesprechung – Das Funkschreiben Görings an Hitler – Schwere Folgen für Hermann und seine Familie – Der Reichsmarschall von SS verhaftet – Bomben auf den Obersalzberg – Tod Adolf Hitlers – Auf Schloß Mauterndorf unter SS-Bewachung

Es war der 21. April 1945. Es regnete Bindfäden, so daß man von den Bergen kaum etwas sehen konnte. Ein trüber, ein dunkler Tag. Immer wieder gingen meine Gedanken nach Berlin: ob Hermann wohl noch einmal zu uns kommen könnte, ob wir ihn überhaupt noch einmal sehen würden? – Ich wußte doch, daß er täglich an die Ostfront fuhr. Wie nahe war diese jetzt an Carinhall herangerückt!

*

Allmählich wurde es Abend, und ich hatte Edda schon zu Bett gebracht. Plötzlich stürzte meine Schwester freudestrahlend herein: »Hermann kommt!« – Ich war so eingesponnen in meine trüben Gedanken, daß ich von dem Wagen nichts gemerkt hatte. Oder hatte ich ihn durch das Rauschen des Regengusses nicht gehört? Ich sprang auf und lief meinem Mann in die Arme. Wie unsagbar glücklich ich in diesem Augenblick war, kann ich niemandem sagen. Ich fühlte mich beschützt und eingehüllt von der Liebe dieses Mannes. –

Wir gingen zunächst zu Edda. Wie ausgelassen war sie vor Freude, als sie ihren Papa wiedersah! Unvergeßliche Minuten – aber auch nur Minuten! Am Gesicht meines Mannes konnte ich ablesen, wie ernst alles stand. Er berichtete kurz, wie er von Berlin mit seinen Adjutanten und Angestellten bis Berchtesgaden, also durch ganz Deutschland, gefahren sei, vorbei an Tiefffliegern, brennenden Häusern und zerschossenen Autos, ohne daß einer seiner Leute getroffen worden sei. –

Adolf Hitler hatte ihn gebeten, zum Obersalzberg zu fahren. Er selbst wollte nachkommen.

»Hofft er denn noch immer?« fragte ich ängstlich, und mein Mann zuckte mit einem müden Gesicht die Achseln. Er murmelte etwas, kaum zu verstehen, von einer Armee Wenk und deren Versuch, Berlin von den Russen freizukämpfen! – Es war ein so verzweifelter Ausdruck in seinen Augen, daß ich nichts mehr fragen konnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Das Wetter hatte sich aufgehellt. Aber ganz plötzlich fing es an zu schneien, so anhaltend und stark, als ob wir mitten im Winter wären. Am Abend verabschiedete sich mein Mann von mir mit den Worten: »Ich muß morgen früh dienstlich nach Linz fahren und komme spät am Abend oder Dienstag Früh zurück.« –

Aber es sollte ganz anders kommen. –

*

Am nächsten Morgen, es war der 23. April, kam mein Mann zu mir ins Schlafzimmer. Ich war überrascht, weil ich angenommen hatte, daß er schon in aller Frühe abgefahren sei. Ich hatte in der Nacht kein Auge zugetan und war erst gegen Morgen in einen festen Schlaf gefallen. Im Gesicht meines Mannes konnte ich lesen, daß sich etwas Entscheidendes ereignet hatte. Er war totenblaß, aber seine Züge zeigten eine ungeheure Energie. Sehr gefaßt berichtete er, daß am frühen Morgen von seinem Generalstabschef der Luftwaffe, General Koller, ein Funkspruch gekommen sei (telefonieren und depeschieren von Berlin aus konnte man nicht mehr). Er bat in diesem Spruch, mein Mann möge nicht wegfahren; er, Koller, käme im Flugzeug und brächte wichtige Nachrichten aus Berlin. – Koller kam alsbald und berichtete:

Zum ersten Mal habe Hitler bei der letzten Lagebesprechung zugegeben, daß der Krieg verloren sei. Auf die Frage der Generäle, was sie jetzt unternehmen sollten, habe er geantwortet: »Wenden Sie sich an den Reichsmarschall, er solle mit den Feinden verhandeln, das kann er besser als ich.« Darauf

Hermann Göring mit Adolf Hitler zu Beginn des Jahres 1945 bei der Übermittlung der Neujahrsglückwünsche

Das Haus Hermann Görings in Berchtesgaden vor und nach dem Angriff

habe General Koller an Adolf Hitler die Frage gestellt, ob er das dem Reichsmarschall mitteilen könnte. Adolf Hitler bejahte es, gab aber keinerlei Vollmachten mit. –

Mein Mann schickte nun zu Dr. Lammers, dem Reichsminister der Reichskanzlei, einem hervorragenden Juristen und untadeligen Beamten der Reichsspitze. Er war unten in Berchtesgaden und kam sofort herauf. Die Frage meines Mannes an ihn, ob das Testament noch so laute, wie er es seinerzeit von Adolf Hitler erhalten habe, bejahte Lammers. Mein Mann konnte ja vermuten, daß Hitler das Testament inzwischen abgeändert habe, schon allein im Hinblick auf die starke Spannung zwischen ihm und Hitler, die in den letzten zwei Jahren so fühlbar geworden war. – Unter keinen Umständen wollte mein Mann jetzt ohne schriftlichen Befehl irgend einen Schritt unternehmen. Er schickte deshalb das folgende Funkschreiben an Adolf Hitler:

»Mein Führer! Sind Sie einverstanden, daß ich nach Ihrem Entschluß, in der Festung Berlin zu verbleiben, gemäß Ihres Erlasses vom 29. Juni 1941, als Ihr Stellvertreter sofort die Gesamtführung des Reiches übernehme, mit voller Handlungsfreiheit nach innen und außen? – Falls bis 22 Uhr keine Antwort erfolgt, nehme ich an, daß Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind. Ich werde dann die Voraussetzungen Ihres Erlasses als gegeben ansehen und zum Wohle von Volk und Vaterland handeln.

Was ich in diesen schwersten Stunden meines Lebens für Sie empfinde, wissen Sie, und kann ich durch Worte nicht ausdrücken. Gott schütze Sie und lasse Sie trotz allem baldmöglichst hierherkommen.

Ihr getreuer Hermann Göring.« –

»Minister Lammers bat mich dann«, so berichtete mir mein Mann weiter, »ich sollte die dem Führer gemachte Fristsetzung weglassen und handeln. Ich ließ mich aber darauf nicht ein und wies Lammers darauf hin, daß ja die Funkverbindung mit Berlin jeden Augenblick völlig unterbrochen sein könnte und ihm ohne eine Fristsetzung künftige Entschließungen Adolf Hitlers stark erschwert sein würden!« –

Erregt ging mein Mann im Zimmer auf und ab, während er mir dies alles auseinandersetzte. Mit bitterem Hohn und in tiefster Verzweiflung kam es jetzt über seine Lippen: »Nun endlich soll ich Deutschland in die Hand bekommen, nun, wo alles zerschlagen und zu spät ist! Hätte der Führer mir nicht im Dezember die Vollmacht geben können, zu verhandeln? Wie dringend habe ich ihn damals darum gebeten!« Dann richtete er sich plötzlich auf: »Aber vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät. Alles, was ich nur irgendwie erreichen kann, will ich versuchen, damit Deutschland keinen schmachvollen Frieden schließen muß. Vielleicht hole ich doch noch erträgliche Bedingungen heraus.« –

Sowie er die zustimmende Antwort in Händen hätte, so nahm er sich vor, wollte er sich bemühen, mit Churchill, Eisenhower und Truman in Verbindung zu treten. – Er kam auf mich zu, packte mich mit beiden Händen und fragte: »Emmy, wenn man Deutschland noch einen ehrenhaften Frieden gibt, aber mich ablehnt, weil meine Rolle im Dritten Reich zu groß war und man, nach dem Rezept am Ende des Ersten Weltkrieges, meine und vielleicht auch Deine Auslieferung verlangt, bist Du dann bereit, alles, aber auch alles für Deutschland zu tragen?«

Da gab es für mich kein Überlegen: »Ja, Hermann!«

»Dieses Ja wollte ich hören«, sagte er. »Und nun will ich handeln, sowie die Antwort eintrifft.« –

*

Die Stunden schlichen nur so dahin. Wir warteten auf Adolf Hitlers Antwort. Ich schaute aus dem Fenster. Auf dem kleinen Hügel vor unserem Haus stand ein Posten. Es schneite immerzu, und der Posten stand bewegungslos. Es sah für mich alles unwirklich aus. Plötzlich hatte ich das Gefühl zu träumen. Alles um mich her konnte nicht Wirklichkeit sein. Das nicht, was ich gehört hatte, und das nicht, was ich sah. Ich brauchte eine ganze Zeit, um dieses Gefühl abzuschütteln. – Wie oft hat mich später dieses Gefühl verwirrt! Auch als ich mir längst klar war, daß das Geschehen um mich, um uns alle, kein Traum, sondern die nackte Wirklichkeit war.

Gegen fünf Uhr nachmittags kam die Antwort Adolf Hitlers: »Befehl vom 29. 6. 1941 ist außer Kraft durch meine besondere Verfügung. Meine Handlungsfreiheit steht außer Frage. Ich verbiete jede Aktion in der von Ihnen angedeuteten Richtung. Adolf Hitler.« –

Die ersten Wirkungen waren niederschmetternd. Wir konnten das furchtbare Ereignis dieses Telegramms einfach nicht fassen. Was war in Berlin inzwischen geschehen, daß Hitler wieder alles selbst in die Hand genommen hatte? – – Wir saßen stundenlang beieinander, als plötzlich einer unserer Angestellten hereinstürzte und rief: »Herr Reichsmarschall, draußen steht die SS und will Sie verhaften!« Mein Mann lächelte ihn ungläubig an, erhob sich und ging in sein Arbeitszimmer. Ich folgte ihm. Da sah er mich ganz groß und fest an: »Mach Dir doch keine Sorgen, das muß ein Mißverständnis sein! Das *kann* nur ein Mißverständnis sein!«

Bewaffnete SS-Männer traten ein. Sie forderten mich auf, in mein Zimmer zu gehen. Da saß ich nun und war wie gelähmt. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Zum zweiten Mal an diesem Tag, und diesmal noch stärker, zwang sich mir der Gedanke auf: das träumst du jetzt alles, wie einen Alptraum. –

Es vergingen ungefähr zwanzig Minuten. Ich hielt es in meinem Zimmer nicht mehr aus und wollte zu meinem Mann hinübergehen. Aber vor der Tür seines Arbeitszimmers stand ein bewaffneter SS-Mann: ich dürfte nicht hinein! – Nach ungefähr einer Stunde kam Hermann und ging mit mir und unseren Angehörigen zum Abendbrottisch. Um uns herum stand die SS. Unnötig zu sagen, daß keiner von uns einen Bissen herunterbrachte. Wir waren aber doch wenigstens beisammen. Ich saß gerade so, daß ich auf das Bild Adolf Hitlers, das im Eßzimmer hing, blicken mußte. Ich konnte es nicht mehr ansehen. Am nächsten Tag wurde es von Bomben vernichtet.

Nach dem Abendessen trennten wir uns und gingen schlafen. Ich durfte nicht mehr mit meinem Mann sprechen. Die Wachen standen vor unseren Türen. Kurz vorher war unser technischer

Inspektor gekommen, um mir zu bedeuten, daß er unten bei den Wagen schlafen könnte. Es gäbe eine Möglichkeit für ihn, in der Nacht zu einem Luftwaffenregiment zu fahren und Hilfe für uns zu holen.

Ich machte ihm klar, daß ich erst mit meinem Manne sprechen müßte. Auf meine Bitten ließ mich die SS-Wache für ein paar Minuten zu ihm. Hermann lachte mich bei meinem Vorschlag aus: »Das ist doch alles völlig unmöglich und ist ja auch gar nicht nötig. Du wirst sehen, es wird sich morgen alles aufklären. Hier liegt ein trostloses Mißverständnis vor. Schlaf jetzt bitte ganz ruhig, ich will es auch versuchen.« Und dann schaute er mich ernst an: »Hast Du wirklich einen Augenblick geglaubt, daß es Adolf Hitler gewesen sei, der mich heute verhaften ließ? Mich, einen Mann, der ihm dreiundzwanzig Jahre durch dick und dünn die Treue gehalten hat? Glaub mir, ich ahne, wer den Haftbefehl gegeben hat!« – –

Merkwürdigerweise gaben mir seine Worte nicht die geringste Beruhigung. Unserem besorgten Inspektor teilte ich die Antwort meines Mannes mit. Sodann legte ich mich angezogen aufs Bett. In Gedanken redete ich ununterbrochen mit Adolf Hitler, als müßte ich mit ihm abrechnen. Aus meiner noch abwartenden Haltung ihm gegenüber war Ablehnung und Haß erwachsen. Wer meinen Mann so behandelte, verlor meine Achtung und die letzte Zuneigung.

Die Nacht verging. Die kleine Edda merkte gottseidank überhaupt nicht, was um uns herum vorging. »Warum sind eigentlich so viele Soldaten bei uns im Haus?« fragte sie einmal. – »Die Kaserne ist kaputt, deshalb sind sie bei uns untergebracht«, erklärte ich ihr. Da war sie augenblicklich zufrieden. –

Unser Mittagessen aßen wir alle zusammen unter SS-Bewachung. Danach wurde mein Mann wieder auf sein Zimmer geführt. Ein älterer SS-Mann kam auf mich zu und sagte leise unter Tränen: »Nehmen Sie bitte Abschied von Ihrem Mann, Sie werden von jetzt ab völlig getrennt und dürfen nicht mehr miteinander sprechen.« Ich ging zu Hermann und spürte, daß auch er jetzt den bitteren Ernst der Lage fühlte. Nach ein paar Mi-

nuten mußte ich ihn verlassen. Ich hatte das Gefühl einer völligen Ohnmacht. – Auch dieser Tag verging und wieder legte ich mich angekleidet aufs Bett.

Morgens um 6 Uhr klopfte es leise an meine Tür. Es war ein SS-Mann, ein Arzt, den ich von früher kannte. »Gehen Sie schnell zu Ihrem Mann«, sagte er, »ich habe jetzt eine Stunde allein Wache. Ich rufe Sie, bevor ich abgelöst werde!« – – Ich ging sogleich hinauf. – »Weiß Edda irgend etwas?« fragte mein Mann, und als ich ihn beruhigte, war er sehr froh. Wir hielten uns fest an den Händen; und ein paarmal murmelte er gequält vor sich hin: »Das kann doch einfach nicht möglich sein, es *kann* einfach nicht möglich sein.« – –

Zu rasch war diese Stunde vorbei, und ich mußte wieder zurück in mein Zimmer gehen. In der selben Sekunde kam Alarm – Höchstalarm, und im gleichen Augenblick fiel auch schon die erste Bombe. Ich rannte in Eddas Zimmer. Aber da kam auch schon ihre Erzieherin und lief mit dem Kind in den Keller. Erst wollte ich mitgehen, dann blieb ich auf halbem Wege stehen und rief nach meinem Mann. Ich bekam keine Antwort. Ich lief hinauf. Es fielen mehrere Bomben. Hermann stand ruhig in seinem Zimmer, rasierte sich, sah mich an und sagte: »Bleib' Du bitte bei Eddalein –; ich gehe nicht in den Keller.« Erst als ich ihm erklärte, daß ich dann bei ihm bleiben würde, ging er mit mir. Uns entgegen kam ein SS-Mann: er dürfe uns nicht in den Bunker lassen, wir sollten vielmehr in den Hauskeller gehen! Edda und Hermanns Adjutanten seien auch schon dort. Unsere übrigen Angehörigen und Angestellten hatte man in den Luftschutzbunker geschickt, der vollkommen bombensicher war. Diesen Bunker hatte einst Martin Bormann bauen lassen. Er war ungefähr zu Dreiviertel fertig. So stiegen wir denn in unseren Hauskeller hinunter. Schwere Bomben fielen. Die Tür des Hauskellers war schon durch den Bombendruck verbogen und ließ sich nicht mehr schließen. Ich habe schon früher betont, daß ich mich vor Bomben wie vor Gewittern stets gefürchtet habe. Aber in diesem Augenblick war mir der Bombenlärm gleichgültig, noch gleichgültiger als damals kurz vor der Einfahrt

in den Anhalter Bahnhof in Berlin und auf der anschließenden Fahrt an der Seite meines Mannes durch die verdunkelte Reichshauptstadt. –

Die arme Edda zitterte am ganzen Körper: »Gell, Papa, das ist aber heute ein richtiger Angriff!« Mein Mann nahm sie auf den Schoß: »Ja, mein Eddalein, das ist ein richtiger Angriff, aber Du mußt Dich gar nicht fürchten, wir sind ja bei Dir.« Sie umarmte ihren Papa ganz fest und wurde ruhiger.

Hermann sah mit einem Blick nach oben, und ich wußte, was in ihm vorging. Ich dachte dasselbe: Herrgott, nun schick einen Volltreffer und laß das alles vorbei sein! Diese grausame Enttäuschung werden wir innerlich ja doch niemals überwinden! – Wir hörten die Bomben um uns herum einschlagen, aber keine wollte zu uns. Später sahen wir einmal, daß eine einzige Bombe ein Loch von 20 m Breite bei 8 m Tiefe gerissen hatte. –

Plötzlich stand ein SS-Mann vor meinem Mann: »Sie dürfen nicht bei Ihrer Frau und Ihrem Kind sitzen, auch nicht mit ihnen sprechen!« Hermann sah ihn von oben bis unten lächelnd an. Mir blieb nichts anderes übrig, als an meine Stirn zu tippen, um ihm zu bedeuten, daß ich ihn nicht für ganz normal hielte! In demselben Augenblick fielen so viele Bomben, daß das Licht erlosch und man kein Wort mehr verstehen konnte. –

Dann war auf einmal alles vorbei und es wurde still. Nach ein paar Minuten kam ein höherer SS-Führer und erklärte, daß wir jetzt auch in den großen Bunker gehen dürften. Der lag zwar gleichfalls in völligem Dunkel, war aber doch geräumiger und sicherer.

Unsere Angehörigen und meine Zofe kamen uns schon auf der dunklen Treppe entgegen, überglücklich, daß wir noch lebten. – Kurz nach unserem Eintreffen im Bunker setzte ein zweiter Angriff ein. Er dauerte ungefähr zwanzig Minuten, und dann war für diesmal alles vorbei.

Ich hatte seit längerer Zeit Lebensmittel und Kleidungsstücke in den Bunker schaffen lassen. Auch Kerzen, die wir nun anzündeten. Da in dem Bunker noch keine Entlüftung eingebaut

und also zu wenig Sauerstoff vorhanden war, brannten die dürftigen Kerzen nur schwach. –

Am Nachmittag wurde uns – nicht meinem Manne – erlaubt, in unser von Bomben getroffenes Haus zu gehen, um ein paar Sachen, die noch heil waren, herauszuholen. Der Obersalzberg sah furchtbar aus! Als ob er völlig umgepflügt wäre! Wir hatten vor ein paar Jahren viele kleine Obstbäume gepflanzt und gehofft, in diesem Sommer Obst zu ernten. Aber auch nicht *ein* Baum stand mehr. Alles war entwurzelt und vernichtet. Meine Nichte stand bei mir, sah zu den Bergen hinüber, legte mir liebevoll den Arm um die Schultern: »Nun sei mal ruhig, Tante Emmy, den Watzmann, den können sie nun doch nicht zerschlagen!« Ich verstand sie sofort. Es ist eigenartig, wie oft ich diese Worte später in meinem Ohr nachklingen hörte, wenn es ganz schlimm um uns stand. Nein, die Berge konnten sie nicht zerschlagen und auch nicht unsere unvergleichlichen deutschen Landschaften, von dieser Bergkette bis hinunter an die Nord- und an die Ostsee! Und unsere Seele auch nicht. Und ebensowenig unsere Liebe zueinander. Nichts, was uns von Gott kam. –

Größte Sorgen machte ich mir um die anderen Bewohner des Obersalzbergs: waren sehr viele verletzt? Um mir Gewißheit zu verschaffen, bat ich die SS, unserem Arzt eine Nachforschung in den Häusern zu gestatten, damit den Verwundeten eine erste Hilfe zuteil würde. Die Bitte wurde mir strikt abgeschlagen. – Unfaßlich! –

Endlich gingen wir in unser zerbombtes Haus zurück. Zuerst versuchte ich, zum Eingang zu gelangen, wo vorher noch Hüte, Mäntel und Schals gehangen hatten. Ich hätte so gern einen besonderen Schal gerettet! Edda hatte mit ihren kleinen Fingerchen für ihren Papa zu Weihnachten einen langen und breiten mausgrauen Schal gestrickt. Sie hatte viel Zeit darauf verwandt. Hermann hat ihn dann immer getragen, sogar zur weißen Uniform. Ich weiß noch, wie sein Adjutant einmal kritisierte: »Herr Reichsmarschall, das paßt aber gar nicht zusammen, das sieht wirklich nicht gut aus.« – »Was sieht das nicht?« hatte er gefragt. »Der Schal ist von meiner Edda, verstehen Sie? Sie hat

ihn mir mit sechs Jahren gestrickt.« Das war ein so »typischer Hermann«, dessen Argumente der Adjutant augenblicklich verstand. Hermann hatte sich damals so herzlich über den Schal gefreut und trug ihn darum täglich. Nun wollte ich ihn retten, aber Bombensplitter hatten ihn zerrissen. –

Meine Zofe Elsa war mit großer Mühe in mein Schlafzimmer geklettert – die Treppen waren zerstört – und hatte mir meine eingeklemmte Steppdecke aus den Trümmern gezogen. Dann holten wir die noch vorhandenen Matratzen und versuchten, mit denselben im Bunker ein Notquartier zu errichten. Als wir dorthin zurückkamen, spielte sich eine unvergeßliche Szene ab:

Edda war bekanntlich Adolf Hitlers Patenkind. Sie hatte ihn als Kind in ihr kleines Herz geschlossen. Nun hatte sie in diesen Tagen zweifellos aus dem Munde unserer Hausangestellten einige abfällige Bemerkungen über Hitler vernommen. Da stellte sie sich plötzlich höchst energisch vor Schwester Christa auf und sagte: »Ich will nicht hören, daß Ihr auf meinen Patenonkel schimpft! – Sage mir, Schwester Christa, wen hast Du lieber, Onkel Adolf oder meinen Papa?« – Mit sehr großem Nachdruck antwortete Schwester Christa: »Deinen Papa!« – »Nein, bitte, hab' den Onkel Adolf auch lieb!« bat sie. – »Nein, ich mag ihn nicht mehr leiden, er hat Deinem Papa Unrecht angetan«, antwortete Schwester Christa. – »Der kann doch meinem Papa kein Unrecht tun, Papa hat ihn doch auch lieb!«

Mit diesen Worten kam Edda zu mir gelaufen und wollte von mir wissen, wieso ihr Patenonkel ihrem Papa Unrecht täte. Ich versprach ihr, es ihr später allein genau zu erzählen. Hier in diesem Bunker, wo alle zuhörten, ginge das nicht. – Edda gab sich damit zufrieden. – Um uns herum standen SS-Männer. Von ihnen kam einer auf mich zu und meinte: »Na, das hätte eben der Führer hören sollen! Und der läßt ausgerechnet Ihren Mann verhaften, weil er argwöhnt, daß er ihm die Treue gebrochen und mit dem Ausland wegen des Friedens verhandelt habe!«.

*

Nun wußte ich zum ersten Mal genau, warum mein Mann verhaftet worden war. Und alles in mir empörte sich. Hatte Adolf Hitler denn meinem Mann, der die verkörperte Treue war, wirklich zutrauen können, daß er mit dem Ausland aus irgend einem persönlichen Motiv, etwa des Ehrgeizes, verhandelte? – Ach! wie oft habe ich später gedacht: hätte er es doch nur getan! – aber er in seiner unbedingten Treue hätte es nie im Leben fertiggebracht, sei es Deutschland oder Adolf Hitler oder seiner Familie gegenüber! Treu war und blieb er bis zum letzten Augenblick. –

*

Ein Standartenführer namens Frank kam und meldete meinem Mann, es sei ein Funkspruch vom Führer folgenden Inhalts eingetroffen:

In Anbetracht der großen Verdienste des Reichsmarschalls wolle ihn der Führer nicht zum Tode verurteilen. Er hätte ihm aber alle Ämter abgenommen und ihn aus der Partei gestoßen. Der Führer würde dem deutschen Volk mitteilen, daß sich der Reichsmarschall aus gesundheitlichen Gründen habe zurückziehen müssen.

*

Mein Mann saß lange da wie in einer Lethargie. Dann las er den Funkspruch wieder und wieder. Nach einiger Zeit schüttelte er nur schwer den Kopf. – – Es war mir unmöglich, ihn anzusprechen. – Am nächsten Tag rief mein Mann den Zahnarzt der SS, Dr. Post, und bat ihn, folgenden Funkspruch an den Führer zu senden: »Wenn Adolf Hitler mich für treulos hält, dann soll er mich erschießen lassen. Aber er soll meine Familie und die Menschen, die bei uns sind, endlich in Freiheit setzen.« Dr. Post ging. Ich folgte ihm und hielt ihn auf. »Dr. Post, Sie sehen meinen Mann in grenzenloser Verzweiflung darüber, daß Adolf Hitler ihm Treulosigkeit zutraut. Er hat jetzt in allergrößter Erregung gesprochen. Bitte, warten Sie mit diesem Funkspruch noch ein paar Tage!«

»O nein,« antwortete er, »ich habe das Wort eines Mannes gehört; ich werde diesen Funkspruch durchgeben.«

»Gut, Herr Dr. Post, dann bitte ich Sie, von mir etwas hinzuzufügen! Hören Sie zu: Im Jahre 1935, auf meiner Hochzeit gratulierte mir als Erster Adolf Hitler. Dabei sagte er mir – ich höre noch seine Worte – ›Wenn Sie einmal eine persönliche Sorge haben, dann kommen Sie zu mir. Ich werde immer für Sie da sein und Ihnen helfen.‹ – Dr. Post, ich bin noch nie mit einem Wunsche zu Adolf Hitler gekommen. Heute bitte ich Sie, fügen Sie dem Funkspruch das Folgende hinzu: ›Wenn Adolf Hitler es für möglich hält, daß mein Mann ihm die Treue nicht gehalten habe, dann möchte er Edda und mich miterschießen lassen.‹

Nach ein paar Stunden kam – es wurde alles immer unfaßlicher – die Antwort:

Ja, wir Hochverräter seien zu erschießen, und mit uns alle Menschen, die sich bei uns befänden. – –

Bei dem Wort ›Hochverräter‹ brach es aus meinem Mann hervor: »Von Hochverrat kann ja wirklich auch nicht im Entferntesten die Rede sein, auch nicht von versuchtem Hochverrat. Ich habe nichts anderes getan als beim Führer angefragt, ob er die Voraussetzung der Urkunde vom 29. 6. 1941 noch für gegeben halte. Denn dann ermächtigte mich die Urkunde doch geradezu, die Stellvertretung des Führers zu übernehmen, falls dieser, wenn auch nur vorübergehend, an der Ausübung seiner Ämter verhindert sein sollte. Die Meldung, die mir General Koller über den Zusammenbruch gab, war eine durchaus berechtigte Grundlage für meine Anfrage beim Führer.« –

Nach einer ganzen Weile fuhr Hermann langsam und bedächtig fort: »Aber ich glaube, daß der persönliche Referent des Reichsleiters Martin Bormann, Senatspräsident Dr. Müller, einen Satz mit durchgegeben hat, *den ich aus dem Funkspruch an den Führer vom 23. April sofort wieder gestrichen hatte.* Er lautete: ›Ich werde sofort versuchen, Verhandlungen mit den Westmächten wegen Abschluß eines Waffenstillstandsvertrages aufzunehmen.‹«. Und Hermann folgerte: »Da dieser Funk-

spruch durch Bormanns Apparate ging, muß ich annehmen, daß dieser von mir gestrichene Satz, von dem ich fürchten mußte, daß ihn der Führer womöglich falsch verstehen würde, absichtlich mitgefunkt worden ist. Und selbst *dann* könnte Hitler mir unter gar keinen Umständen Hochverrat vorwerfen.« –

Frank hörte sich Hermanns Worte an und teilte dann den Rest des Führerfunkspruchs mit, der dahin lautete: daß von dieser Erschießung nur Robert, der Diener meines Mannes, Christa, unsere Krankenschwester, und Elsa, meine Zofe, ausgenommen sein sollten. – –

Jetzt erlebte ich so etwas Erschütterndes, daß ich heute noch mit den Tränen kämpfen muß, wenn sich mir diese Szene wieder vor die Augen drängt. Diese drei Menschen standen einen Augenblick fassungslos da, und dann kam es wie aus einem Munde: »Nein, wenn der Reichsmarschall, seine Frau und sein Kind erschossen werden, dann wollen wir auch nicht mehr leben, dann soll man uns *mit* erschießen!» –

Mein Mann stand ganz still, aber gefaßt. In seinen Augen standen Tränen. »Siehst Du«, sagte er erschüttert, »dafür lohnt es sich zu leben. Es gibt noch Treue in der Welt.« – Übrigens stand in diesem Funkspruch noch, daß wir erst, wenn Berlin gefallen sei, erschossen werden sollten. –

Nach einigen Minuten wandte ich mich an den Standartenführer Frank, der diesem Befehl hätte Folge leisten müssen. Ich gab ihm zu bedenken, ob mein Mann denn auf einen Funkspruch hin, der doch eigentlich eine Art anonymes Schreiben sei, erschossen werden dürfte. Wie leicht könnte in der verworrenen Situation in der Reichskanzlei irgend jemand einen Funkspruch absenden. Es war für mich in keiner Weise erwiesen, ob der Funkspruch wirklich von Adolf Hitler stammte.

Der Standartenführer wurde merklich unsicher, bekräftigte aber dann, daß er gegebenenfalls diesem Befehl gehorchen müßte.

*

Von dieser Minute an zerquälte ich mich, was ich, um gotteswillen, Edda von der jetzt möglich gewordenen Vollstreckung

dieses grausigen Befehls sagen sollte. Und wieder beschlich mich das Gefühl der Unwirklichkeit. Nicht ihr Patenonkel, sondern ein Despot drohte sie erschießen zu lassen. Jetzt war die Welt für mich aus den Fugen. War Adolf Hitler krank oder, was mir wahrscheinlicher war, wollte da jemand meinen Mann aus dem Wege räumen?

Es kamen unvorstellbar schwere, ja fürchterliche Stunden und Nächte. Immer, wenn ich hörte, daß ein SS-Mann zu meinem Mann ging, zuckte der Gedanke in mir auf: »Nun ist es soweit!« – Und in all diesen qualvollen Tagen und Stunden spielte Edda vergnügt und unbeschwert, und wir alle versuchten, ihr ein frohes Gesicht zu zeigen.

An einem der folgenden Abende erklärte uns Standartenführer Frank, daß wir hier weggebracht werden müßten. – Die Luft war kaum noch zu ertragen, frische Luftzufuhr gab es nicht, und in dieser Situation die vielen verängsteten Menschen! Frank schlug uns vor, uns nach Schloß Klessheim bei Salzburg zu bringen.

»Mein Gott«, sagte mein Mann, als uns Frank verlassen hatte, »in diesem Schloß habe ich Mussolini das letzte Mal als Duce des Faschismus im April 1943 gesehen! Bei ihm war damals der neuernannte Chef des Großen Italienischen Generalstabs, General Ambrosio. Nach der Abendtafel hatte ich mit diesem eine wichtige Unterhaltung. Ich werde seine Ansicht nie vergessen, daß es ihm unmöglich schien, Rußland zu besiegen. Mussolini sei zu diesem Zweck nach Klessheim gekommen, um mit dem Osten einen Kompromißfrieden abzuschließen. – Von diesem Tage an war es mir klar, daß wir mit Italien nicht mehr ernsthaft rechnen könnten und auf jede Eventualität gefaßt sein müßten. Du weißt, Emmy, daß mir dann wenige Wochen später der 25. Juli Recht gab.«

Während noch mein Mann sprach, meldete sich der Standartenführer Frank, um uns mitzuteilen, daß wir nun doch nicht nach Klessheim, sondern nach Mauterndorf in Österreich verlegt werden müßten.

Mauterndorf ist ein altes Schloß im Lungau. Mein Mann hatte hier als Junge seine Sommerferien Jahre hindurch verlebt und das Schloß später geerbt. Ich muß sagen, daß ich es haßte. In seinen dicken Wänden war es eiskalt. In den vielen Gängen und Wendeltreppen fand ich mich nie zurecht. Außerdem war es mir entsetzlich unheimlich, weil alle Angehörigen meines Mannes und er selbst erzählt hatten, daß es in dem Schloß spukte. Ich weiß sehr wohl, wie lächerlich das erscheint, aber ich kam nun einmal nicht darüber hinweg, erst recht nicht bei der neuerlichen seelischen Belastung jener schaudervollen Tage. Ein älterer SS-Mann kam und flüsterte mir zu, ich sollte unter keinen Umständen darauf eingehen, daß im ersten Wagen mein Mann mit Bewachung, im zweiten ich und im dritten mein Kind fahren sollte. Ich stellte darauf sofort das Kommando und erklärte, wir würden diesen Bunker niemals verlassen, wenn wir nicht alle drei zusammen in einem Wagen fahren dürften. Nach langem Hin und Her wurde uns diese Forderung endlich bewilligt.

Bald darauf wurden unsere Adjutanten, ferner unsere Freunde Philipp Bouhler und Frau, meine Sekretärin und meine Ida ins Gefängnis nach Salzburg gebracht. Sie durften nicht mit uns kommen. Das gab einen schweren Abschied. Als letzte gingen die Adjutanten. Mein Mann umarmte sie wie seine Söhne, bedankte sich bei ihnen und überreichte jedem noch ein Andenken. Bevor sie den Raum verließen, sagte unser Adjutant Bernd von Brauchitsch, der zehn Jahre ständig bei uns gewesen war: »Herr Reichsmarschall, wir halten Ihnen die Treue bis zum letzten Augenblick.« Dabei liefen ihm die Tränen übers Gesicht. Dann verließ er zusammen mit den anderen den Bunker. Es war, als ob uns Stücke vom Herzen gerissen würden. Wie nahe hatten uns alle diese Menschen gestanden! Viele Jahre hatten wir freundschaftlich miteinander gelebt und in einer einzigartigen Kameradschaft gearbeitet.

*

Als wir in Mauterndorf ankamen und endlich wieder frische Luft atmen konnten, fand ich plötzlich das Schloß, wenn nicht schön, so doch erträglich. Ich war ehrlich froh, daß wir nun hier sein konnten. Wir blieben bis zum 8. Mai auf dem Schloß. Jeden Abend, wenn ich mein Kind schlafen legte, quälte mich der eine Gedanke, ob wir die Nacht noch überleben sollten.

Eines Morgens erzählte mir meine Schwester, daß sie in aller Frühe mit meiner Nichte Roswitha einen Gang entdeckt hätte, der vom Schloß unterirdisch auf die Straße des Dorfes führe. Sie beide seien ungehindert auf den Marktplatz von Mauterndorf gekommen, und zweifellos sei der Gang der SS nicht bekannt und darum auch nicht von ihr bewacht. Am Ausgang dieses geheimnisvollen Gangs hätten sie einen Oberleutnant der Luftwaffe getroffen und dem alles berichtet, was uns inzwischen geschehen sei. Der hätte sie freilich sehr mißtrauisch angesehen und ihnen nicht geglaubt.

Meine Schwester und Roswitha baten mich nun, mit ihnen zu kommen, uns bei dem Offizier auszuweisen und dem alles selbst zu schildern. Natürlich ging ich sofort mit. Inzwischen war noch ein Hauptmann der Luftwaffe hinzugekommen. Nach einem längeren Gespräch folgten mir beide Offiziere auf dem gleichen Weg ins Schloß. Dort erklärten die Luftwaffenoffiziere den SS-Männern in aller Deutlichkeit, daß sie auf keinen Fall dem Erschießungsbefehl nachkommen dürften. Draußen wären ein paar tausend Männer von der Luftwaffe, die sofort eingreifen würden. Die SS-Männer erklärten sich einverstanden. Natürlich hatten sie keine Ahnung davon, daß draußen auch nicht ein einziger Luftwaffensoldat stand.

Zwei höhere SS-Chargen, die uns nach Mauterndorf begleitet hatten und zur Bewachung bei uns geblieben waren, Hallmann und Krause mit Namen, erklärten sich ebenfalls einverstanden, das Todesurteil nicht zu vollstrecken. –

*

Am 1. Mai gegen Abend kam durch das Radio die Nachricht, daß Adolf Hitler tot sei. –

18. KAPITEL

Ereignisse und Schritte nach Hitlers Tod – Göring aus SS-Haft befreit – Görings erste Begegnung mit amerikanischem General – Unter Eisenhowers Geleitschutz – Zugesagte Unterredung mit Eisenhower unterbleibt – Hermann von Kontaktnahme mit amerikanischen Generälen nicht zurückgekehrt – Erste Gerüchte und Nachrichten aus Nürnberg – Ins Zuchthaus Straubing.

Ich hatte mich an diesem Abend früh hingelegt. Mein Herz und meine Ischiasbeschwerden machten mir zu schaffen. Etwas später am Abend, ich war noch nicht eingeschlafen, trat mein Mann an mein Bett und sagte:

»Adolf Hitler ist tot.«

– – ist tot! –

Es war plötzlich wie eine unheimliche Ruhe um uns. Jetzt mußt Du etwas sagen, dachte ich ganz intensiv. Du mußt jetzt helfen! Aber in mir war alles wie ausgebrannt. Nach langer Zeit stöhnte mein Mann immer und immer wieder dieselben Worte hervor: »Und jetzt kann ich mich nicht mehr rechtfertigen; ich kann ihm nie mehr ins Gesicht sagen, daß er mir Unrecht getan hat, und daß ich ihm treu war.«

Immer und immer wieder kamen dieselben Worte. Worte innerster Verzweiflung, geistig-seelischer Ohnmacht. –

Einen Augenblick schien mir sein Zustand so bedenklich, daß ich fürchten mußte, er verlöre den Verstand. Alles um mich her fing an, sich zu drehen. Aus meiner grenzenlosen Hilflosigkeit rief ich ihm zu: »Hermann, verzeih, daß ich jetzt von mir spreche, aber es geht mir nicht gut, ich habe starke Herzschmerzen.« Ich hatte nur instinktiv den Wunsch, ihn abzulenken und auch in der Tat das richtige Wort gefunden. »Ich hole unseren Arzt!« rief er und wollte das Zimmer verlassen. Aber als ich ihn bat, ganz ruhig bei mir zu bleiben, merkte ich, daß alle Sorgen, Angst und Liebe nur noch bei mir waren und der

Kummer über all das Unrecht, das ihm von Hitlers Seite geschehen war, und die Verzweiflung darüber, daß er sich nicht mehr rechtfertigen konnte, für eine Zeitlang unterdrückt waren. Voller Liebe und Besorgnis saß er an meinem Bett, und als es mir nach einiger Zeit etwas besser ging, war auch er ein wenig stiller und ruhiger geworden.

Keiner von uns hat diese Nacht vergessen können. Am 7. Mai erschien plötzlich ein Herr Mühlmann aus Berlin und brachte meinem Mann die Nachricht, daß wir alle frei seien. Jetzt war es zu spät. Jetzt war das Ende da.

Mein Mann beauftragte zwei seiner Adjutanten, die inzwischen mit unseren Freunden und Angestellten aus dem Salzburger Gefängnis zurückgekehrt waren, einen Brief über eine amerikanische Kommandostelle an General Eisenhower zu übermitteln.

Er bat in diesem Brief um eine Unterredung. Immer noch wollte er versuchen, einen ehrenvollen Frieden zu erreichen. Ein völlig besetztes Deutschland, so erklärte er mir, sei auch für den Feind nicht gut. Er wollte Eisenhower davon überzeugen und glaubte fest, daß ihm das gelingen würde.

Einer der beiden Adjutanten kam zurück und meldete, daß wir nach Bruck bei Zell am See fahren sollten, wo uns ein amerikanische General erwartete.

Es waren für meinen Mann grauenhafte Tage gewesen. Immer hatte er gehofft, für Deutschland noch etwas tun zu können. Als dann durchs Radio die Nachricht kam, daß sich das Deutsche Reich auf die unabänderliche Forderung der Feindmächte auf Gnade und Ungnade dem Feinde ausgeliefert habe, brach er fast zusammen: »Mein Gott, warum kann ich nicht da sein! Warum kann ich nicht die Feinde überzeugen, daß es dahin nie hätte kommen dürfen!« Am meisten litt er unter der Untätigkeit und Hilflosigkeit, zu denen er verdammt war. Endlich, am 8. Mai, fuhren wir von Mauterndorf ab. Im Lungau lag noch tiefer Schnee. Plötzlich hörten wir ein wahnsinniges Maschinengewehrfeuer. Schon dachten wir, die Amerikaner kä-

men uns entgegen und schössen. Statt dessen waren es deutsche Soldaten, die in den Bergen ihre letzte Munition verschossen. –

Als wir nach stundenlanger Fahrt endlich in Radstadt ankamen, sahen wir ganze Regimenter der Luftwaffe uns entgegenkommen. Einer der ersten Offiziere erkannte meinen Mann sofort und rief wie erlöst: »Hermann! Gott sei Dank, er lebt ja! Was hat man denn für einen Unsinn im Radio erzählt.« In kurzer Zeit waren unsere Wagen umringt, und mein Mann erzählte allen, was vorgefallen war und was er nun zu tun beabsichtige, falls man ihn noch dazu kommen ließe.

»Vielleicht wird jetzt doch noch alles besser, als wir glauben, Hermann, Du mußt uns helfen!« riefen sie alle durcheinander. Er wie ich waren tief bewegt. Aber was konnte er jetzt noch tun. – – ?

Niedergeschlagen fuhren wir weiter. Plötzlich packte der Fahrer meinen Mann am Arm: »Herr Reichsmarschall, die Amerikaner kommen!«

Der amerikanische General war uns entgegengefahren, ließ jetzt seinen Wagen halten und stieg aus. Auch wir verließen unseren Wagen. Der General war ein großer älterer Herr, der sich als Stack vorstellte und meinem Mann die Hand gab. Stack, dachte ich, sicherlich ein Amerikaner deutscher Herkunft, wie Eisenhower und viele andere Amerikaner!

Es war ein schlimmer Augenblick für uns alle, am peinlichsten für meinen Mann. Der General war taktvoll. Er hatte einen Dolmetscher bei sich, und wenn auch mein Mann perfekt Englisch sprach, so ließ er sich doch jedes Wort übersetzen. Jedes Wort war wichtig.

General Stack teilte meinem Mann mit, er habe mit General Eisenhower telefonisch gesprochen und ihm gesagt, daß mein Mann ihm einen Brief geschrieben hätte, und General Eisenhower habe sich bereit erklärt, meinen Mann zu empfangen. Er solle am nächstfolgenden Tag zu ihm kommen. Wir alle ständen unter Eisenhowers Schutz. Vorläufig sollten wir im Schloß Fischhorn in Bruck bei Zell am See bleiben, bis man wüßte, ob das Haus meines Mannes, Burg Veldenstein, noch stünde.

Gegebenenfalls könnten wir alle dort hin übersiedeln. In dem Telefongespräch mit Stack habe Eisenhower meinem Mann sein Ehrenwort gegeben, daß ihm freies Geleit für den Hin- und Rückweg zugesichert sei. –

Wir atmeten auf. Als wir weiterfuhren, äußerte Hermann seine Hoffnung, jetzt doch noch etwas für Deutschland tun zu können.

Gegen Abend kamen wir im Fischhorn an. Im zweiten Stock dieser Villa waren für uns ein paar Zimmer bereitgestellt worden. Den ersten und dritten Stock bewohnten amerikanische Soldaten und Offiziere.

General Stack hatte uns zum Abendbrot eingeladen. Hermann ging mit ihm hinunter ins amerikanische Stockwerk. Ich hatte nur das eine Bedürfnis, mich hinzulegen.

Ich bettete Edda auf eine Couch und deckte sie zu. Dann wollte ich, wie geistesabwesend, die Fenster verdunkeln. Wir hatten es doch all die Jahre so selbstverständlich im Griff, daß wir, bevor wir Licht machten, verdunkelten. In diesem Augenblick trat ein amerikanischer Soldat herein: »Du nicht brauch dunkel zu machen! Krieg aus!«

Ich werde es keinem Menschen je erklären können, was in diesem Augenblick in mir vorging, welche Empfindungen diese Worte ›Krieg aus‹, in mir ausgelöst haben. Jahrelang hatte man auf diesen Augenblick gewartet. Und nun war es soweit. Wohl wußte ich, daß nach diesem Friedensschluß für Deutschland eine böse, sehr böse Zeit kommen würde. Aber das Wort ›der Krieg ist aus‹, entfachte in mir einen solchen Aufruhr von Gefühlen, daß ich unter strömenden Tränen still Gott dankte. Ja, der Krieg war aus, aber unter welch entsetzlichen Umständen! Gewiß, jetzt wird nicht mehr gemordet, jetzt wird niemand mehr verwundet, jetzt fallen keine Bomben mehr! Sicher, ich wußte, daß dieser Krieg einmal zu Ende gehen mußte, einmal, ja – – und nun waren die Empfindungen so übermächtig, daß man mit Herz und Mund nur immer ein »Gott, ich danke Dir«, stammeln konnte.

Spät in der Nacht kam mein Mann und teilte mir mit,

daß er am anderen Morgen mit dem General Stack frühstücken werde, um dann für ein paar Tage wegzufahren. Was auch immer geschehen möchte, zurück zu mir müßte man ihn ja noch einmal gehen lassen. Er las die Zweifel in meinen Augen. Die Zweifel und die Angst. Für Deutschland, so dachte ich in dieser Minute, mag der Krieg jetzt aus sein. Für uns aber ist er es bestimmt noch nicht. Was konnte alles noch mit meinem Mann geschehen! –

Er beruhigte mich zwar: »Sieh, freies Geleit hat mir General Eisenhower durch General Stack ehrenwörtlich zugesagt.« Am 9. Mai früh hieß es von Hermann Abschied zu nehmen. »Werde nicht mutlos, wenn es ein paar Tage länger dauern sollte!« – »Es ist gut, Hermann«, erwiderte ich, »und das sollst Du wissen, ich bin immer bei Dir, und solang Du lebst, werde ich leben, ich laß Dich keinen Augenblick allein.«

»Ja, das weiß ich!« Damit ging er zur Tür.

Er drehte sich noch einmal um: »Ich habe eigentlich ein gutes Gefühl, Emmy, Du nicht?«

»Doch, doch«, rief ich. Aber ich hatte kein gutes Gefühl. – Hermann wollte nicht, daß ich mit hinunter zum Wagen ginge, und so stand ich am Fenster, sah ihn einsteigen, mir zuwinken und abfahren. – –

Er ist nicht mehr zurückgekommen und ich habe ihn nie mehr in Freiheit gesehen.

Lange Zeit stand ich am Fenster, Als ich mich endlich hinsetzte und über mein Haar strich, fiel plötzlich mein rechter Arm bewegungslos in den Schoß. Dazu stellten sich grausame Schmerzen ein. Die Diagnose des Arztes: eine Nervenlähmung! – Es hat fast zwei Jahre gedauert, bis ich den Arm wieder wie früher bewegen konnte.

Mein Kind kam zu mir ins Zimmer, als ich mich gerade niedergelegt hatte. Sie setzte sich auf mein Bett und wollte wissen, wann ihr Papa wiederkäme. »In ein paar Tagen, Edda-

lein«, gab ich zur Antwort. Da war sie beruhigt. Plötzlich sah sie mich sehr ernst an und fragte: »Mutti, ist es wahr, ist der Krieg endlich zu Ende?« – »Ja, er ist zu Ende.« – »Haben wir ihn gewonnen?« – »Nein, Edda, wir haben ihn verloren.« – »Ach, das möchte ich aber gar nicht!« – »Nein, Edda, das möchten wir alle auch gar nicht, es ist ganz furchtbar, aber es ist so.« – »Wird es uns nun schlecht gehen?« – »Ja, besonders gut wird es uns gewiß nicht gehen, Edda. Aber Du mußt, was auch jetzt kommt, mit großer Tapferkeit hinnehmen. Ich bin ja immer bei Dir.« – »Ja, Mutti, ich verspreche Dir tapfer zu sein. Aber ich hätte es so viel lieber, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Werden die Deutschen jetzt leiden müssen?« – »Ja, mein Spatz, und das ist es, was Papa und mir am meisten weh tut.« Nach einer kleinen Weile sagte das Kind: »Ach, es ist schön, Muttilein, daß Du mir immer die Wahrheit sagst. Alle anderen reden nur immer so drumherum.« –

»Ja, mein Kind, ich will Dir immer und in allem die Wahrheit sagen, auch wenn sie nicht leicht zu ertragen ist. Aber alles, was Du mich fragst, werde ich Dir wahrheitsgemäß beantworten.«

Sie umarmte mich ganz fest, und wir blieben lange still so liegen.

Zwei Wochen vergingen und mein Mann war immer noch nicht zurück. Wir hatten in diesen Tagen viele Unannehmlichkeiten. Täglich kamen amerikanische Offiziere, um Haussuchungen durchzuführen. Unsere amerikanische Bewachung führte die Offiziere durch die Zimmer, und ich wurde ständig gefragt, wo sich hier in diesem Haus die Safes befänden! Da ich immer nur antworten konnte: »Ich weiß es nicht, wir sind hier in diesem Hause selber fremd«, wurde ich jedesmal äußerst mißtrauisch von der Seite angeguckt.

Eine Tages kam ein amerikanischer General und ordnete an, sofort die Zimmer zu räumen. Nach langem Hin und Her durften wir aber schließlich doch noch bleiben.

Plötzlich fragte er mich nach dem Aufenthalt Eva Brauns.

Als ich ihm erklärte, daß ich keine Ahnung hätte, wo sich Eva Braun befinde, ja, daß ich Eva Braun noch nie in meinem Leben mit Bewußtsein gesehen und gesprochen hätte, musterte er mich von oben bis unten mit einem Ausdruck, der verriet, daß er meine Antwort für eine Lüge hielt. – Die Aufklärung kam für mich zu spät: am Vormittag desselben Tages hatte sich das folgende zugetragen: eine Schülerin meiner Freundin, die in Berlin eine Schauspielschule leitete, hieß Fräulein Braun. Und dieses Fräulein Braun befand sich gerade in Bruck und hatte natürlich gehört, daß ich auch da sei. Sie war morgens angekommen und wollte wissen, ob ich irgend etwas benötigte und ob sie mir irgend wie behilflich sein könnte, und hatte bei der amerikanischen Wache auch gebeten, bei mir vorgelassen zu werden. Es wurde ihr abgelehnt. Der Offizier der Wache hatte selbstverständlich angenommen, daß es sich um Fräulein Eva Braun handelte!

Diese Begebenheit hatte man daraufhin dem amerikanischen General mitgeteilt, der nun naturgemäß annehmen mußte, daß ich ihn angelogen hätte.

Sehr erregt und zornig hatte er sich erhoben und ohne Gruß das Zimmer verlassen. Die Sache war mir äußerst peinlich. Ich war ganz verstört, daß jemand, dem ich nach bestem Gewissen die Wahrheit gesagt, diese für eine Lüge erklärte. Des Nachts bei ruhigem Überlegen mußte ich dem Mann eigentlich Recht geben. Es war uns ja allen stets unverständlich geblieben, warum Hitler vermieden hatte, Fräulein Eva Braun mir vorzustellen. Um wieviel schwieriger mußte es erst für einen Ausländer sein, dies zu begreifen. –

Am 2. Juni war Eddas Geburtstag. Sie wurde sieben Jahre alt. Ich hatte noch ein paar kleine Sachen, die ich ihr schenken konnte. Aber unsere Gedanken waren nur bei meinem Mann. Ein paar Tage vorher hatten die Amerikaner unseren Freund, den Reichsleiter Bouhler abgeholt, der sich bei uns befand; seine Frau Heli, nahe am Verzweifeln, blieb zurück. Am Nachmittag von Eddas Geburtstag bekam ich heftige Schmerzen im Arm und dazu noch einen sehr schweren Ischiasanfall, so daß

ich mich sofort hinlegen mußte. Anderentags meldete mir unser Arzt, der noch bei mir war, daß sich am Abend zuvor um 22 Uhr Frau Bouhler aus dem 4. Stock gestürzt habe und auf der Stelle tot gewesen sei. Die Amerikaner hätten sie bereits abgeholt und begraben. Es war für uns alle unbegreiflich. Wir konnten es zuerst nicht fassen. Alles um uns her sah so schwarz aus. Schwarze Gedanken krochen an einen heran, vorm Schlafen und beim Erwachen.

Mit einem Mal mußte ich erkennen, wie weit man mit Versprechungen kommt. Ich hatte Edda fest versprochen, ihr stets die Wahrheit zu sagen. Das war mir jetzt völlig unmöglich. Es wäre für das Kind zuviel gewesen, diesen Todessprung unserer Freundin zu begreifen. Natürlich fragte Edda am nächsten Tag, wo denn die Tante Heli sei. Ich antwortete ihr, daß sie zu ihrem Mann gegangen sei und ahnte dabei nicht, daß ich unfreiwillig die Wahrheit gesagt hatte, denn bald darauf erfuhr ich, daß sich der Reichsleiter Bouhler an dem Tag, an dem er bei uns abgeholt worden war, das Leben genommen hatte. – Ja, sie war wirklich zu ihrem Mann gegangen. – –

Eines Tages kam der Diener meines Mannes, unser guter getreuer Robert –, der es später ablehnte, einer Bildzeitung für Geld sogenannte Kammerdienergeschichten aus dem Leben Görings zu liefern – wie verstört sah er jetzt aus! Er hatte meinen Mann vierzehn Tage zuvor in die Gefangenschaft begleitet. Schmal, blaß, mit tiefliegenden Augen kam er hereingestürzt: »Schnell, schnell, gnädige Frau, man hat mir erlaubt, für den Chef ein paar Sachen zu packen. Ich muß aber sehr schnell wieder zurückfahren!« – Über sein schlechtes Aussehen völlig verstört, rief ich: »Robert, lebt mein Mann noch?« »Ja, ganz bestimmt«, sagte er und händigte mir einen Brief von ihm aus. Die Zeilen von Hermann waren voll von Liebe und Sorge um uns. Aber es war nichts davon zu lesen, wann er etwa zurückkäme. – Wir packten also schnell den Koffer für ihn. Robert war ganz seltsam aufgeregt und zitterte am ganzen Körper. Was war nur vorgegangen? »Robert«, bat ich inständig, »erzählen Sie doch!« Er sah mich nur an: »Es ist alles so grauen-

haft, aber verzeihen Sie, ich habe jetzt irrsinnige Eile, man läßt mich nur für ein paar Stunden durch, und der Herr Reichsmarschall braucht seine Sachen.« Und so fuhr er nach wenigen Minuten mit dem Koffer und einem kurzen Brief wieder fort, uns alle ratlos zurücklassend.

Etwa eine Woche später kam ein amerikanischer Captain Brown zu uns mit der Order, wir könnten hier nicht bleiben, alle deutschen Staatsangehörigen müßten Österreich verlassen. Ich fragte ihn, ob wir jetzt nach Veldenstein fahren könnten, was uns Eisenhower durch General Stack zugesagt hatte. Er versprach mir nachzuforschen, ob die Burg von Bomben verschont und noch beziehbar sei. Nach einiger Zeit kam er auch wieder: ja, ich könnte nach Veldenstein, aber ich dürfte nur Edda mitnehmen. – Nun kämpfte ich darum, daß auch meine Schwester, unsere Nichte mit Kind und unsere Angestellten mitkommen dürften. Endlich wurde mir (außer meinen Verwandten) meine Zofe Elsa und meine Krankenschwester Christa bewilligt. Meine langjährige Sekretärin und unsere gute Hausangestellte Ida durfte ich leider nicht mitnehmen. Inzwischen wurden alle Männer, die noch bei uns waren, bis auf einen Fahrer und einen Adjutanten, in ein Lager gebracht. Es war ein schwerer Abschied von all diesen getreuen Menschen.

Etwa um den 20. Juni herum fuhren wir los. Wir mußten sehr viel Gepäck zurücklassen, taten es aber gern, weil wir schon ahnten, daß die vielen Sachen zu einer großen Belastung werden könnten.

Als wir nach einer sechzehnstündigen Fahrt morgens um 3 Uhr in Burg Veldenstein bei Neuhaus ankamen, mußten wir lange vor dem Tore warten. Schließlich öffnete uns ein Amerikaner und ließ uns nach vielem hin und her in unser Haus. Es sah trostlos darin aus. Das Haus war von oben bis unten leer. Man hatte uns nicht einmal eine elektrische Birne gelassen. Später berichtete man mir, daß die Amerikaner zwölf Möbelwagen mit dem gesamten Inventar abtransportiert hätten! So mach-

ten wir uns also Strohsäcke, bekamen noch drei Betten von einem kleinen Gasthof aus Neuhaus, und, welches Glück, auch noch zwei elektrische Birnen. Die amerikanische Wache lag in unserem Verwalterhaus, und wir waren wieder einmal Gefangene.

Täglich warteten wir nun ungeduldig auf die Rückkehr meines Mannes.

Eines Tages erschien ein Amerikaner bei mir: in Nürnberg hätte eine Kriegsgerichtsverhandlung stattgefunden und mein Mann wäre freigesprochen worden. Er käme ganz bestimmt in den nächsten Tagen zu uns. –

Ich kann es niemandem beschreiben, mit welchem Jubel im Herzen ich diese Nachricht entgegennahm. In meiner Glückseligkeit schenkte ich dem Soldaten einen Smaragdring. –

Es wurde viel Eßbares gespart. Die letzten Blumen holten wir aus dem Garten und warteten Tag und Nacht auf meinen Mann.

Nach drei Wochen wurde es mir klar, daß die Nachricht jenes Soldaten Schwindel gewesen war. Trotzdem war es ganz gut, daß der Soldat dagewesen, denn ein paar Tage später erschien abermals ein Amerikaner und behauptete, mein Mann sei erschossen worden. Das glaubte ich nun nicht mehr. –

Endlich kam ein erster Brief von Hermann. Fünf lange Monate hatte ich nichts von ihm gehört. Der amerikanische Gefängnisarzt Dr. Kelley kam aus Nürnberg herüber und gab mir den Brief. Ich glaubte zunächst, es sei der Abschiedsbrief meines Mannes, und hatte Angst, ihn zu öffnen.

Ich lief zu meiner Nichte: »Bitte, lies mir den Schluß vor!« Ängstlich beobachtete ich ihre Züge, wie sie jetzt die Zeilen überflog. Welch eine Erlösung für mich, als sie glücklich ausrief: »Tante Emmy, es steht da: ›Bald mehr‹!«

Erst jetzt wagte ich den Brief selbst zu lesen.

Von nun an durfte mein Mann jede Woche zweimal schreiben. Er hatte es auch bisher schon getan, aber keiner seiner Briefe war angekommen.

Und ich durfte zurückschreiben. Meinen ersten Gruß übergab ich dem ganz besonders netten und menschlich hochanständigen Dr. Kelley. Auf meine Frage, wie es meinem Mann gehe, sprach er etwas aus, was ich ihm nie vergessen werde: »Er steht wie ein Fels im brandenden Meer.«

Wer später die Protokolle des Nürnberger Prozesses und Hermann Görings Verteidigung gelesen hat, bei der er ganz großartig mit seinem einzigartigen Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Stahmer zusammenwirkte, der kann mir bestätigen, daß der amerikanische Arzt mit diesem schlichten Satz die denkbar beste Kennzeichnung für das Auftreten meines Mannes vor dem Nürnberger Tribunal gegeben hat. –

Es ist ja damals durch die ganze Presse gegangen, daß Hermann Göring seine und seiner Soldaten Verteidigung derart souverän geführt habe, daß der amerikanische Ankläger Jackson eines Tages die Vernehmung ganz verzweifelt abbrach und sich hilfesuchend an den Gerichtspräsidenten wandte: er möge doch verhindern, daß die Verhandlungsführung auf den Angeklagten Göring übergehe! –

Fünf Tage nach dem Besuch von Dr. Kelley und nach sehnsüchtigem Warten auf eine Antwort meines Mannes wurden wir ins Zuchthaus Straubing überführt. – –

19. KAPITEL

Meine Verhaftung – Abschied von Edda – Die Zelle in Straubing – Nach sieben Wochen kommt Edda – Zuchthaus-Episoden – Erinnerungen an Vergangenes – Weihnachten in Carinhall und in Straubing.

»Wenn der Mond am vollsten ist, beginnt er zu schwinden. Wenn er am dunkelsten ist, nimmt er zu.«

Ich glaube, diesen Spruch in einem Buch über China gelesen zu haben. Jedenfalls sagte ich mir diese Worte immer wieder vor, als wir nach Straubing abgeholt wurden. Es war wohl einer der schwärzesten Tage meines Lebens. Ich mußte mich von meinem Kind trennen, mußte es zurücklassen, ohne zu wissen, wo es in der nächsten Nacht schlafen sollte.

*

Es war am 25. Oktober 1945. Ich stand in Veldenstein am Fenster und sah, wie sich ein amerikanischer Offizier dem Hause näherte. Ich trat schnell zurück, in der Annahme, es sei der Leutnant oder Oberleutnant S., einer der schrecklichsten Menschen, die mir in meinem ganzen Leben begegnet sind. Er war ein paar Mal in den vergangenen Wochen auf Veldenstein gewesen und hatte sich zynisch geäußert und vulgär benommen, ein widerwärtiger Patron! – Aber dann erkannte ich doch, daß es ein anderer Amerikaner war. Ich sah meine Zofe Elsa an: »Kein gutes Omen, meine liebe Elsa, daß ich erst glaube, der da unten sei der widerliche Kerl, der Leutnant S!« – Gerade wollte sie mir mit einem Scherzwort helfen, als wir beide fast erstarrten. Mehrere große Wagen mit schwer bewaffneten Amerikanern besetzt, bogen in den Hof ein. Gleich darauf wurde mir mitgeteilt, daß unten zwei Amerikaner auf mich warteten und mich sprechen wollten. Bedrückt und voller Angst ging ich hinunter. Mein Herz wurde mir entsetzlich schwer.

Mein Angstgefühl hatte mich nicht getäuscht, denn die Amerikaner ordneten an, daß ich einen kleinen Koffer packen und mitkommen sollte. Ebenso meine Schwester, meine Nichte und die Krankenschwester Christa. Auf die Frage, was mit Edda geschehen würde, gaben die Männer zur Antwort, daß sie irgendwo im Dorf untergebracht werden sollte. Wäre Edda nicht da gewesen, hätte ich klipp und klar gesagt: »Nein, ich fahre nicht mit Ihnen. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich stehe unter dem Schutz von Eisenhower und gehe nicht mit Ihnen!« – Ich hatte aber begreiflicherweise Angst, daß sie mich erschießen würden. Angst bei Gott nicht meinetwegen, sondern um Eddas Willen, der ich einen solchen Schock unter allen Umständen ersparen mußte. Außerdem hatte ich meinem Mann versprochen, am Leben zu bleiben, solange er auf dieser Welt war. –

Der Abschied von meinem Kind war unsagbar schwer. »Mutti, was ist denn los, wo fährst Du denn hin?« fragte sie. Wieder einmal mußte ich ihr die Unwahrheit sagen: »Wir fahren zu Papa«, erklärte ich ihr. Was sollte ich ihr um Gottes Willen anderes sagen! Sollte ich ihr etwa klarmachen, daß wir in ein Lager gebracht würden, und ich nicht wüßte, wann und ob wir uns überhaupt jemals wiedersähen? Edda hörte nur das Wort »Papa« und sah mich ganz glücklich an: »Oh, Mutti, ist das schön, darf ich mit?« – »Vielleicht kannst Du in ein paar Tagen nachkommen, Eddalein! Tu nur alles, was Cilly Dir sagt, und sei ganz brav, lieb und gut, und hab' nie Angst. Ich werde immer in meinen Gedanken bei Dir sein.«

»Ja, Mutti,« sagte sie, »es ist gut, aber warum kann ich denn nicht hier auf der Burg bleiben?« – »Ich glaube, die Amerikaner wollen die Burg ... Sie haben wahrscheinlich zu wenig Unterkünfte für ihre Leute.« – Auch das verstand sie sofort. Dann lief ich schnell noch an eine kleine Schublade und gab ihr eine Tafel Schokolade. Sie war eigentlich für Weihnachten bestimmt. Ich gab sie ihr, und schon fing sie an, davon zu essen. »Gib Hansi auch ein Stückchen ab!« rief ich ihr noch zu, lief die Treppe hinunter und stieg in den Wagen. – Meine Nichte mußte ihren kleinen Buben ebenfalls zurücklassen. Ich war nur froh, daß

Cilly vor ein paar Wochen zu uns gekommen war, nachdem sie in der Zeitung gelesen hatte, daß ich in Veldenstein sei. So wußte ich, daß Cilly und meine Zofe Elsa die Kinder nicht allein lassen würden.

*

Die Fahrt kam mir endlos vor. Den Offizier, der jetzt neben meiner Nichte saß, hatte ich gefragt, ob ich mein Kind wiedersähe. – »I don't know«, hatte er kurz angebunden geantwortet. Als mir meine Nichte unterwegs eine Pfefferminztablette in den Mund steckte, fragte der Offizier ganz erschrocken:

»Um Gottes Willen, Frau Göring nimmt doch kein Gift?!« – »I don't know«, antwortete meine Nichte prompt. –

*

Endlich gegen Abend kamen wir in Straubing an. Als wir durch das Zuchthaustor gingen, bat ich meine Angehörigen, den Amerikanern nicht zu zeigen, wie sehr wir litten: »Es ist nicht so wichtig, *was* jetzt unser Schicksal ist, sondern *wie* wir es ertragen.« –

Wir wurden in einen großen Raum geführt. Unsere Sachen wurden untersucht, und wir mußten uns einer Leibesvisitation durch eine Krankenschwester unterziehen. Sodann wurden wir in die Zellen geführt. In eine Zelle kamen meine Schwester und meine Nichte, in eine andere meine Krankenschwester Christa und ich. Ein Strohsack und eine Pritsche hatten gerade Platz darin. Da war kein Stuhl und da war kein Tisch. In einer Ecke stand die Wassertoilette. –

Wir legten uns hin, ohne jedoch schlafen zu können. Meine Gedanken wanderten zu Edda und nach Nürnberg. Mich quälten die Vorstellungen, was wohl noch alles mit uns geschehen könnte. Es war eine schaurige Nacht. – Als der Morgen graute, wurde die Klappe in der Tür unserer Zelle heruntergelassen, und wir bekamen jeder ein Stück trockenes Brot und einen

Becher Kaffee-Ersatz. Mir schmeckte es gut, zumal wir seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen hatten. Erst jetzt merkten wir, wie eiskalt die Zelle war. Alle Zellen waren ungeheizt.
Wieder wurde die Klappe geöffnet und ein Mann rief herein: »Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle!« Er nannte seinen Namen und einen Luftwaffen-Dienstgrad:

»Ich habe Ihnen gestern die Zelle eingerichtet.« Sprach's und verschwand! – Ich mußte hell auflachen. »Christa«, sagte ich, (ich hatte ihr inzwischen das ›Du‹ angeboten) »wenn wir es wieder einmal zu etwas bringen, dann baue ich mir ein Haus, und den Mann da nehme ich dann als Innenarchitekt.« – Auch Christa lachte, aber es war ein bitteres Lachen.

Im Laufe des Vormittags, als ich von meiner Schwester und meiner Nichte nichts hörte und ich mir plötzlich die grauenhafte Lage klar machte, in der wir uns befanden, kamen mir die Tränen. Ich wollte mich abwenden, aber Christa sah, wie traurig ich war und wollte mich trösten: »Du mußt nicht weinen!« – »Nun laß mich ruhig einmal weinen«, entgegnete ich etwas erregt. »Ich glaube, ich habe selten so viel Anlaß dazu gehabt! Hermann ist in Nürnberg eingesperrt; wo mein Kind untergekommen ist, weiß ich nicht, und wir befinden uns im Zuchthaus! Wahrhaft Grund genug, die Nerven zu verlieren! –«

*

Nun, auch diese ersten bitterbösen Tage gingen vorüber. Mich quälte der Gedanke, wo Edda untergebracht sei und wie sie betreut würde. –

Nach endlosen sieben Wochen, ohne jede Nachricht von zu Hause, betrat eines Abends plötzlich ein deutscher politischer Gefangener – er war Lagerleiter in Straubing – unsere Zelle: »Edda ist da!« Im selben Augenblick stürzte Edda schon auf mich zu mit dem Ruf höchster Seligkeit: »Mein Muttilein!« – – und wir umarmten uns ganz fest. – –

*

Ich muß hier einfügen, daß ich schon frühzeitig in Carinhall meinen Mann gebeten hatte, Eddas Zimmer möglichst schlicht, wenn auch hell und freundlich, gestalten zu lassen. Wenn es gar zu schön ausfiele, so fürchtete ich, würde sie sich woanders nirgends mehr wohlfühlen. Diese damalige Anordnung trug jetzt wirklich gute Früchte. Edda sah sich in der Zelle um und entdeckte sofort, wie Kinder sind, in der Ecke die Toilette: »Nein! Ist das hier aber praktisch!« rief sie aus. Wir mußten herzlich lachen. Diese beneidenswerte Naivität und Realistik! Seltsam übrigens, wie man in solchen Zwangslagen bei allen möglichen drastischen Gelegenheiten einen unbändigen Drang zum Lachen spürt! Gut, daß es so ist. – Während ich überlegte, wie ich das liebe Kind auf meiner schmalen Pritsche zu mir nehmen könnte – es war inzwischen tiefe Nacht geworden – öffnete sich leise die dicke eiserne Zellentür und ein früherer Offizier unserer Luftwaffe brachte mir einen Strohsack für Edda, um sogleich wieder zu verschwinden: »Für Hermanns Kind!« flüsterte er noch. – – Noch heute ist es mir ein völliges Rätsel, wie der getreue Mann das zuwege gebracht hat. Ja, in einer solchen Lage vergißt man einem wohltätigen Menschen auch nicht die kleinste Gabe, und wäre es nur ein einfacher Strohsack. –

Schleunigst legte ich das Kind darauf und deckte es zu. Edda nahm vorher noch ihren winzigen Rucksack von den Schultern und legte ihren Teddybären, das einzige Spielzeug, das man ihr gelassen hatte, neben sich.

»Was hast Du denn sonst noch in Deinem Rucksack«, fragte ich. Ich muß gestehen, daß ich auf ein paar Butterbrote hoffte. »Alle Kleider von meinem Teddy«, gab sie zur Antwort. – Damit legte sie sich schlafen. Sie schlief auch sofort ein. Nur rutschte ihr Köpfchen immer wieder auf die Bodenfliesen der Zelle, so daß ich sie immer wieder zurücklegen mußte.

Am nächsten Tag kam die Erlaubnis, die Zellentüren bis abends aufzulassen. Wir durften also von Zelle zu Zelle miteinander reden. Natürlich bedeutete das eine große Erleichterung. Nur um die Mittagsstunde, während wir auf dem Hof spazieren gingen, wurden die Zellen hinter uns abgeschlossen. Wenn wir

eine Stunde auf den Hof herausgelassen wurden, durften wir, nach alter Zuchthausregel, nicht miteinander reden. Eines Tages drängte sich eine nette Frau dicht an mich heran: sie hätte ein Paket bekommen, was ich denn am dringendsten brauchte. – Nun, das allerschlimmste, von der Kälte abgesehen, war das äußerst karge Essen. Ich hatte eigentlich immer Hunger. Also flüsterte ich zurück: »Etwas zum Essen!« Da griff sie unter ihren Mantel und steckte mir ein großes Stück Wurst zu.

Wie ich in meine Zelle zurück will, um von der Wurst zu essen, fällt mir ein, daß meine Nichte mit Darmbeschwerden in ihrer Zelle liegt. Die Umstellung zum Lageressen war wohl die Hauptursache. Also drehte ich um, öffnete die Klappe ihrer Zelle und warf ihr schnell, damit ich es nicht etwa noch bereute, die Wurst hinein. »Gute Besserung!« konnte ich gerade noch leise rufen. – Da kam auch schon ein Posten und wies mich auf den Hof hinaus. –

*

Ich habe in meinem Leben oft helfen dürfen, am meisten durch die Güte meines Mannes. Ich habe hergeschenkt, was immer nur möglich war, und nichts ist mir zu schwierig gewesen, um jemandem einen Wunsch zu erfüllen. Aber dieses bescheidene Stück Wurst, die denkbar kleinste Gabe an meine Nichte, war eigentlich mein erstes echtes, fühlbares Opfer. Allerdings wurde ich sehr reich dafür belohnt, denn wie durch ein Wunder wurde meine Nichte schnell wieder gesund. – Ich glaube, daß ich später am Abend, als mein Magen entsetzlich zu knurren begann, die Wurst schwerlich noch hergegeben hätte. –

*

Wie eine Fata Morgana, oder wie ein Bild, das Hunger- und Durstfieber erzeugt, stand plötzlich in einer völlig plastischen Erinnerung ein Nachmittag in Berlin vor mir. Mein Mann und ich waren im ersten Kriegsjahr in die Russische Botschaft geladen. Es handelte sich um eine jener Einladungen großen Stils an

die Prominenz von Berlin, wie sie der Russe sehr geschmackvoll zu veranstalten verstand. Beim Betreten des Bankettsaales glaubte ich ins Schlaraffenland versetzt zu sein. Da standen Kaviar, Austern, Gänseleber, Trüffel usw. in großartiger Aufmachung. Kaffee, Tee, Schokolade, russisches Gebäck – auserlesene Leckerbissen in unbegrenzter Fülle waren hier einladend aufgebaut. Und, wie gesagt, bei uns war immerhin schon Krieg! Derlei Herrlichkeiten gab es sonst längst nicht mehr. Zu dieser russischen Gastlichkeit gehörte eine auserlesene, sehr aufmerksame Bedienung. – Ein Botschaftsrat, ein sehr liebenswürdiger Herr, machte die Honneurs.

Am Abend zuvor hatte ich das Russische Ballett in der Berliner Staatsoper erlebt, von dem ich ehrlich begeistert war. Als ich dem Botschaftsrat meine Worte des größten Beifalls durch den Dolmetscher übersetzen ließ, –»es ist schon das beste Ballett der Welt« – nickte er sehr zustimmend mit dem Kopf. Da zischte ihm der Dolmetscher etwas zu, worauf der Botschaftsrat sich in gebrochenem Deutsch zu erklären beeilte: »Nein, nein, deutsche Ballett mehr gutt!« So stritten wir ein wenig hin und her; er fragte mich, ob es mir hier gefiele, und ich konnte nur aufrichtig die sprichwörtliche russische Gastfreundschaft preisen.

Dieser Nachmittagsempfang in der Russischen Botschaft hatte uns damals sehr beeindruckt. Als mir beim Abschied der Botschafter einen kostbaren Strauß Orchideen überreichte, konnte ich ihm nur mit wärmsten Worten für diesen Nachmittag danken, dessen Geselligkeit ihrem ganzen Stil nach von sämtlichen Gästen gelobt wurde. – – –

Und jetzt lag ich hier hungrig in der Zelle. – –

*

Tage und Wochen vergingen. Wir pflegten uns schon am späten Nachmittag um 5 Uhr auf den Strohsack oder auf die Pritsche zu legen, da wir nur ein Licht in der Zelle hatten, bei dem man kaum etwas sehen konnte. – Es war so gegen 6 Uhr

abends, wir waren schon ein wenig eingeschlafen, als plötzlich die Zelle geöffnet wurde und ein Amerikaner mit zwei Bechern richtigem Kaffee und zwei Scheiben Weißbrot mit Butter und Honig vor uns stand. Diesmal war es keine »Fata Morgana«, sondern Wirklichkeit. Natürlich sahen wir die Sachen zunächst mißtrauisch an und ebenso mißtrauisch den Mann: »Was wollen Sie denn dafür?« – »Nichts« antwortete er, »bitte essen!«

Das taten wir nun auch, und als wir alles aufgegessen hatten, fragte er: »Noch Hunger?« – »Ja«, sagte Schwester Christa. – »Wir möchten ein Beefsteak.« Sie wußte, daß ich so sehr das Fleisch entbehrte. »Ich gebe Ihnen dann auch meine Uhr dafür«, sagte sie, »sie steckt unten in meinem Gepäck.« – »O. K.« gab er zurück. In kürzester Zeit kam er tatsächlich mit zwei Tellern, Messern und Gabeln und mit zwei Beefsteaks wieder. Für gewöhnlich hatten wir nur einen Holzlöffel. Übermütig, wie wir waren, bat ich noch um etwas Kaffee. Er ging. Mit Behagen aßen wir unser Beefsteak. Ein Stück Fleisch legten wir für meine Schwester und meine Nichte zurück. Die Teller und das Besteck versteckten wir schleunigst im Strohsack. Bei »Soldatens« nennt man das »Organisieren«. Der Amerikaner kam mit dem gewünschten Kaffee zurück und fragte etwas zerstreut: »Ach, die Teller, Messer und Gabeln wurden wohl schon abgeholt?« – »Ja« logen wir. – Am nächsten Tag ging derselbe Mann mit uns hinunter zum Gepäck, um die versprochene Uhr in Empfang zu nehmen. Zum Glück hatte ich einen warmen Morgenrock mitgenommen, in dem sich Riesentaschen befanden. Zwei Amerikaner mit Gewehren mußten uns begleiten, um zu kontrollieren, ob wir auch wirklich nur, wie wir offiziell angegeben hatten, unsere Taschentücher holen wollten. Wir knieten bei unseren Koffern, ich legte mir alles zurecht, was wir mitnehmen wollten, darunter vor allem Nähzeug, für Schwester Christa eine kleine Dose Nescafé und die bewußte Uhr. Jetzt überlegte ich mir, wie ich das alles in die großen Taschen meines Morgenrocks unterbringen könnte, ohne daß es die so wachsame Begleitmannschaft der Vereinigten Staaten von Amerika bemerkte.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Ziemlich tief über uns brauste

ein Flugzeug hinweg. Da rief ich auf Englisch: »Um Gottes Willen, das stürzt ab! Es stürzt ab!« Augenblicklich liefen die Amerikaner zum Fenster und Christa mit. Jetzt hatte ich Zeit genug, all die Dinge in meine Taschen zu stopfen. – »Na, Gott sei Dank«, atmete ich auf, »daß es mit dem Flugzeug nochmal gut ging.« Die Maschine war längst vorbei, aber die Augen der Amerikaner hafteten immer noch am Horizont, so weit man aus Zuchthausfenstern einen solchen zu sehen bekommt. Seelenruhig nahm ich – meine Taschentücher und folgte gehorsam den Wachhabenden.

Ich muß sagen, in solchen und ähnlichen Fällen kommt einem die schauspielerische Begabung doch sehr zu statten! – Die kleine List hatte ich anwenden müssen, weil uns bei unserer Ankunft, um Selbstmord zu verhüten, alle spitzen Gegenstände, Nähnadeln, Scheren etc. abgenommen worden waren. –

In die Zelle zurückgekehrt, meinte Christa ganz aufgeregt: »Ja, was machen wir jetzt? Wir haben doch überhaupt nichts mitnehmen können!« Nicht einmal *sie* hatte meinen kleinen Trick bemerkt, aber ihre Augen wurden immer größer, als ich vor ihr die nützlichen Dinge auspackte. Außerdem waren wir froh, dem Amerikaner endlich seine versprochene Uhr aushändigen zu können. –

Eines Tages, wir wollten gerade zum Gottesdienst gehen, wurde uns befohlen, ins Büro der Amerikaner zu kommen. Als wir den Raum betraten, glaubte ich vor Hitze umkommen zu müssen. Die Zellen waren kalt, aber die Büros der Amerikaner übermäßig geheizt. Da wir einen eiskalten Kirchenraum, in dem die Fenster fehlten, erwarteten, hatten wir unsere Kleider, Pullis und Jacken angezogen. Ich trug auch meinen Pelzmantel, den ich bei unserer Abfahrt nach Straubing zum Glück gerettet hatte. Leider hatte ich damals in der Aufregung nur ein Kleid und zwei Nachthemden mitgenommen. Von unseren sonstigen Sachen haben wir später natürlich nichts wiedergesehen! –

Dick vermummt kamen wir also im Büro der Amerikaner an. Es wurde uns ein Fragebogen, ein sehr langer, mit schreck-

lich vielen Fragen, vorgelegt. Wir sollten ihn mit der Hand in Blockschrift ausfüllen.

Es war sehr schwer für mich, da ich meine rechte Hand seit der Nervenlähmung, die sich nur unwesentlich gebessert hatte, noch nicht so recht bewegen konnte. Also versuchte ich es mit der linken. Aber erst legte ich meinen Pelz, meine Wolljacke und meinen Schal ab, die mich beengten und in dem überheizten Raum »mich weidlich schwitzen machten«, wie Mephisto sagt. Meine rührende Nichte flüsterte mir in's Ohr, ich sollte nur nicht zu schnell machen, weil es doch so schön warm in dem Zimmer sei! Nun, schnell ging es sowieso nicht. Immer wieder versuchte ich, die ebenso neugierigen wie geistreichen Fragen des überbürokratischen Fragebogens zu verstehen: »Hatten Sie in der Partei einen Verwandten oder nahen Bekannten, der eine große Stellung im Dritten Reich hatte?« – so lautete eine der ersten Fragen. Brav schrieb ich hin: »Ja, meinen Mann, Hermann Göring.« Sodann folgte die Frage: »Was war er im Dritten Reich?« – Ja, was war er alles? Ich mußte überlegen – SS war er nicht, – aber SA; in Preußen zunächst Ministerpräsident, für das Reich Reichsmarschall, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsjägermeister und Reichsforstmeister. Mehr fiel mir nicht ein. Ich dachte noch angestrengt nach und tat dabei einen tiefen Seufzer – »Worüber denken Sie denn so angestrengt nach?« fragte ein Amerikaner.« – »Ich habe nicht mehr alle Ämter meines Mannes im Kopf« erwiderte ich. – »Nun, darüber brauchen Sie sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Schreiben Sie einfach hin: Hermann Göring. Alles andere wissen *wir* –.« –

Überraschenderweise meinte er plötzlich: »Es tut mir leid, Frau Göring, ich sehe, daß es Ihnen nicht gut geht und daß Ihnen das Schreiben schwer wird. Ich bin aber genötigt, den Fragebogen ausfüllen zu lassen, ich bitte das zu verstehen und zu entschuldigen.«

Kein Amerikaner war bisher sehr freundlich zu mir gewesen, so daß ich auch jetzt einen Augenblick vermutete, es sei bei ihm Ironie gewesen. Aber bald merkte ich, daß er es ernst meinte. Er war, wie so viele, ein Deutsch-Amerikaner und hieß Ober-

leutnant Metzner. Diesem Amerikaner, er war ein junger Mensch von vielleicht 26 Jahren, bin ich noch heute von ganzem Herzen dankbar. Er war ein wirklich sehr anständiger, guter und hilfsbereiter Mensch. Später sind wir einmal in ein längeres Gespräch gekommen, und nachdem wir längere Zeit über Friedrich Nietzsche gesprochen hatten, bekam ich erstmals einen günstigen Eindruck von den Amerikanern. –

Ich wollte, ich könnte diesen Mann einmal wiedersehen. Er hat sich allen Eingesperrten gegenüber großartig benommen. Leider ist er bald abgelöst worden. Vielleicht war er *zu* – rücksichtsvoll.

Vom Büro aus gingen wir sodann in die Kirche. Es war erschütternd zu sehen, wie die Menschen, vor Kälte zitternd, mit gläubigen Augen zum Pfarrer hinschauten. Als wir zum Schluß ›Eine feste Burg‹ sangen, liefen den Frauen und Männern Tränen über die Backen. Wir waren alle in einer so großen Not, daß uns nur der Herrgott trösten und helfen konnte. —

*

Edda bekam kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Straubing fast 41° Temperatur, und lag mit hochrotem Kopf auf ihrem Strohsack. Ich war verzweifelt. Dazu kam, daß Schwester Christa und ich gleichfalls stark erkältet waren. Es war eben zu kalt in der Zelle. Erst nach vierzehn Tagen konnte das Kind mit mir wieder auf dem Zuchthaushof spazieren gehen. Die Wachhabenden standen da und schüttelten aus Mitleid den Kopf, als sie das kleine Mädel sahen. Das muß ich hervorheben, daß ich in der ganzen düsteren Zeit in Straubing nie ein häßliches oder ungutes Wort gehört habe, das irgend ein Amerikaner an Edda gerichtet hätte. In solch tragischen Situationen entsinnt sich wohl jeder, auch ein amerikanischer Wachhabender, auf sein eigenes privates Leben und auf seine eigenen Kinder oder Geschwister daheim. Gott sei Dank, daß es so ist. »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«, diese ewig gültige Lehre Goethes ist doch wohl den meisten Menschen eingeboren. – So

hofft ein Optimist. – Es wurde mir vormittags erlaubt, eine halbe Stunde außer der Zeit mit Edda im Hof umherzugehen, damit sie etwas mehr Luft bekäme; sah sie doch schneeweiß und fast durchsichtig aus. Einmal wollte ihr ein Amerikaner eine Tafel Schokolade schenken. Aber das ging dem stolzen Kind wider den Strich; sie lehnte ab: »Ich möchte von den Amerikanern nichts annehmen«, sagte sie leise zu mir, aber bitterböse. »Sie haben meinen Vati und uns eingesperrt; ich kann einfach nicht, Mutti.« Da war nichts zu machen, trotz meines Zuredens und meines Argumentes, daß dieser einfache Soldat an dem ganzen Geschehen unschuldig sei.

Ein andermal öffnete sich unsere Tür, und ein Japaner, der im amerikanischen Wehrdienst stand, brachte Edda einen Becher Kakao. Zu meiner Überraschung nahm sie den sofort, trank ihn mit Genuß und bedankte sich. Als uns der Spender verlassen hatte, erklärte sie ihr Verhalten: »Papa hat doch einmal gesagt, daß die Japaner unsere Freunde sind, und deshalb nehme ich auch gern von ihm den Kakao.« – Ich ließ sie in dem Glauben, daß dieser Japaner nicht im amerikanischen Sold stünde, um ihr diese zusätzliche Kost zukommen zu lassen, die der wirklich gütige und besorgte Mann von da ab eine Woche lang in die Zelle brachte. Für ein, zwei Wochen wurde er abgelöst. Als er aber nach vierzehn Tagen zurückkehrte, war es geradezu rührend anzusehen, wie sehr er und Edda sich freuten. Am zweiten Tag seiner Rückkehr stolperte er auf dem Korridor, so daß der Kakao die große weiße Wand des Flurs bespritzte. Der rührende Kerl kam aber schnellstens mit einem frischen Becher wieder.

Als wir zum täglichen Rundgang in den Hof gingen, sah ich, daß meine Schwester Else, völlig fassungslos, die kakaobefleckte Wand musterte. Da sie, wie ich, Hamburgerin und für sie peinliche Sauberkeit in allen Lebenslagen oberstes Gesetz ist, war sie sofort entschlossen, für eine Überpinselung des Wandfleckens zu sorgen. »Wenn uns ein Mensch hier besucht, was soll der wohl von uns denken!« sagte sie auf echt Hamburgisch. Ich mußte so herzlich lachen, daß mir die Tränen kamen. Er-

stens besuchte uns kein Mensch, weil ja gar niemand wußte, wo wir uns befanden, und wir außerdem keine Besuche empfangen *durften*, und zweitens wäre es mir völlig gleichgültig gewesen, welchen Eindruck der Besucher von unserem Zuchthaus und seinen Wänden bekommen hätte. –

»Da kannst Du lange warten, Else«, höhnte ich etwas, »daß das jemand überstreicht.« – Ich hatte aber nicht mit dem Reinlichkeitsfanatismus Elses gerechnet. *Wie* sie es fertig gebracht hat, weiß ich nicht, aber sie machte tatsächlich einen Kunstmaler ausfindig, einen Mitgefangenen, der den Wandflecken überstrich. Basta!

Eines Morgens, als ich mit Edda die besonders genehmigte halbe Stunde im Hof spazieren ging, trafen wir auf einen Mann, der die paar dürftigen Akazienbäume stutzte, die dort »die Natur« repräsentierten. Er kam von der Leiter herunter, um mit uns ein Gespräch anzufangen: ob ich etwas Brot entbehren könnte. – Nun hatte ich zwar schon zwanzig Pfund abgenommen und litt ziemlich unter ständigem Hunger, aber schließlich dachte ich mir, daß ein Mann, der arbeitet, noch mehr »Recht auf Hunger« hat, und so versprach ich ihm, am nächsten Morgen etwas Brot für ihn an die Kirchentür zu legen.

»Sind Sie schon lange hier?« fragte er mich.

»Ein paar Monate«, gab ich zur Antwort.

»So, na, ich bin schon einige Jahre hier«, meinte er treuherzig. Einige Jahre? – dachte ich bei mir, – das ist doch wohl nicht möglich!

»Weswegen denn?« wollte ich wissen.

»Ja, wissen Sie, mein Messer ist mir mal ausgerutscht und ist einem Kumpel von mir in der Brust stecken geblieben; na, und der arme Kerl, der ist daran gestorben. Und dafür haben sie mich hier eingesperrt.«

Da war ich denn doch einigermaßen erschrocken. Ich stand einem Mörder gegenüber. Seltsames Gefühl. Er erzählte mir dann noch von seiner Frau und seinen acht Kindern; dann war unsere halbe Stunde herum und ich mußte mit Edda wieder meine Zelle aufsuchen.

»Mutti, was war das für ein Mann?« fragte mich das Kind – »das war ein Mörder«, sagte ich. Da lief Edda schnurstracks zu meiner Schwester: »Tante Else, wir haben eben einen sehr freundlichen Mann kennengelernt, er ist ein Mörder und hat noch acht kleine Mörderlein zu Hause.«

*

Inzwischen kam der Nikolaustag heran. Edda glaubte natürlich noch ganz fest an den guten alten Kinderfreund und äußerte mehrmals ihre Freude auf den Tag.

Wir hatten früher den Tag sehr festlich begangen. Einer unserer Angestellten mußte sich als Nikolaus verkleiden, um alle Gaben auszuteilen. Tagelang hatten wir Verse und Geschenke ausgedacht, und jeder in unserem Haus wurde mit Vers und Gabe bedacht; eigentlich mehr nach der norddeutschen Sitte des »Julklapp«, wie sie Fritz Reuter beschreibt. Das letzte Mal hatte Edda, als alle beschenkt worden, dem Nikolaus gesagt: »Du bringst immer allen Menschen etwas Schönes, aber Du selbst bekommst nie etwas. Heute habe ich auch etwas für Dich.« – Und sie gab ihm ihr schönstes Märchenbuch, weihnachtlich eingepackt. Sie war ganz von sich aus auf diesen Gedanken gekommen, der mich sehr stark berührt hat. – Jetzt, hier im Zuchthaus, war sie traurig, nicht wie damals handeln zu können: »Ich habe diesmal leider gar nichts für den Nikolaus. Aber er wird es verstehen, Muttilein, gell? Wir haben ja wirklich nichts zum Schenken!«

Mein Herz wurde mir recht schwer. Was sollte ich für Edda am Nikolaustag in Straubing tun? Nun, es gibt noch gütige Feen, die im rechten Augenblick helfen. Die so gütige Frau, die mir einmal ihre Wurst geschenkt hatte, Fanny Bauer, nahm mich auf die Seite: »die Amerikaner haben erlaubt, daß sich ein Mann als Nikolaus verkleiden und auch zwei Stück Kuchen in Form von Rosinenmännchen bringen dürfte. Als mich Edda am Abend vorher fragte, ob nun der Nikolaus auch wirklich käme, war ich so glücklich, »ja, mein Eddalein«, antworten zu können. –

Ich brachte ihr ein kleines Gedicht bei, das mit den Worten begann: »Lieber guter Nikolaus, fandst Du wirklich *dieses Haus* . . .? Und am 6. Dezember fragte sie mich jede Minute, wo er jetzt sei und was er jetzt tue.

Draußen schneite es. Man konnte kaum durch das Schneegestöber hindurchsehen. Richtiges Nikolauswetter! Und nun erzählte ich ihr, wo der Nikolaus vielleicht gerade sein könnte: »Jetzt fährt er wohl zu einem Kind, das sehr brav war, und er bringt ihm dafür ein paar schöne Sachen. Vielleicht auch etwas Kuchen. Und nun fährt er weiter mit seinem klingenden Schlitten, auch zu bösen Kindern. Einen ganz, ganz ungezogenen Buben steckt er wohl gar in seinen Sack und nimmt ihn in seinem Schlitten mit. Aber zu den guten Kindern . . .« da klingelte es auch schon vor der Zellentür. »Er kommt!« rief ich, »der gute Nikolaus!« – Ganz selig, voller Erwartung, stand Edda. Die Tür öffnete sich. Ein prächtiger, alter weißbärtiger Mann erschien und Edda sagte ihr Verslein auf. Dann bekam sie einen Tannenzweig und die zwei Kuchen. Und machte ein strahlendes Gesicht, als ob sie in Carinhall das herrlichste Geschenk empfangen hätte. Es war übrigens rührend zu sehen, wie die amerikanische Bewachung sich in die Zellentür stellte: Als Edda ihr Verslein aufsagte, wurden die Augen der Männer feucht. –

»Ob zu Papa auch der Nikolaus kommt?« fragte Edda. »Ja, mein Kind, hoffentlich . . .«

Als ich am nächsten Tag den dritten Brief aus Nürnberg seit Hermanns Abschied erhielt, – – – da war der Nikolaus auch zu *mir* gekommen.

*

Wir bekamen jetzt die Erlaubnis, einem Angehörigen eine Karte mit fünfundzwanzig Worten zu schicken. Jeder durfte im Monat ein Mal eine Nachricht geben. An meinen Mann gingen fünf Karten ab. Außer der von mir noch eine von Edda, eine von meiner Schwester, eine von meiner Nichte und schließlich eine von Schwester Christa. – Wir übten uns geradezu darin, in den fünfundzwanzig Worten möglichst konzentriert das Wich-

tigste mitzuteilen. Ich entsinne mich noch der ersten Zeilen: »Wir sind gesund beisammen, denken ständig an Dich. Nebenan singen Frauen: daß zwei sich herzlich lieben, ist wichtiger als Brot, ist wichtiger als Leben und spottet jeder Not. – Kuß Emmy.«

Es waren ein paar Worte mehr, was man aber nicht beanstandete. –

Inzwischen wurde es immer kälter, so daß es in der Zelle kaum noch auszuhalten war. Ich begab mich deshalb in das Büro der Amerikaner. »Wer hat eigentlich Edda hierhergebracht?« fragte ich sachlich und kühl. Da wurde mir der entsprechende Befehl gezeigt. Ein General Truskow hatte ihn unterschrieben. In ihm stand: ›Dem Kind ist anständiges Essen und ein warmes Zimmer zu geben‹.

»Haben Sie das gelesen?«, fragte ich. – »Ja, aber wir haben kein Zimmer«, gab der Amerikaner zur Antwort. –

»Ich glaube doch«, sagte ich ziemlich energisch. – Meine Schwester hatte nämlich herausbekommen, daß an unserem Gang ein Zimmer lag, zwar nicht viel größer als eine Zelle, aber doch mit einer Tür versehen, die von innen auf- und abzuschließen war, sowie mit zwei Betten, die freilich auch nur Strohmatratzen bargen. Vermutlich ist es mal das Zimmer des Aufsehers gewesen. An der einen Wand über einem der Betten befand sich eine elektrische Anlage, von der aus an jedem Abend das Licht für alle Zellen angedreht und nach ein paar Minuten wieder ausgedreht werden mußte.

»Ja, das können Sie haben«, meinte der Amerikaner, »aber dann müssen Sie auch das Licht bedienen.« Ich stimmte natürlich zu, war hoch befriedigt und nahm Edda und meine Schwester zu mir. Meine Nichte und die Krankenschwester mußten leider in ihrer Zelle bleiben. Wir bekamen einen kleinen eisernen Ofen, den wir nachts als Nachttisch benutzen konnten. Ein kleines Holzbettchen mit Strohmatratze nahm die kleine Edda auf. Nein, wie glücklich waren wir Drei! Und als wir noch etwas Holz bekamen und mittags heizen konnten, erreichte unsere Freude den Höhepunkt. Meine Schwester bediente das Licht über ihrem Bett. Freilich mußte sie, auch wenn sie abends sehr

müde war, mit dem Schlafen warten, bis das Licht offiziell ausgedreht werden durfte. Sie tat das aber alles gern. Das Zimmer hatte sogar ein Fenster, das wir zum Lüften öffnen konnten. Natürlich war es von draußen vergittert. Das Wichtigste war erreicht: Edda mußte nicht mehr frieren.

*

Weihnachten kam heran. Jetzt durfte ich nicht an unsere früheren Weihnachtsabende denken. Nur nicht! Sie waren so unbeschreiblich schön gewesen. – Aber ich sträubte mich gegen die sich mir aufdrängenden Erinnerungen vergebens. Die versunkene Welt von Carinhall zur Weihnacht stand vor mir. –

Da hatte ich immer schon im Oktober angefangen, für das hohe Fest zu rüsten. Am Heiligabend beschenkte ich tausend Kinder mit Mänteln, Kleidern und Spielsachen. Im Frieden traf es Familien mit vielen, oft zwölf bis fünfzehn Kindern, deren Eltern beim besten Willen nicht im Stande waren, sämtliche Kinder zu beschenken. Im Krieg wurden die Kinder zuerst bedacht, die ihren Vater für Deutschland verloren hatten. Die Arbeit war für mich ebenso dankbar wie erhebend. Zuerst schrieb ich die Adressen, danach auf kleine Kärtchen die Namen der Kinder und deren Alter, und endlich ging ich zum Einkaufen. In das jeweilige Paket legte ich noch eine Karte mit Weihnachtsgrüßen von meinem Mann und mir.

Im Kriege hatte mir eine Kleiderfirma Mäntel und Kleider zur Verfügung gestellt, während mein Mann Spielsachen besorgt hatte. Für jedes Paket hatte ein Berliner Bäckermeister einen Stollen geliefert. Jeder Mutter legte ich eine Uhr bei. Alles wurde in Weihnachtspapier mit Silberband eingepackt und schließlich ein Tannenzweiglein unter das Seidenband gesteckt. Meine Zofe, mein Chauffeur, mein Begleiter, alle mußten mithelfen; und natürlich auch meine Angehörigen. Und immer wieder, wenn ich Männer zu Hilfe rief, die fertigen Pakete zu verschnüren, weil ich das für »Männerarbeit« hielt, wo waren

sie? Sie lagen auf dem Fußboden und spielten mit der großen Eisenbahn!! –

Beim Packen malten wir uns die Freude der Eltern aus, wenn sie nach wenigen Tagen die Pakete öffneten. Da ich sämtliche Kinder in einer Familie beschenkte, handelte es sich oft um drei bis vier große Pakete. –

Einmal schrieb mir ein Postbote aus Weimar – in jenem Jahr hatte ich die Stadt Weimar beschenkt –er wäre mit vier Paketen zu einer Frau gekommen und die betreffende Familie habe achtzehn Kinder gehabt. »So, Frau W., nun kriegen Sie auch mal ein paar Pakete.« – »Ach nee«, habe sie traurig gesagt, »ich hab' noch nie eins bekommen« – »Ja«, habe er ihr erklärt, »das aber ist von unserer Frau Emmy Sonnemann von hier.« – »Nein, das ist doch nicht wahr, das ist doch jetzt die Frau vom Reichsmarschall!« »Freilich«, habe er bestätigt, »das ist jetzt die Frau vom Reichsmarschall, und jetzt machen Sie mal die Tür recht weit auf!« Der brave Postbote schrieb mir noch, daß die Pakete kaum Platz gehabt hätten! – –

Jedes Mal, wenn wir mit dem Paketpacken fertig waren, gab ich einen Adventstee. Bei meiner Mutter in Hamburg war es auch Sitte gewesen, daß sie, wenn auch in kleinerem Kreis, einen Adventstee gab, jedes Jahr, und mit so viel Liebe und Gastfreundschaft, daß ich ihn nie vergessen konnte. Und so machte ich es nun im großen Stil. Von den Lichtkronen im großen Saal hingen am Silberband die bunten Weihnachtskugeln von den thüringischen und fränkischen Glasbläsern. Die Wände wurden mit dichtem Tannenreis besteckt, auf jedem Tisch standen Kerzen auf Weihnachtszweigen, und allerschönste Weihnachtsbäckerei lud überall zum Naschen ein. Das Schönste für mich waren die Lieder, die gemeinsam oder als Solodarbietungen gesungen wurden. Kolleginnen und Kollegen von der Staatsoper kamen nach Carinhall heraus und sangen alte Weihnachtslieder oder die unvergleichlichen Gesänge von Peter Cornelius. Zu diesen Empfängen lud ich die Damen der Diplomaten, die Ministerfrauen und die früheren Kolleginnen des Staatstheaters ein, und selbstverständlich die Frauen unserer

Freunde. Es kamen immerhin über dreihundert Gäste. Das war für mich der Auftakt zum Weihnachtsfest. Für unsere private Familienweihnacht brauchte ich keine Geschenke einzukaufen, weil diese mein Mann auszusuchen pflegte. –

Manchmal begleitete ich ihn zum Einkaufen. Es war ganz rührend zu sehen, wie er über jeden Angestellten und über uns alle nachgedacht hatte. Einer der täglichen Zeugen, der aus vollem Herzen zu bekunden weiß, mit welcher Freude Hermann Göring zu beschenken wußte, und mit welcher Sorgfalt er für diesen Zweck eine Liste anlegte, die immer wieder ergänzt wurde, ist der Treueste der Treuen unter meines Mannes Angestellten, sein Kammerdiener Robert *Kropp*. Er gehörte zu den engsten Vertrauten meines Mannes und zeigte stets ein seltenes Fingerspitzengefühl für die Verrichtung aller anfallenden Aufgaben im Haus und auf Reisen.

Mein Mann kannte all unsere Wünsche. Wenn eine Angestellte zehn Jahre im Haus war, erhielt sie einen kostbaren Mantel. Für unsere gute, treue Cilly kaufte er einmal ein Kleid. »Sag mal, glaubst Du, Cilly möchte ein weinrotes?« fragte ich. – – »Ja, ich habe neulich beobachtet, wie sie, als Du Dein weinrotes Kleid trugst, dich angestaunt und das Kleid bewundert hat. Da kam mir der Gedanke, ihr ein so ähnliches auszusuchen. Außerdem paßt es gut zu dem grauen Pelzmantel, den ich ihr vor ein paar Jahren geschenkt habe.« – – Selten genug, daß ein Mann so etwas sieht und sich derlei Fragen durch den Kopf gehen läßt. Aber gerade diese Art, an die Menschen seiner Umgebung zu denken, gehörte so ganz zu Hermanns Lebensstil, daß es sich lohnt, sie hier zu kennzeichnen. –

Für die kleine Edda kauften wir gewöhnlich nichts. Sie wurde schon von anderer Seite überreich beschenkt. Aus allen Schichten des deutschen Volkes kamen die Gaben.

Zwei Tage vor Weihnachten hat Hermann jedes Jahr im Clou in Berlin einige Tausend Kinder beschert. Das war ein wahres Familienfest. Erst kam der Weihnachtsmann, den unser geliebter Florath vom Staatstheater jedes Mal mit größter Freude übernahm, dann gab es ein kleines Kinderballett und

endlich begann die Bescherung. Ach, diese glücklichen Augen der Eltern und Kinder! Edda freute sich genauso wie wir auf diesen Tag. –

Schließlich kam in Carinhall auch unser persönlicher Weihnachtsabend, den meines Mannes und meine nächsten Verwandten mit uns zu feiern pflegten. Zu diesen kamen noch die angeheirateten Verwandten aus Hermanns erster schwedischer Ehe. Stets war Karins jüngste Schwester Lily mit ihren Kindern bei uns; sogar im Krieg flogen sie, trotz der Bombengefahr, von Schweden nach Berlin. – Ich liebte Lily, die zu meinem großen Schmerz vor ein paar Jahren gestorben ist, von ganzem Herzen. Sie war mir wie eine Schwester, und auch Hermann hing besonders stark an ihr. Ihre Kinder stehen mir heute noch sehr nahe. Den Thomas, den prächtigen Sohn Karins aus ihrer ersten Ehe, lieben wir alle heiß und innig. Er ist einer der gütigsten und humorvollsten Menschen, die ich kenne, und jeder seiner Besuche bei uns war uns eine helle Freude und ist es noch. Auch an Mary, der ältesten Schwester von Karin, hing ich zärtlich. Was gäbe ich darum, wenn diese geliebten Menschen ständig in Deutschland und ständig in unserer Nähe wären!

*

Unsere Angestellten feierten den Heiligen Abend natürlich mit uns gemeinsam. Erst spielte die Orgel, dann sangen wir ›Stille Nacht‹. Die kleinen Kinder waren naturgemäß nicht mehr so recht bei der Sache. Sie äugten neugierig nach den Geschenken und hielten drei Liedverse entschieden für zu lang. Einmal hörte ich Roswitha, das Töchterchen einer Schwägerin, nach dem zweiten Vers rufen: »Oh, da liegt ja mein Prinzeßchen«, als sie ihre Puppe entdeckte. Ähnliche voreilige und unprogrammäßige Äußerungen froher Kinderherzen hört man wohl in jeder Familie am Abend der Bescherung. Nach dem Lied wünschten wir uns gegenseitig ›Gesegnete Weihnachten‹, und dann durften wir an unsere Geschenktische treten. Jetzt war es, als ob ein Märchenbuch aufgeschlagen würde, Seite um Seite. Unsere große schöne

Halle, der wunderbare Baum und die glücklichen Augen aller Beschenkten und, nicht zu vergessen, die einzelnen Geschenktische! Was lag auch alles darauf! Mein Mann hatte nahezu alles selbst aufgebaut; auch die »bunten Teller« gehörten zu seinem Ressort. Er war der Regisseur des Abends. So ging er mit uns froh und selig von Tisch zu Tisch. Unvergeßliche Stunden!

Da mein Mann auf jeden Tisch ein kleines Kosmetikkästchen von Guerlain zu legen pflegte, war auch einmal versehentlich ein solches Geschenk auf dem Tisch der kleinen Edda gelandet. Ich glaube fast, daß sie sich an dem Abend gerade über diese Gabe am allermeisten gefreut hat. Jedenfalls saß mein kleines Mädchen alsbald in einer stillen Ecke, um sich Lippen, Gesicht, Hände und Kleidchen mit Rouge, Parfüm und Creme zu bestreichen. Wie war sie selig dabei!

Auch an unserem letzten Weihnachtsabend 1944 lagen noch genügend Gaben auf den Weihnachtstischen. Noch höre ich Hermanns Worte: »Ich weiß, die Tische sind noch viel zu üppig für unsere sechste Kriegsweihnacht, darum bitte ich Euch alle von Herzen, verschenkt von den Gaben an die Menschen, die durch Bomben alles verloren haben oder aus Gründen der Trauer vom Fest wenig spüren. Wie ich Euch kenne, schenkt Ihr alle lieber als daß Ihr empfangt. Die Freude darüber, daß Ihr schenken könnt, ist meine diesjährige Weihnachtsgabe.« –

Sodann setzten wir uns mit unseren Gästen und unseren Angestellten zu einem kalten Abendessen zu Tisch, wo sich jeder selbst bedienen konnte. Nach dem Essen saßen wir noch lange beisammen.

Gerade an diesem letzten Weihnachtsabend kamen wir auf Adolf Hitler zu sprechen. Es war eigenartig, wie verschieden die Einstellungen der beiden Schwestern meines Mannes zu Hitler waren. Hermanns Schwester Paula, eine sehr gefühlsbetonte Frau, die schon immer von Hitlers Persönlichkeit begeistert gewesen war, sagte plötzlich sehr ergriffen: »Wenn ich an diesem Heiligen Abend an unseren Führer denke, muß ich weinen.« Ihre Schwester Olga dagegen hatte ein kritisch-hartes Urteil über ihn, was sich zum Teil daraus erklärt, daß sie die ableh-

nende Haltung Hitlers ihrem Bruder gegenüber als besonders kränkend empfand. Wenn man in der Abendrunde auf Hitler zu sprechen kam, schüttelte mein Mann nur den Kopf, wie in tiefem Nachsinnen; dann erhob er sich rasch und ging mit uns, um uns auf andere Gedanken zu bringen, von Gabentisch zu Gabentisch. Ich sehe ihn noch, wie er uns plötzlich groß anblickte, als ob er sagen wollte: freut Euch noch einmal an allem, es ist das letzte Mal. – – –

*

Und nun dieses Weihnachten in der Zelle! Ein kleines Bäumchen brannte bei uns wie ein Wunder. Wir gingen Nachmittags in die Kirche, wo mich nur der eine Gedanke bewegte: Lieber Gott, Er lebt ja noch! gib, daß wir wieder einmal Weihnachten zusammen feiern können! –

Am ersten Weihnachtsfeiertag schlug ich meiner Schwester, die erkältet war, vor, sie solle doch an *meiner* Stelle mit der Kleinen in den Hof gehen. Sie brauchte die frische Luft nötiger als ich. Sobald sie draußen war, machte ich die Zelle sauber. Da dachte ich freilich: das hätte mir einer zum vorigen Weihnachtsfest in Carinhall sagen sollen, daß ich zu diesem Fest 1946 eine Zuchthauszelle schrubben müßte. Wie oft mußte ich an die Tannhäuser-Worte denken: »Zu viel, zu viel, oh, daß ich nun erwachte!« Aber vielleicht war es vorläufig besser, nicht zur vollen Wirklichkeit zu erwachen, sondern mehr oder weniger dahinzudämmern. –

Ich muß sagen, daß die alltäglichen Belanglosigkeiten der Straubinger Zeit keinen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Auch unsere bittere Armut ging mir nicht im geringsten nahe. Mit Freuden wäre ich noch jahrelang in der Zelle geblieben, wäre nur mein Mann dem Leben zurückgegeben – und könnte bei uns sein!

*

Einmal kam der amerikanische Gefängnispfarrer Gericke aus Nürnberg zu uns, ein wahrhaft gütiger und lieber Mensch, wohl

der zweite menschlich großartige Amerikaner, den ich kennenlernte. Er erzählte uns von meinem Mann. Ich hätte ihm so gern einen Brief für ihn mitgegeben. Es war ihm aber untersagt. Er ließ sich aber in sein Notizbuch alle Namen von uns schreiben: er wollte sie meinem Mann als Beweis dafür zeigen, daß er wirklich bei uns gewesen war.

*

Eines Nachts gegen zwei Uhr öffnete sich unsere Tür und zwei Amerikaner weckten uns in gebrochenem Deutsch mit den Worten: »Was glauben Sie von Adolf Hitler?« Noch völlig verschlafen, antwortete ich den beiden: »Ich glaube, daß Hitler niemals des nachts in das Schlafzimmer zweier Damen gekommen ist und gefragt hat: ›Was glauben Sie von Eisenhower?!‹ –

Noch nie habe ich zwei Amerikaner so rasch verschwinden sehen, wie diese Kavaliere. Schwester Christa gratulierte mir zu meiner Schlagfertigkeit. Sie kann sehr nützlich sein. – Unser amerikanischer Bewachungsoffizier wollte sich eines Tages von uns verabschieden und wandte sich an Edda: »Ich will Dir nur schnell adieu sagen, da ich morgen nach Amerika fliege. Ich habe hier zwei Haarschleifen gekauft; eine ist für Dich, und eine soll mein Töchterchen bekommen.« Edda schaute ihn an: »Ich wußte, daß Sie fortgehen, man hat es mir schon erzählt. Hier habe ich auch etwas für Ihr Töchterchen«, und damit gab sie ihm ein winziges, reizend eingewickeltes Päckchen.

Verwundert sah ich Edda an. Sie hatte nie mit einem Wort etwas davon erwähnt. Er nahm das Päckchen entgegen, lächelte und sagte: »Danke, Edda!«

Darauf nahm sie die ihr zugedachte Schleife: »Ich danke auch schön. – Wollen Sie nicht einmal nachschauen, was in meinem Kästchen ist?« Und als er Eddas Päckchen geöffnet hatte, sah ich ihr kleines echtes Perlkettchen darin. Sie hatte es einmal von meinem Bruder bekommen. Es bestand aus winzigen Perlen von Stecknadelkopfgröße, und sie hatte es stets getragen. Nun hatte sie es abgenommen, um es dem Amerikaner für dessen Töchterchen zu schenken. –

»Ja, darfst Du denn das auch hergeben?« fragte er. »Aber natürlich«, gab sie zur Antwort, »das gehört doch mir, gell Mutti, ich darf?« »Ja freilich«, sagte ich. Er bedankte sich herzlich und ging. – Ich wußte sehr genau, was in Edda vorgegangen war. Sie hatte auf Anordnung eines amerikanischen Arztes, der bei der Untersuchung Eddas hochgradige Unterernährung festgestellt hatte, eines Tages einen Kuchen und Grapefruit-Saft verschrieben bekommen und dieses »Heilmittel« hatte ihr eben dieser Offizier gebracht. Kaum war der Offizier draußen, als Edda mich umarmte. »Mutti, Du bist doch nicht böse, daß ich das Kettchen hergeschenkt habe? Schau, er hat uns doch den Kuchen und den Saft gebracht, und da dachte ich, es sei recht, wenn ich ihm jetzt etwas dafür gäbe.« –

Natürlich war ich nicht böse. Ich freute mich im Gegenteil über diese ihre Eigenschaft, die sie von Vater wie von Mutter geerbt hatte: die elementare Freude, lieben oder bedürftigen Menschen zu schenken, wo und wie es nur immer möglich ist.

20. KAPITEL

Aus dem Zuchthaus entlassen – Im Wald beim Förster Frank – Briefwechsel mit Hermann – Besuchserlaubnis – Das Wiedersehen – Ein Wort aus Schillers »Maria Stuart« – Der letzte Besuch – Abschied – »Sie hängen mich nicht!« – Gefangene bis zum Spruchkammerverfahren.

Am 19. Februar 1946 kam der amerikanische Lagerleiter in unsere Zelle, stellte erst ein paar unbedeutende Fragen und sagte plötzlich: »Im übrigen kann ich Ihnen mitteilen, daß Sie heute alle entlassen sind.«

Wir konnten es zuerst nicht fassen und waren unbeschreiblich glücklich. Zur Bedingung machte er, daß wir die Adressen unserer künftigen Quartiere angeben müßten. »Dürfen wir nicht nach Veldenstein?« war meine erste Frage. – »Nein, dort sind Flüchtlinge, das Haus ist voll besetzt« war die Auskunft. Da wir ja von aller Welt abgeschlossen waren, und nicht ahnten, ob unsere Verwandten und Freunde noch eine Wohnung besäßen, konnten wir beim besten Willen keine Adressen angeben. So mußten wir also vorläufig noch in der Zelle bleiben. Gleichzeitig wurde uns verboten, irgendwohin zu schreiben und uns irgendwo zu erkundigen. Vortreffliche Logik amerikanischer Bürokratie! Früher lachte man nur über die deutsche! – Der Lagerleiter verlangte fernerhin, daß ich innerhalb einer Woche aus dem Zuchthaus ausgezogen sein müßte. Na, denn man tau, dachte ich im stillen auf gut Friesisch. –

Meine arme Schwester hatte nach den vielen Aufregungen einen Herzanfall erlitten und lag im Zuchthaushospital. Sie schien das Gefühl zu haben, daß wir hier nie mehr hinauskommen würden. Unsere gute Krankenschwester Christa lag ebenfalls krank zu Bett. Sie hatte von der vitaminarmen Kost eine Mundfäule bekommen und litt außerdem an heftigen Nierenschmerzen. Wo, um alles in der Welt, sollte ich jetzt mit

dem Kind und meiner Nichte und mit den zwei schwerkranken Menschen mitten im Winter eine Bleibe finden. Wer wollte schon eine Frau Göring mit Anhang bei sich aufnehmen? Nun, für alle Fälle fing ich an, unsere paar Sachen zu packen. Um Edda nicht unnötig zu erregen, sang ich dabei ein Lied. – Das Kind meinte plötzlich, ob man uns denn hier einfach hinauswerfen könnte. – »Nein, mein Spatz«, antwortete ich, »wenn man das tun sollte, dann rufe ich ›Heil Hitler‹, und wir sind sofort wieder drin. Unter Garantie!« Ja, der Humor war etwas bitter geworden. Edda hatte sich nach kurzer Zeit etwas beruhigt. –

Inzwischen war meine Nichte nach Neuhaus gefahren, um dort für uns ein Quartier zu suchen. Sie kam erfreulicherweise bald mit der Nachricht zurück, daß die dortigen katholischen Schwestern bereit seien, mich und Edda, zunächst einmal für vier Wochen, aufzunehmen. Sie hofften, daß wir später eine andere Unterkunft fänden. Ich war von der so günstigen Nachricht ganz gerührt. Gerade als Protestantin werde ich diesen Schwestern ihr so liebevolles Anerbieten nie vergessen. – Wir hofften, auch noch etwas für Tante Else und meine Nichte zu finden. Christa war leider noch sehr krank und mußte im Straubinger Krankenhaus bleiben. –

Meiner Nichte konnte ich erzählen, daß inzwischen eine amerikanische Journalistin, Peggy Poor, bei uns gewesen sei und mir versprochen habe, gegen ein paar Artikel, die ich ihr geben sollte, für eine Unterkunft für uns alle in der Nähe Nürnbergs zu sorgen. – Tatsächlich kam diese sehr resolute und zielbewußte Frau nach zwei Tagen zurück. »Wohin kommen wir denn?« fragte ich mit vor Erregung zitternder Stimme. – Wir strahlten, als sie antwortete: »Nach Sackdilling, in eine leidlich geräumige Hütte, die zum Forsthaus des Försters Frank gehört und zwei Zimmer hat.«

Wie gut es das Schicksal mit uns meinte!

Von der Frau Förster Frank konnte ich meiner Edda gleich etwas erzählen: »Du wirst sie gern haben. Ich kenne die Frau. Ich war einmal mit Papa in Veldenstein, als unser Verwalter eintrat und mir mitteilte, daß draußen die Frau des Försters

Frank stünde: sie hätte Krapfen gebacken. Sie kenne den Herrn Reichsmarschall schon als jungen Leutnant, und wisse, daß er Krapfen so gerne esse. – ›Wie schön‹, so hatte ich damals ausgerufen, und da wir gerade beim Kaffee saßen, hatte ich die Frau Förster gebeten, mitzutun. So haben wir uns damals zu dritt beim Kaffee unterhalten, und so habe ich die Frau kennen und schätzen gelernt. Wie großartig, daß es sich jetzt gefügt hat, durch die Vermittlung von Peggy Poor ausgerechnet in diese försterliche Behausung zu kommen.«

*

Die Hütte hatte übrigens mein Mann einmal bauen lassen, um sich dort umzuziehen oder auszuruhen, wenn er von der Jagd kam. Sie war einfach und primitiv, aber doch von festem Bau.

Wir fuhren lange und verfuhren uns schließlich im dichten Walde. Es wurde schon dunkel. Nach stundenlangem Suchen erreichten wir endlich unser Ziel. Schwester und Nichte waren mit der Bahn nach Neuhaus gefahren; im Jeep reichte nicht der Platz für alle. Ich konnte ihnen nun gleich eine Nachricht senden, daß sie andern Tags zu uns kommen sollten. Neuhaus, das am Fuß der Burg Veldenstein liegt, war ja nur wenige Kilometer von Sackdilling entfernt. Als ich mit Edda und der Franke-Tochter in unsere Hütte hinübergehen wollte, bot mir Frau Frank für das Kind ein paar Eier an. Mein Gott, dachte ich, ein paar Eier! Gar nicht auszudenken! Ich wollte aber bescheiden sein und erbat mir von Frau Frank nur eines. Edda war selig – Da die Tochter eine Kerze vorantrug, hatte ich schon die Befürchtung, daß die Hütte ohne elektrisches Licht sei. Aber glücklicherweise war es gerade von den Amerikanern, die die Hütte für Jagdzwecke hergerichtet hatten, neu gelegt worden. Zuguterletzt forderte mich Peggy Poor auf, an meinen Mann einen Brief zu schreiben, den sie anderntags nach Nürnberg mitnehmen wollte. Tief glücklich teilte ich ihm in weni-

gen Zeilen mit, daß wir in Freiheit seien. – Unsere amerikanische Gönnerin empfahl uns beim Abschied, uns auszuruhen und rasch einzugewöhnen; sie wollte später einmal wiederkommen und mich für ein paar Artikel interviewen. –

*

Ja, da stand ich mit meinem Kind – endlich in Freiheit und endlich auch irgendwo ›zu Hause‹. Leider war die Hütte noch kalt, weil uns Frau Frank nicht so bald erwartet hatte. Aber ein großer Kachelofen funktionierte schnell. Ich legte Edda auf eine Chaiselongue und ging auch bald zu Bett. Schlaf konnte ich freilich nicht finden. Ich war so voll Glück, so voll Dankbarkeit!

Am nächsten Morgen war ich um 6 Uhr munter und versuchte den Ofen anzuzünden. – Im Rahmen meiner Jugenderinnerungen erzählte ich schon, daß ich einst als junges Mädchen bei einem Förstersehepaar in der Nähe von Braunschweig in Pension war, wo ich auch Feuer anzumachen hatte – was mir aber selten gelang. Es war mir dabei immer unvorstellbar gewesen, wie eine Feuersbrunst entstehen könne.

Und jetzt auf einmal gelang es mir, den Ofen warm zu bekommen. Ich war geradezu stolz. Es wurde auch bald warm im Zimmer. Als man von drüben gesehen hatte, daß unser Schornstein rauchte, brachte man alsbald unser Frühstück. Das Erwachen an diesem Morgen der wiedergewonnenen Freiheit machte uns beide unendlich froh. Was die Hütte anbetrifft, so hatte sie früher aus einem einzigen Raum bestanden, der später durch eine einfache Holzwand geteilt worden war. In dem zweiten Zimmer sollten nun Schwester und Nichte wohnen. Also versuchte ich auch, den Ofen drüben zu heizen. Diesmal mißlang es mir freilich gründlich. Der Ofen fing an zu qualmen. Aber wie ich in all den schweren Jahren überall hilfsbereite Menschen gefunden habe, so kam auch diesmal rechtzeitig ein hilfsbereiter Waldarbeiter daher und richtete mir den Ofen. Und als die beiden lieben Frauen kamen, war es

köstlich warm in ihrem Zimmer. – Zu meiner großen Freude brachten die beiden meine so anhängliche Zofe Elsa mit. Sie hatte in den letzten Monaten bei ihren Eltern in Wilhelmshaven gewohnt und dort oben eine Stellung angenommen. Einen Tag vor unserer Entlassung hatte sie nichts ahnend mit ihrer Mutter gesprochen: ob ihr ›Frauchen‹ (so nannte sie mich), nicht gar schon nach Neuhaus zurückgekehrt wäre und ihrer Hilfe bedürfte. – Sie hatte sich also ein paar Tage Urlaub genommen und war sofort nach Neuhaus gefahren. Und der erste Mensch, dem sie dort begegnete, war meine Schwester! Nun kam sie mit, und half uns, wo sie nur konnte. Nach drei oder vier Tagen mußte sie leider wieder fortfahren.

Wir waren frei und von einem unbeschreiblich schönen Wald umgeben. Wie froh hätten wir sein können, wenn Hermann bei uns gewesen wäre und wenn das deutsche Vaterland nicht in einem so grauenhaften Elend darbte.

*

Im grauen Alltag dieser Notzeit gab es auch manchen heiteren Augenblick. Ich habe ja schon von einigen erzählt. Meist war es Edda, die etwas Sonnenschein brachte. Als wir am ersten Tag beim Mittagessen saßen, benutzen wir zwei Bestecke, die in Veldenstein gelegen hatten. Edda sah sich ihren Löffel ganz genau an: »Mutti, warum hast Du denn sogar in den Löffel einritzen lassen, daß wir in der Partei waren?« Ich verstand kein Wort: »Wieso, was meinst Du denn eigentlich?« Da gab sie mir ihren Löffel, der einmal meiner Schwägerin Paula, der Schwester meines Mannes, gehört hatte, und auf dem ihr damaliges Monogramm zu lesen stand: »P. G.« – – –

Täglich ging ich mit Edda eine Stunde im Wald spazieren und erteilte ihr dabei ein wenig Unterricht. Langsam brachte ich ihr das Einmaleins bei, wir sangen auch ein bißchen und vor allem ließ ich sie ein Gedicht lernen. – Daheim schrieb sie dann ihrem Vater, ein bis zweimal in der Woche, ein Briefchen.

Wie froh war ich jetzt, ihm täglich schreiben zu können. *Er* durfte mir in der Woche nur *einmal* schreiben. Das Warten auf den Briefträger war jedesmal fast unerträglich.

*

Ein paar Monate waren vergangen. Hin und wieder hatte uns der amerikanische Gefängnisgeistliche aus Nürnberg besucht, der gleiche, den wir schon von Straubing her kannten. Es war mir immer ein großer Trost, wenn er kam; war er doch voll Güte und Liebe. Auch brachte er mir stets Zeilen meines Mannes mit. Selbstverständlich gingen alle Briefe ›her und hin‹ durch die amerikanische Zensur; eigenartig, wenn mir das beim Schreiben zum Bewußtsein kam, war plötzlich eine völlige Leere im Gehirn und es wollte kein richtiger Brief zustande kommen. Ich sah im Geist das Gesicht des prüfenden Zensors und war gehemmt. Aber die kleinsten Nachrichten waren für Hermann wie für mich eine seelische Hilfe.

*

Inzwischen war meine Nichte zu ihren Eltern gefahren, die in Berlin alles verloren hatten und als Flüchtlinge in Norddeutschland lebten. Sie hatten ihren kleinen Buben zu sich genommen. Unsere Cilly lebte jetzt wieder bei uns. Ehe sie kam, hatte ich sie darauf aufmerksam machen müssen, daß ich ihr kein Gehalt zahlen könnte. Darauf antwortete sie nur: daß sie all die guten Jahre mitgemacht hätte und nun in schlechten Tagen auch bei mir sein möchte. – Das war unsere Cilly. –

Eine Hausfrauensorge für mich war der Seifenmangel. Jeden Abend seifte ich mein Kind ab. Aber wir Erwachsenen brauchten die Seife ebenso, und auch unsere Wäsche brauchte welche. Also ging ich hinüber zu Frau Frank, ob sie vielleicht meinen goldenen Bleistift, den man mir gelassen hatte, irgendwo gegen Seife umtauschen könnte. Was tauschte man damals nicht alles! Und wirklich, es gelang. Ich erhielt zehn

große Stücken Waschseife. Aber es war amerikanische; in der Qualität gut, aber für uns gefährlich, weil sie aus amerikanischen Beständen stammte. Damit man sie mir unter keinen Umständen wegnehmen könnte, – denn alle Augenblicke war Haussuchung, – ging ich noch am gleichen Abend ein paar Schritte vor die Hütte, grub im Schweiße meines Angesichts ein Loch, und steckte meinen Seifenvorrat da hinein. Zufrieden ging ich an dem Abend ins Bett, als ob ich einen großen Schatz vergraben hätte. An dem ersten Tag des Seifenbesitzes hatten wir schon zwei Stück für unsere Leibwäsche verbraucht, aber acht Stücke waren ja noch in Sicherheit, im Waldes-Safe! – Als ich am nächsten Morgen vor die Türe trat, – es hatte in der Nacht stark geregnet – stand eine große Seifenpfütze vor unserer Hütte! Acht walnußgroße Stücke Seife waren alles, was von der ganzen Herrlichkeit übrig geblieben war! Das war das erste, und ich hoffe, es war das letzte Mal, daß ich etwas habe vergraben müssen. – Man hat mich noch lange Zeit wegen meiner vergrabenen Seife ausgelacht.

*

Eines Tages besuchte uns ein amerikanischer Arzt aus Nürnberg. Er bat uns während seines Besuches um eine Tasse Tee, und ich freute mich, ihm seine Bitte erfüllen zu können. Ich hatte noch Tee aus einem Paket übrig, das mir Karins Schwester Lily aus Schweden geschickt hatte. Nur *etwas* machte mir Sorge: unsere Tassen. Wir besaßen drei zersprungene Exemplare, eine sogar ohne Henkel! Ich entschuldigte mich bei meinem Gast, daß alles so primitiv sei, aber: *eigentlich müßte nicht ich mich, sondern er,* der Gast, *sich entschuldigen, weil seine Landsleute uns alles weggenommen hätten!* Das war so eine von meinen Äußerungen, die meinem ›Geradezu‹-Wesen entsprachen. Ich sagte so etwas sehr freundlich, aber doch deutlich. – »Oh!« sagte er nur etwas verlegen, trank seinen Tee aus und verabschiedete sich höflich und korrekt. – Einige Zeit darauf wurde ein Paket mit sechs nagelneuen Tassen bei

uns abgegeben. Ohne Absender, aber ich wußte natürlich, wer sie uns geschickt hatte.

Je mehr sich unser Leben, bei aller Primitivität, wieder ›normalisierte‹, um so größer wurde mein Wunsch, die wiedergewonnene Freiheit zu benützen, um meinen Mann so oft wie möglich im Gefängnis zu besuchen. Ein Unterfangen, das mir zuerst nur wie ein Traum aus einer anderen Welt erschien, etwas schier Unbegreifliches und deshalb Unmögliches, an das man gar keine Gedanken verschwenden wollte und verschwenden konnte. Das ganze Leben in dieser Lage verlief, sobald man nur zum Nachdenken kam, unter einem Alptraum.

Aber die Wunschvorstellung wurde bald zu einer fixen Idee. Wieso sollte man mich eigentlich *nicht* zu meinem Mann lassen? fragte ich mich nach wenigen Tagen. Von da ab ließ mich die Unruhe nicht mehr los. Ich hatte nur noch den einen Gedanken im Kopf: du mußt nach Nürnberg!

Gestützt wurde dieser immer noch fast unmöglich erscheinende Plan durch eine Bemerkung des amerikanischen Anklägers, des Staatsanwaltes Dr. Kempner, eines gebürtigen Deutschen, der mich einmal in Sackdilling besucht hatte: »Wenn Sie einmal einen Wunsch haben, den ich Ihnen erfüllen kann, so suchen Sie mich bitte im Nürnberger Justizpalast auf.« Mit diesen mir doch innerlich helfenden Worten hatte er sich verabschiedet.

So setzte ich mich eines Tages in dem nahegelegenen Auerbach mit einem Geschäftsmann in Verbindung, der ein mit Holzgas betriebenes Auto zur Verfügung hatte. Da ich bis zur nächsten Bahnstation in Neuhaus etwa 12 km zu laufen haben würde und ich diese Strecke mit meinem in Straubing nicht besser gewordenen Ischiasleiden nicht geschafft hätte, bat ich den Geschäftsmann, mich mit dem Auto nach Nürnberg zu bringen.

*

Der Leser erspare mir eine Schilderung des Gefühls, das mich bei der Einfahrt in die Stadt Nürnberg packte. Dieses

einst wunderbare alte Nürnberg, wie sah es jetzt aus! Alles Schöne war von den Bomben ausradiert. Das Bild einer einzigen großen blutenden Wunde! –

Mit zitternden Gliedern betrat ich den Justizpalast. Unmittelbar neben diesem liegt das Gefängnis mit seinen zahllosen düsteren Zellen. In einer dieser Zellen wußte ich meinen Mann. Der Gedanke, ihn jetzt nicht sogleich sehen zu können, machte mich fast wahnsinnig, so sehr ich mich auch zusammennahm. Ich beschwor Staatsanwalt Dr. Kempner, mich zu meinem Mann zu lassen. Wie er behauptete, konnte er mir das nicht erlauben, gab mir aber den Rat, sofort ein Gesuch aufzusetzen, das mir eine Sprecherlaubnis erteilt würde. – Unverrichteter Sache fuhr ich also nach Sackdilling zurück, zwar voller Verzweiflung, daß ich Hermann nicht hatte sprechen können, aber doch mit der Hoffnung, daß mein Gesuch bewilligt werden würde. Ende August (1946) kam der Gefängnispfarrer: alle Frauen dürften acht Tage lang – jeden Tag eine halbe Stunde – ihre Männer besuchen! – Fast hätte ich ihn vor Freude umarmt. Aber dann kam die große Einschränkung: ich mußte mit einem Wiedersehen hinter Glas und Gitter rechnen! Wir durften unseren Männern nicht einmal die Hand reichen. Ich konnte es damals nicht begreifen und heute genauso wenig. Nur gut, daß mich der Pfarrer Gericke schon darauf vorbereitet hatte, und ich mich also an den Gedanken gewöhnen konnte: nur hinter Glas und Gitter . . .!

*

Ein paar Wochen danach rief mich der hervorragende und menschlich so überaus gütige und großherzige Anwalt meines Mannes, Rechtsanwalt Dr. Otto Stahmer, aus Nürnberg an, daß ich meinen Mann jetzt besuchen dürfte. Dr. Stahmer stellte mir freundlicherweise zwei Zimmer in seiner möblierten Mietwohnung und zwar für meine Schwester, für Edda und mich, zur Verfügung. Wieder fuhr uns der genannte Geschäftsmann mit seinem ›zeitgemäßen‹ Holzgaswagen nach Nürnberg. – – –

– – – Dann stand ich vor meinem Mann. Nach einer Tren-

nung von siebzehn Monaten! Was hätte ich darum gegeben, ihn umarmen zu können. Wie grausam dieses Glas und dieses Gitter!

»Schreib' Dir bitte alles auf, was Du mich fragen oder was Du mir sagen willst«. Mein Mann sprach ganz gefaßt und fuhr fort: »Ich tue es auch, man vergißt sonst in der kurzen Zeit zu viel Wichtiges . . .«

Beim zweiten Mal konnten wir schon etwas freier miteinander reden. Natürlich störte mich der amerikanische Soldat an der Seite meines Mannes. Neben mir sollte eigentlich auch einer postiert werden, aber dafür kam Pastor Gericke mit, was mir einen großen Trost bedeutete. »Was machst Du den ganzen Tag in Nürnberg?« fragte mich mein Mann. »Mich freuen auf diese halbe Stunde mit Dir,« antwortete ich. Und so war es auch. Ich hatte es mir vorgenommen, meinen Mann, soweit das überhaupt möglich war, aus seiner schweren Stimmung ein wenig herauszuholen, er sollte einmal richtig lachen. Auch in seinem Falle glaubte ich, daß das befreie. Und so erzählte ich ihm in einer dieser halben Stunde alles, was wir an heiteren Episoden erlebt hatten. Denn trotz allem Elend hatten wir doch auch, und sogar in Straubing, manchesmal herzlich lachen müssen. Und so erreichte ich es wirklich, daß er aufrichtig und von Herzen lachte. Ich glaube sicher, daß er in dieser halben Stunde sein Elend hat vergessen können. Nach diesem Besuch war ich so erschöpft, als hätte ich eine ganz große und schwere Arbeit geleistet. Ich spürte eine herrliche Ermattung nach dem geistigen, seelischen und psychologischen Bemühen, Hermann in eine heitere Stimmung zu versetzen.

Ein paar Tage später wurde uns Frauen erlaubt, unsere Kinder mitzubringen. Edda war natürlich überglücklich, daß sie ihren Papa sehen dürfte: »Edda, sag' gar nichts Trauriges, und weine nicht, wenn Du jetzt Papa siehst«, bat ich sie. »Du mußt denken, wenn wir wieder fortgehen, dann können wir beide über alles Traurige sprechen, aber Papa bleibt allein, er hat keinen Menschen, mit dem er sich aussprechen kann.«

»Du kannst Dich auf mich verlassen«, versprach das rührende

Kind. Und es war wirklich erstaunlich, wie sie dann ihr Versprechen hielt.

Sie war eben innerlich auffallend reif; man konnte ihr derartige Situationen klarmachen, denen sie doch in ihren jungen Jahren normalerweise gar nicht gewachsen sein konnte.

*

Der Tag der Urteilsverkündung wurde um eine Woche verschoben, so daß wir noch bleiben durften. Zu meiner Freude kam die Schwester meines Mannes, Paula, aus Österreich. Ich war ihr besonders herzlich zugetan. Allerdings war es uns nicht gestattet, Hermann gemeinsam zu sehen. So mußten wir uns die erlaubte halbe Stunde teilen. Am 30. September (1946) war mir erlaubt, Hermann, bevor wir abreisen mußten, für eine ganze Stunde zu besuchen. Nun war außer meiner Schwägerin, Edda und mir auch meine Schwester zugegen, die jahrelang bei uns im Haus gelebt hatte, dazu die Krankenschwester Christa und unsere Cilly, und so fragte ich die Gefängnisleitung, ob für jeden 10 Minuten zum Abschiednehmen erlaubt werden könnten. Das wurde uns bewilligt. Für Edda und mich blieben dann noch zwanzig Minuten. –

Kurz bevor ich gehen mußte, fragte ich meinen Mann zaghaft, aber mit einer kleinen Hoffnung im Herzen: »Glaubst Du nicht, Hermann, daß wir drei uns einmal wieder in Freiheit beisammenfinden werden?« –

Da wurde sein Gesicht ganz ehern: »Du scheinst nicht zu wissen«, sagte er, »daß hier nach englischem Recht gerichtet wird und daß man ein neues Gesetz herausgebracht hat, das nur auf uns gemünzt wurde.« Nach einer kurzen Pause meinte er: »Ich glaube, daß Du unsere Situation am klarsten erkennen kannst, wenn ich Dir die Worte der Maria Stuart nahebringe:

Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz ausdrücklich
Auf mich gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen lassen –
Wehe dem armen Opfer, wenn derselbe Mund,
Der das Gesetz gab, auch das Urteil spricht.

Darauf schwieg er eine Weile – und fuhr dann fort: »Ich glaube, besser kann wohl nichts meine, ja unser aller jetzige Lage kennzeichnen. Emmy! Ich bitte Dich inständig: Hab keine Hoffnung mehr.«

Es war ein harter Abschied. Wir mußten noch unterschreiben, daß wir Nürnberg verlassen würden. – Wir fuhren nach Sackdillingen zurück. Edda weinte bitterlich. Diesmal konnte ich sie nicht beruhigen. Was ich tat, tat ich ganz mechanisch, soweit war ich der Gegenwart entrückt. Mein Herz war ganz bei meinem Mann. –

Eine sehr aufmerksame amerikanische Sekretärin gab mir ihren kleinen Radioapparat mit, damit ich den Urteilsspruch hören könnte. –

Eines Tages, wenig später, kam der grauenhafte Spruch durch den Äther. – –

Ich lief mit Edda in den Wald. Ich konnte und konnte es nicht fassen. Mein Kind war lieb und rührend: »Muttilein, vielleicht geschieht noch ein Wunder« sagte sie mir immer wieder. »Komm, wir wollen ganz fest zum Lieben Gott beten.«

Dann kam der 7. Oktober.

*

Immer wenn es Oktober wird, empfinde ich vor diesem Monat eine merkwürdige Scheu. Die bösesten Ereignisse meines Lebens verbinde ich mit ihm. Auch für meinen Mann war der Oktober einer der ärgsten Monate. Seine erste, von ihm so geliebte Frau, Carin Göring, hatte er im Oktober verloren. Die Mutter und Schwester Carins sind an einem Oktobertag gestorben. Seine jungen Neffen sind fast alle in eben diesem Monat gefallen. Sein Schwager Fried, mit der er als junger Mann die ersten Berge bestiegen hat, war im Oktober verunglückt. Sein Bruder Karl Göring verschied an den Folgen

einer Kriegsverletzung in diesem Monat, und nun mußte er selbst an einem Oktobertag Abschied von diesem Leben nehmen.

Und doch ist dieser Monat für viele, die sogenannten Waage-Menschen, ein Monat des harmonischen Gleichgewichts von Charakteren, die nach gerechtem Ausgleich streben, zu denen also eigentlich Naturen wie Hermann Göring gehörten. Aber wer kennt sich in der Astrologie bis ins Letzte aus? Immer wieder ist es mir unfaßlich, daß Hermann nicht mehr bei uns weilt. Ich habe es früher oft für eine Übertreibung gehalten, wenn mir irgend ein Mensch versicherte, daß er jede Sekunde an einen geliebten Verstorbenen habe denken müssen. Jetzt weiß ich, daß es möglich ist, daß es wahr ist. Auch ich denke jede Sekunde an meinen Mann. Bei allem, was ich denke, bei allem, was ich tue, ist er mir gegenwärtig. Wenn ich mich für etwas entscheiden muß, überlege ich mir, was er raten und was er tun würde, dann weiß ich, was ich zu tun habe. Unzertrennlich bin ich mit ihm für Zeit und Ewigkeit verbunden.

*

Sein Verteidiger, Dr. Stahmer, teilte mir an einem der ersten Oktobertage 1946 von Nürnberg aus mit, daß ich meinen Mann noch einmal sehen dürfte. Ich fuhr sofort hin. Es war am 7. Oktober. Ich wußte, daß ich meinen Mann, wieder durch Glas und Gitter, auf eine Stunde zum letzten Mal in diesem Leben sprechen sollte. Dr. Stahmer, der sich rührend und aufopfernd meiner annahm, empfing mich in seiner Wohnung. Als er mir dort den Ehering meines Mannes aushändigte, mußte ich mich, wie man denken kann, mit aller Gewalt zusammenreißen. War mir's doch, als hielte ich schon das Andenken eines Toten in der Hand. – Sodann wurde ich zu einem Leutnant Schwarz in den Justizpalast geschickt, wo ich eine lange, unerträgliche Wartezeit durchmachte. Der amerikanische Leutnant sprach kein Wort, aber ich sah ihm doch an, daß er mit mir litt. Die Stunde war längst überschritten, in der ich zu meinem Mann gehen durfte. Aus irgend einem Grund konnte man die genaue Zeit nicht einhalten. Ich flehte den Herrgott an: Gott,

gib mir jetzt Kraft für diese Stunde! Nachher mag mit mir geschehen, was will. Aber diese Stunde muß ich durchstehen, so tapfer wie nur menschenmöglich! –

Endlich wurde ich zu meinem Manne geführt. Er saß mir genauso gegenüber wie bei unseren vergangenen Besuchen, von mir durch Glas und Gitter getrennt, und an jeder Seite stand, zu allem Überfluß, auch noch ein Tisch zwischen uns. Sein erstes Wort war: »Wie hat Edda das Urteil aufgenommen? Weiß sie, was mit mir geschehen wird?« Ich bejahte die Frage. Ich machte ihm klar, daß ich verpflichtet sei, Edda die Wahrheit zu sagen. Ich wollte, daß sie unbedingt an mich glaubte, sie sollte wissen, daß sie von mir nicht belogen wurde. Die Notlügen, die ich vor einiger Zeit für angebracht gehalten hatte, um ihr einen gesundheitsschädlichen Schock zu ersparen, lagen hinter mir. Was wußte ich, wie lange ich noch leben würde, was wußte ich, wie und was andere Menschen ihr einmal von ihrem Vater erzählten! Jetzt, da ich sie noch bei mir hatte, sollte sie wissen, daß das, was ich sagte, stimmt. Sie brauchte jetzt den Menschen, auf den sie sich verlassen konnte. So klein sie war, so über den Durchschnitt verständig und geistig wach war sie. Sie hatte schon eine Ahnung von all dem, was sie durchgemacht hatte. Ich erzählte meinem Mann, daß mich Edda, nachdem sie von dem Urteil gehört, gefragt habe, ob Papa wirklich sterben müsse, und daß ich versucht hätte, ihr, ja auch *mir* zum Trost zu sagen, ich könnte es einfach nicht glauben, daß man das entsetzliche Urteil an ihm vollstrecken werde. »Wenn Papa aber nun *doch* sterben muß«, sagte sie, dann sieht er doch alle guten Menschen im Himmel wieder, die er geliebt hat.« Das alles kam in einer so einzigartigen Naivität. »Ja«, gab ich zur Antwort. »Das tut er gewiß«. Dann schweifte ihre zarte Fantasie nach Kinderart in Regionen, die uns Erwachsenen verschlossen sind oder auch erstaunen machen können. Schließlich meinte sie, daß Papa im Himmel doch auch seine verstorbene Frau wiedersähe. Und so malte sich Edda ein Wiedersehen mit allen lieben Menschen aus, die Papa gekannt und geliebt hatte. Plötzlich umarmte sie mich innig: »Ach, Mutti,

sei doch nicht so furchtbar traurig, vielleicht müssen wir ja auch nicht mehr lange leben, und dann sind wir ganz bald bei Papa«; und da oben ist dann keine Scheibe und kein Gitter mehr zwischen uns. – –«

Als ich das Hermann erzählte, leuchteten seine Augen auf und ein schönes Lächeln verklärte sein Gesicht.

»Mein Eddalein«, sagte er, »hoffentlich faßt sie das Leben nicht all zu rauh an. Mein Gott, was für eine Erlösung bedeutete mir der Tod, wenn ich Euch beschützt und behütet wüßte. –«

Nach einem Augenblick des Nachdenkens fragte er mich fast zaghaft, tastend: »Möchtest Du, daß ich ein Gnadengesuch einreiche?«

»Nein, Hermann«, sagte ich ihm, »Du darfst jetzt ruhig und reinen Gewissens sterben. Du hast hier in Nürnberg alles getan, was Du tun konntest, für Deine Kameraden und für Deutschland. Von diesem Leben bist Du erlöst. Ich wollte wahrhaftig, ich könnte mit Dir in den Tod gehen. Aber ich hab unser Kind, das ich nicht allein lassen kann. Ich will und werde alles tun, um Edda das Leben erträglich zu gestalten. Alles! Ich werde auch nicht jammern und klagen. Das verspreche ich Dir. Ich müßte mich vor jeder Frau schämen, die im Krieg ihren Mann verloren hat und gleichfalls tapfer für ihre Kinder weiterleben muß. Ich werde immer im Bewußtsein tragen, daß Du für Deutschland gefallen bist.« Über sein Gesicht glitt es wie ein Sonnenstrahl. Alle Qual schien aus ihm entschwunden. Er sah plötzlich wie ein ganz junger Mensch aus, wie jener junge Fliegerhauptmann des Ersten Krieges

»Ich danke Dir für diese Worte«, sagte er fest, »Du ahnst nicht, wie Du mir damit geholfen hast« und fügte hinzu: »Noch eines: Glaub nicht, daß man mich aufhängen wird. Man wird mir eine Kugel geben. – Und das will ich doch noch sagen – diese Ausländer können mich ermorden, aber das Recht, mich zu richten, haben sie nicht, das spreche ich ihnen ab. –«

Die Sekunden flohen dahin. Die letzte des Abschieds war nahe. Mir war, als hätte man mir den Hals zugeschnürt. Ich

klammerte mich mit innerer Gewalt an den einen Gedanken: bleib ruhig, um Gottes Willen, bleib ruhig!

»Glaubst Du wirklich, daß man Dich erschießen wird?« fragte ich ihn. Und da kam es nochmal mit ganz fester Stimme: »Auf etwas kannst Du Dich felsenfest verlassen: Sie hängen mich nicht.« Und nach einer kleinen Pause noch einmal langsam Wort für Wort: »Sie hängen mich nicht.«

Aber Hermann dachte noch immer an das praktische Leben. Ihn beschäftigte die Frage, wie es mit Eddas Schulunterricht stände, und ob wir denn ihre Erzieherin behalten dürften. Ich beruhigte ihn dahin, daß alles in Ordnung ging. Die Erzieherin sei bei uns und unterrichtete Edda. Der Landrat sei sehr nett und zuvorkommend, und das seien überhaupt alle Menschen uns gegenüber. – Die Erzieherin war zwar längst fort von uns und der Landrat keineswegs nett, aber um meinem Mann in der letzten Stunde zu helfen, hätte ich auch noch weitere Unwahrheiten zuwege gebracht. In mir lebte nur der eine Vorsatz: *Mache es ihm so leicht wie irgend möglich.* – Dann fragte er nochmals nach allen Verwandten, Freunden und Bekannten. Er vergaß keinen. »Grüß alle, alle von mir!«

Zuletzt sprach er noch über Deutschland, das er liebte wie Einer! –

Plötzlich sah er mich mit blitzenden Augen an. »Ich wollte Dir noch etwas schildern, was am Urteilstag für mich das Fürchterlichste war. Als wir nach dem Spruch in unsere Zellen gingen, sah ich vor den Zellen von Schacht, Papen und Fritsche, also vor den Zellen der drei Männer, die von den Alliierten freigesprochen worden waren, deutsche Polizei! Deutsche Polizei!!« wiederholte er. »Emmy, stelle Dir vor, man hätte mich freigesprochen, und die deutsche Polizei wäre gekommen, mich abzuholen! Das hätte ich nicht ertragen. Glaube mir, ich fühlte wie erlöst, daß ich sterben durfte. –«

Nach einer weiteren Pause ein Trostwort für mich: »Vielleicht kann ich Euch aus dem Jenseits mehr helfen als aus der Zelle.« –

*

Mein Gott, ich habe so oft bei einem Bühnenwerk, in dem ich spielte, oder bei einer grausamen Szene im Film gedacht: Das ist übertrieben, so hart kann ein Schicksal nicht sein. – In diesem Augenblick aber erkannte ich, daß die Wirklichkeit noch sehr viel härter sein konnte. – –

Mir wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, das Wasser strömte mir aus allen Poren. Ich drohte ohnmächtig zu werden. Aber jetzt nur das nicht, nur das nicht! Mit letzter Kraft sagte ich, so ruhig ich konnte: »Soll ich jetzt lieber gehen, Hermann?« –»Nein, wenn Du darfst, dann bleibe bitte noch!« erwiderte er. Im gleichen Augenblick erholte ich mich, straffte mich innerlich und wurde merkwürdigerweise auch ruhiger.

Schließlich sprachen wir noch manches von unserer Ehe, von unserem Kind, von den glücklichen vergangenen Zeiten. Dann war die letzte Stunde vorbei, die uns geschenkt war. Mein Mann erhob sich und wollte den rechten Arm zum Segen erheben, aber seine Hand war ja an die Hand des neben ihm sitzenden Amerikaners gekettet, auch jetzt noch in der letzten Stunde, in der er von seiner Frau Abschied nahm!! – So erhob er die linke Hand und sprach diese Worte zu mir: »Ich segne Dich und unser Kind, ich segne unser geliebtes Vaterland, und ich segne jeden Menschen, der Euch beiden etwas Liebes tut.«

Dann ging er fort, für immer. –

Ich stand da, sah ihm lange nach und merkte mit einem Mal, daß ich immer nur die Worte vor mich hinsprach: Ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich . . .!

*

Der Kaplan nahm mich fort. Mir wurde bewußt, daß meine Beherrschung in den letzten Minuten doch nicht standgehalten hatte. Mein Gesicht war tränennaß, und alles um mich her war mir nur noch der Schatten von Welt und Leben, keine gegenständliche Wirklichkeit mehr. –

*

Vor dem Gefängnis hatten sich Amerikaner aufgestellt, um mich zu fotografieren. – Es gehört ja schon lange zum Sensationsgeschäft, daß man selbst die Hinterbliebenen beim Hineinblicken ins Grab fotografiert. Der Herzenstakt ist bei einer gewissen Sorte von Menschen nicht sehr hoch entwickelt. – Der Kaplan hatte von der Absicht der Fotografen erfahren und wollte das Fotografieren verhindern.

Er führte mich jedenfalls auf einem anderen Weg zum Ausgang und so kam ich zufällig an dem Stuhl vorbei, auf dem noch vor ein paar Sekunden mein Mann gesessen hatte. Ich legte meine Hand auf den Sitz, der noch warm war. Ich stand noch eine Weile da und begriff nichts mehr, begriff nicht, daß ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Vor allem begriff ich nicht, warum ich ihm nicht noch einmal die Hand zum Abschied hatte geben, warum ich ihn nicht noch einmal hatte umarmen dürfen! – –

Dann sah ich alles nur noch wie durch einen dichten Nebelschleier. – –

Ich fuhr zu meinem Kind zurück.

Im Ohr hatte ich immer nur das eine Wort: sie hängen mich nicht. –

Es kamen fürchterliche Tage und Nächte. In jeder Sekunde nahm ich erneut von Hermann Abschied. –

Am 16. Oktober früh hörte ich, wie Frau Frank, aus dem Fenster des Försterhauses unserer Cilly mitteilte: eben sei durch den Rundfunk die Nachricht gekommen, daß die Verurteilten des Nürnberger Prozesses heute gehängt worden seien. *Aber nicht der Reichsmarschall. Der habe Gift genommen und sei in der Zelle gestorben.*

Es ist mir im ersten Augenblick gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Hermann tot wäre. Ich empfand jetzt nur die eine einzige ungeheuere Wohltat, wie eine seelische Erlösung, daß er nicht den grauenvollen und frevelhaften Tod, den die Feinde ihm zugedacht, hatte erleiden müssen. Ich dankte Gott aus vollem Herzen und erinnerte mich immer wieder jener letzten Worte Hermanns: sie hängen mich nicht! – – –

Dann nahm ich mein Kind zu mir, um ihm beizubringen, daß der Vater gestorben sei. Ein paar Stunden später, als wir beisammensaßen und uns den Kopf darüber zerbrachen, wer meinem Mann das Gift gegeben haben könnte, meinte Edda wie eine kleine Heilige: »Mutti, ich weiß, wie es Papa bekommen hat.« Als wir sie fassungslos ansahen, meinte sie, als ob sie es erlebt hätte: »Ein Engel hat das Gift durch die Zellendecke heruntergelassen.«

Da schloß ich sie in meine Arme: »Ja, Edda, wer es auch war, es ist wirklich ein Engel gewesen.« –

Bald erlebte ich etwas Wunderbares, das meine Seele aufrichtete. Ein deutscher evangelischer Pfarrer hatte einen weiten Weg zu uns nach Sackdilling gemacht, um uns einen Trost zu bringen, in dem er mir eine christliche Botschaft des Sinnes brachte, daß Hermanns Scheiden aus dem Leben kein Selbstmord gewesen sei. –

*

Als ich an diesem Abend zur Ruhe ging, kam mir erst allmählich zum Bewußtsein, daß Hermann nicht mehr war. Nun erst überfiel mich der Schmerz so übermächtig, daß ich glaubte, ich könnte ihn nicht ertragen. Ich fühlte, daß mein Leben, aus dem der kostbarste Bestandteil herausgerissen war, von nun an nur noch ein halbes sei. Das Wunderbare, das Übermächtige, das mich so unendlich glücklich gemacht hatte, das war aus meinem Leben verschwunden. Nie würde Ähnliches wiederkommen. Ich spürte, wie alle Wärme, alle Zärtlichkeit, alle Liebe und alles Leben, ja alle Freude von mir wegströmten. Es war eine entsetzliche Nacht! Ja, ich klagte laut das Schicksal an. Warum mußte dieser Mann einen solchen Tod erleiden? Er, der immer nur für andere da war, er, der immer nur aus sich hergab und verschenkte: Liebe, Güte, Zeit, Freude, Verständnis, Hilfe, Anregung und Treue! Man hatte von ihm in einem kurzen Augenblick mehr, als von anderen Menschen in Jahren. Er war immer völlig da. Ganz da. Das war es. Und nun war das alles vorbei.

Nie mehr würde er zu mir sprechen können, nie mehr mein Kind und mich in die Arme nehmen und uns vor dem beschützen, was uns noch bevorstand. –

Jetzt lag das Leben nur noch wie eine schwere Last vor mir, die ich auf die Schultern laden sollte. – – – –

Plötzlich rief Edda aus tiefem Schlaf in die Nacht: »Mutti, mein Muttilein!« – –

Da wußte ich meinen Weg und konnte endlich weinen und beten. »Laß mich bei meinem Kind, guter Gott, dann will ich alles auf mich nehmen!«

Aber mir war nur eine kurze Zeit gegönnt, bei meinem Kind zu sein. Sehr bald wurde ich wieder in ein Lager eingesperrt und der Freiheit beraubt bis zum sogenannten Entnazifizierungs-Verfahren.

Für mich wird der 7. Oktober immer meines Mannes Todestag sein. An diesem Tag habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. –

Jahre sind darüber hingegangen. Aber der Schmerz ist und bleibt immer der gleiche.

21. KAPITEL

Leben in der Hütte – Edda bei mir – Ein telefonischer Anruf – Überführung in ein Lager – Baracken-Dasein – Frau von Schirach und Frau Funk – Edda-Besuch – Die Spruchkammer in Garmisch – Dr. jur. Erich Ebermayer als Verteidiger – Gründgens unter den Entlastungszeugen – Das Urteil

Das Leben ging weiter. Es *mußte* weitergehen. Zu allem kam die erbarmungslose Kälte eines Winters, wie ihn Deutschland schon lange nicht mehr erlebt hatte. In unserer sogenannten Küche waren die Wände mit einer dünnen Eisschicht überzogen. Sie hatte ja kein Fenster, und wenn wir etwas sehen wollten, mußten wir die Haustür weit aufmachen. Auch das Wasserholen wurde immer unerträglicher. Wenn der Brunnen unweit des Hauses zugefroren war, saßen wir auf dem Trockenen.

Eines Tages stand ich wieder einmal, mit einem Tuch um den Kopf, am Brunnen und ließ Wasser in den Eimer laufen. Da kam durch den Wald ein Mann daher, schaute sich unser Häuschen an und meinte: »Ist es wirklich wahr, daß in dieser Hütte die Frau Göring wohnt? Das muß doch da drinnen schrecklich primitiv sein. Mein Gott, die arme Frau!«

»Na, so schlimm ist das nicht«, meinte ich, »dafür ist der Wald um so schöner«.

»*Auch* eine Ansicht! Sie haben wirklich Gemüt!« gab er zurück. »Können Sie sich denn nicht vorstellen, was diese armselige Hütte für eine Frau bedeutet, die so verwöhnt war? Da hängen ja nicht einmal Gardinen an den Fenstern! – Wenn ich nur wüßte, womit man dieser Frau eine Freude machen könnte!«

»In diesem Augenblick ganz bestimmt *da*mit, daß Sie ihr diesen schweren Wassereimer ins Haus tragen«, sagte ich, »ich bin Frau Göring.«

Ein so fassungsloses Gesicht habe ich lange nicht mehr ge-

sehen –. Als ich wieder hinaus vors Haus trat, war der Wanderer verschwunden. – –

Am nächsten Tag überlegten wir, wie meine Schwester durch den verschneiten Wald nach Auerbach finden sollte, um etwas Eßbares zu holen. Da fand unsere Cilly beim Öffnen der Haustür ein Pfund Butter, ein Stück Speck, etwas Fleisch und eine kleine Tüte mit Kaffee. Wir kamen uns wie die Fürsten vor. Man sollte also die Waldgeister doch etwas liebenswürdiger behandeln! – –

Beim ersten Schnee dachte ich mir: Nun kann Edda nicht mehr hinausgehen. Ihre kleinen schwarzen Lackschuhe waren ihr zu klein geworden, und feste Schuhe konnten wir für sie nirgends bekommen. Da traf von Lily ein Paket aus Schweden ein, in dem ganz unten ein Paar Skistiefel für mein Kind lagen. Sie paßten ihr großartig. Wie willkommen diese Gabe aus Schweden, dem Urlande des Skilaufens! Wer anders hätte damals an solche Schuhe gedacht. Ich nahm mein Kind an die Hand, und wir konnten nun tüchtig in den Schnee hinausstampfen. Diese Stiefelchen waren in jener Zeit ein wahrer Segen. –

Öfter ging Edda mit meiner Schwester nach Auerbach. Auf einem solchen Gang hatte sie einmal unterwegs ihre kleinen Handschuhe verloren. Sie war sehr traurig darüber, konnte sich aber nicht erinnern, wo sie sie liegengelassen haben könnte. Am Tag vorm Nikolaus fand meine Schwester die Handschuhe in ihrer Einkaufstasche. »Da haben wir ja nun *doch* einen ›Nikolaus‹ für Edda!« rief ich glücklich. Und wir beiden blinzelten uns zu, als Edda mit Cilly von Franks herüberkam, und meine Lütte sagte: »Wenn der Nikolaus vom Himmel herunterguckt, dann muß er doch eigentlich gesehen haben, wo meine Handschuhe geblieben sind. Vielleicht bringt er sie mir morgen.« –

Am 6. Dezember abends ging der alte Förster Frank um unsere Hütte und legte die Handschuhe mit ein paar Keksen, die seine Frau gebacken hatte, in Eddas Schuhe, die vor der Tür standen. Nein, diese Freude, dieses liebe frohe Kindergesicht! Aber dann freilich ihre traurige Frage: »Warum ist er

denn nicht hereingekommen? Ich hätte ihn doch gern einmal nach Papa gefragt.« –

*

Nach dem Tode meines Mannes hatte ich ihm, um im Geist mit Hermann ständig in Verbindung zu bleiben, weiterhin täglich einen Brief geschrieben. Auf diese Weise konnte ich mir einbilden, daß es ihn irgend wo noch gäbe! Als ich sie alle sehr viel später einmal in meiner Nachttischschublade erblickte, habe ich sie kurz entschlossen vernichtet.

Es war sinnlos geworden, mich immer wieder selbst zu betrügen und zu hoffen, daß ich je wieder ein Wort von ihm bekäme. So oft sich auch nach dem Tode ganz seltsame und unbegreifliche Dinge ereignet haben, die mir rätselhaft waren und mich noch lange, wie in einem Traum, hoffen ließen. –

*

Einmal wurde mitten in der Nacht bei uns angeklopft. Es war der Herr Leber, der bei uns in Carinhall alle technischen Maschinen unter sich gehabt hatte. Er war in Neuhaus angekommen und stundenlang durch den Wald geirrt. Jetzt brachte der getreue Mann einen elektrischen Ofen und elektrische Birnen, beides Kostbarkeiten, die es damals nirgends mehr gab. Er wußte natürlich sehr gut, von früher her, wie verfroren ich war, und wie die Kälte auch meinem Ischiasleiden schadete. Für Edda brachte er zum Weihnachtsfest eine reizende Puppenküche mit winzigen elektrischen Lämpchen. Ich war gerührt von dieser Anhänglichkeit und Treue. Dazu hatten wir von guten Nürnberger Bekannten eine Puppenstube erhalten, so daß Edda doch noch ein beglückendes Weihnachtsfest erlebte. –

*

Der Winter verging, und langsam kam der Frühling ins Land und in unseren Wald. Da traf meine Schwägerin Ilse zu

Besuch ein und brachte mir einen Sommerstoff mit. Sie schnitt zu, ich nähte, und bald hatte ich etwas Vernünftiges zum Anziehen. Mein einziges Kostüm ließ ich reinigen. – Es ist gar nicht einfach, in solchen Lebenslagen *nicht* nachlässig, in solchen Dingen *nicht* gleichgültig zu werden.

Bald besuchte uns Eddas getreue Kinderschwester, unsere Meta. Noch eine andere sehr liebe Frau hatte sich zum Besuch angesagt, nämlich die Tochter von Herrn Leber. Sie hatte mir in Carinhall meine Hauskleider genäht und erbot sich nun, mir ein neues Kleid zu schneidern.

Unseren Geschäftsmann aus Auerbach, der mir schon manche Gefälligkeit erwiesen, hatte ich gebeten, Meta zur Bahn zu bringen und unseren ankommenden Besuch zu uns herauszufahren. Leider war es ihm unmöglich, weil er ein Kind ins Bayreuther Krankenhaus bringen mußte. Da standen wir nun ziemlich hilflos in unserer weltfernen Einsamkeit! Zu Fuß konnte Meta den Weg mit dem Koffer nicht mehr schaffen. Der Zug sollte in einer Stunde abfahren. Da hielt plötzlich ein französisches Fahrzeug vor unserer Hütte, und heraus stieg ein Journalist, der mich um ein Interview bat. Als ich das ablehnte, äußerte er die Bitte, ihm doch wenigstens meine Zimmer zu zeigen. Da willigte ich unter der Bedingung ein, daß er unsere gute Meta und mich nach Auerbach bringen und die Frau Leber vom Bahnhof abholen sollte. Als wir mit Frau Leber in Sackdilling ankamen, wollte mir der Journalist einen kleinen Sack mit Lebensmitteln überreichen. Sehr zu Cillys Bedauern lehnte ich ab. Er verstand mich. Beim Abschied teilte er mir noch mit, daß er gebürtiger Franzose sei. Später hat er einen kleinen Artikel über mich geschrieben, einen sehr sauberen und gewissenhaften, der sich gottlob streng an die Wahrheit hielt: eine wohltuende Ausnahme in der Flut von Unsinn, der damals über Görings gedruckt wurde. Deshalb kann ich diese kleine Episode und den Journalisten, der sich wie ein Gentleman gezeigt hat, nicht vergessen.

*

Es war Anfang Mai, als ich wieder einen sehr schweren Ischiasanfall bekam. Ich lag fast unbeweglich zu Bett. Der Arzt in Auerbach hatte mir erfreulicherweise eines Morgens eine Bestrahlungslampe gebracht, die mir sehr gut tat. – –

Plötzlich trat meine Schwester totenbleich ein: Sie wäre soeben ans Telefon zu Franks gerufen worden, und als sie gefragt hätte, wer am Telefon sei, hätte sie zur Antwort bekommen: ›Hier ist jemand, der es mit Ihnen allen sehr gut meint. Bringen Sie Ihre Schwester sofort in Sicherheit, Sie soll nach Norddeutschland abreisen, sonst wird sie heute Abend noch ins Lager abgeholt.‹ »Ja, aber sie liegt fast unbeweglich zu Bett«, gab meine Schwester durchs Telefon, »und zwar mit starken Ischiasschmerzen. Ich glaube auch nicht, daß Frau Göring wegfahren würde. Sie hat ja keinem Menschen etwas getan«. – ›Ich wollte Sie nur vorbereiten‹, sagte die Stimme, und dann wurde abgehängt.« So der Bericht meiner Schwester. Die bösen Dämonen wollten also noch nicht von mir ablassen. Freiheit war mir noch nicht vergönnt. –

Wenige Tage später trafen aus Auerbach – es war noch früh am Morgen – zwei Beamte ein: ob ich mit ihnen nach Auerbach kommen könnte. Als sie aber sahen, in welchem Zustand ich dalag, nahmen sie von ihrem Vorhaben Abstand. Sie blieben als Wache da. Die Bewachung dauerte zwei Tage. Dann traf aus Regensburg ein Beamter mit Wagen ein, der mich mitnehmen sollte. Als er wahrnahm, daß ich mich nicht mehr rühren konnte, fuhr er nach Bayreuth und holte sich von dort einen Krankenwagen, einen Arzt und eine Krankenschwester aus Auerbach. – Dieser Arzt (er war jüdischer Abstammung) untersuchte mich, entschied, daß ich nicht transportfähig sei und stellte fest, daß ich 39° Fieber hätte. Seine Umsichtigkeit und Güte half jedoch nichts. Man gab mir eine schmerzstillende Spritze, damit ich mich wenigstens erheben und anziehen konnte, sodann wurde ich in den Krankenwagen auf die Bahre gelegt. Im Abfahren hörte ich noch Eddas Stimme: »Mutti, kann dich die Spruchkammer zum Tode verurteilen, wie sie es

in Nürnberg mit Papa gemacht haben?« – »Nein, nein, ganz gewiß nicht, mein Spatz«, beruhigte ich sie. Die Tür des Krankenwagens schlug zu, und wir fuhren ab. – –

So vielen, vielen Menschen habe ich das Eingesperrtsein ersparen können, als mein Mann noch da war. Mir aber konnte jetzt niemand helfen. Die sechsstündige Fahrt war eine Tortur. Das Rütteln des alten Wagens auf den damaligen Straßen war dem Ischias wahrhaftig nicht zuträglich. Aber es waren ja nicht nur die körperlichen Schmerzen, die mich an den Rand der Verzweiflung brachten. Daß ich mein Kind wieder hatte verlassen müssen, war für mich das Ärgste, auch wenn ich Edda bei meiner Schwester und bei Cilly in bester Obhut wußte.

Kurz vor Augsburg, – das Ziel der Fahrt war das Lager Göggingen – bekam ich einen Herz- und Magenkrampf.

»Wir werden Sie ins Krankenhaus nach Augsburg bringen», schlug der Arzt vor. Nein, bitte«, erwiderte ich, ich möchte jetzt keine Unterbrechung erdulden, sondern direkt nach Göggingen gebracht werden.« – Aber Sie können an dem Herzanfall sterben, erklärte der Arzt. Darauf konnte ich nur noch antworten: »Na, dann sterbe ich eben.« –

Aber ich kam lebend an. Da kein Bett mehr frei war, ersuchte der Lagerarzt eine Leichterkrankte, sie sollte aufstehen, da man eine Frau brächte, die sich nicht rühren könnte und das Bett benötigte. – So legte man mich in das noch warme Bett jener Kranken. – Mir war begreiflicherweise bei dem Gedanken nicht wohl . . .

Mir fiel nämlich ein Vorfall aus der Zeit in Carinhall ein. Meine Schwägerin, Ilse Göring, hatte im Kriege als Generalführerin des Roten Kreuzes gewirkt und mußte in dieser Eigenschaft viele Reisen unternehmen. Eines Tages, als sie in ihrem Hotelzimmer erwacht sei, habe sie entdeckt, daß sie in gebrauchter und keineswegs sauberer Bettwäsche geschlafen hätte. »Oh, Ilse«, hatte ich damals ausgerufen, »ich hätte mich entsetzlich geekelt, ich hätte es einfach nicht ertragen.« – »Ach, Liebling«, hatte damals Hermann eingeworfen, »möge Dir

nichts Schlimmeres passieren! Du glaubst gar nicht, was man alles ertragen kann.« –

Ich hatte wohl eingesehen, was Hermann sagte. Als ich mich aber jetzt in Göggingen in das noch warme Bett einer Kranken legen mußte, – ich kann nichts dafür – hatte ich eine scheußliche Empfindung. –

In dem verhältnismäßig kleinen Barackenraum waren wir sechs Kranke. Am ersten Tag kamen unzählige Frauen an mein Bett, um mir von ihren Spruchkammerverhandlungen zu berichten. Diese Schilderungen regten mich dermaßen auf, daß sich der Herzanfall wiederholte. Der Arzt legte mich daraufhin ins Schwesternzimmer, wo nur zwei Betten standen und Ruhe herrschte.

Inzwischen war mein Fieber auf 40° gestiegen. –

Eine Stunde später kam ein Beamter aus München, um die Räume des Lagers zu besichtigen. Als er mich in dem Schwesternzimmer erblickte, wurde er ausgesprochen grob. Er argwöhnte wahrscheinlich, daß ich als Bevorzugte *immer* da läge, und ich hörte in meinem Fieber, wie er den Arzt des Lagers, Dr. Kleebinder, anpfiff: »Wenn Frau Göring nicht in zehn Minuten im großen Krankenzimmer bei den anderen Frauen liegt, sind Sie morgen entlassen!« »Das ist ein Wort!« gab der Doktor zur Antwort. Obwohl es mir sehr schlecht ging, mußte ich doch lachen. Der inspizierende Beamte hatte nämlich nicht gewußt, daß der Arzt gleichfalls ein politisch Inhaftierter war. Dr. Kleebinder kam jetzt zu mir und bat mich voller Humor: »Nun haben Sie's ja gehört, bleiben Sie bitte mal schön hier liegen, dann bin ich morgen frei – –.«

Aber auf mein Flehen hin brachte er mich *doch* wieder zu den anderen Kranken. Ich wollte keinesfalls Scherereien verursachen.

An die folgende Nacht werde ich mein Lebtag denken. Sie war unbeschreiblich furchtbar. Eine der sechs Frauen bekam epileptische Anfälle, eine andere, die mit einer Gehirnerschütterung fest liegen mußte, fiel aus dem Bett und schrie. Dazu war es unerträglich heiß. Das Lager lag in der Nähe von Göggingen

in einer Mulde, in einer Landschaft ohne Baum und Strauch. Auf dem Hof spielte den ganzen Tag über ein Radio mit höchster Lautstärke. Die notdürftigen Baracken, die rasende Hitze, der entsetzliche Krach – ich hatte das Gefühl, als sei ich bei den Wilden in Afrika. Nach ein paar Tagen kam die Frau des Ministers Funk und Frau Henriette von Schirach. Frau Funk wurde ebenfalls in die Krankenbaracke gelegt, weil es ihr sehr schlecht ging. Sie litt an einer schweren Leber- und Gallenerkrankung und konnte tagelang nur Tee zu sich nehmen, den ich erfreulicherweise aus meinem schwedischen Paket noch übrig hatte.

Nach ein paar Tagen wurden wir in eine andere Baracke umquartiert, in der ich schlechterdings das Schlimmste dieser Lagerzeit erleben mußte: eines Nachts wurde ich durch ein Geräusch wach und entdeckte zwei Riesenratten zwischen unseren Strohsäcken. Vor Ratten hatte ich von jeher eine schauerliche Angst. Vor diesen beiden Nachtwandlern jetzt in meiner hilflosen Lage erst recht. Ich konnte mich ja vor Schmerzen nicht rühren, die Tiere also auch nicht verscheuchen. Da sah ich zu meinem Entsetzen die eine der Ratten am benachbarten Nachtkasten emporspringen und sich ein Stück Harzer Käse holen, das eine der kranken Frauen dort aufbewahrt hatte. Alle Frauen schliefen. Als der Morgen dämmerte, war es wie eine Erlösung. Als aber die Kranke erwachte, war sie ganz entsetzt, als sie ihren Käse nicht mehr vorfand. – Da ich ihr aber nicht sagen wollte, daß ihn die Ratten geholt hätten, um sie und die anderen nicht zu schockieren, mußten wir es uns alle gefallen lassen, von der von den Ratten heimgesuchten Kranken äußerst mißtrauisch angesehen zu werden. Käse war in dieser Zeit immerhin ein Luxus. – Als ich später versuchte, ganz langsam aufzustehen, um mich zu waschen, blieb ich mit dem Fuß in einem Rattenloch am Boden hängen, zerriß mir einen Muskel am Bein und schlug mit dem Kopfwirbel aufs Bett. Nun war ich vollends bettlägerig, und hatte nun naturgemäß den ganzen Tag über Angst vor der Nacht.

In der nächsten Nacht hörte ich, wie Frau Funk aufwachte

und mir zuflüsterte: »Frau Göring, hier ist eine Ratte!« – »Nein«, stellte ich richtig, »es sind zwei! Die waren in der vorigen Nacht auch schon da.« Jetzt verstand sie, wer den Käse gefressen hatte und verstand auch, warum ich den anderen Frauen meine Beobachtung verschwiegen hatte. Die arme Frau Funk war ganz verzweifelt: »Ich werde hier einfach verrückt, ich halte es nicht mehr aus!« –

*

Ein paar Tage darauf kam unser freundlicher Arzt, um nach dem Rechten zu sehen. Ich fragte ihn sofort, ob es möglich wäre, uns alle in ein anderes Zimmer zu verlegen, weil wir so unter der Rattenplage litten. Er sprach mit der Lagerleiterin, die schließlich unsere Umquartierung anordnete. Es bedarf wirklich keiner Überempfindsamkeit, um sich vor diesem Rattenzimmer zu fürchten.

Frau von Schirach, gottlob noch jung und gesund, kam in eine Frauenbaracke. Sie fing sofort an zu arbeiten und zeigte eine ausgesprochen tapfere Haltung. Ich war sehr froh, die beiden Frauen um mich zu wissen. Gerade Frau Funk hat mir mit ihrem Humor über schlimme Stunden hinweggeholfen. Kannten wir uns doch schon von früher her so gut, daß wir jetzt über vieles miteinander sprechen und über gemeinsame Erfahrungen plaudern konnten. Eines Tages fragte mich Frau von Schirach, ob ich etwas Kaffee für sie hätte. Leider mußte ich die Frage verneinen, was mir sehr ärgerlich war, da ich von ihr schon öfter Kaffee bekommen hatte. Außerdem ahnte ich, daß irgend etwas Schlimmes passiert sein müßte, sonst hätte sie mich nicht so dringend um diese Nervenstärkung gebeten. »Ist irgend etwas geschehen?« fragte ich. – »Unsere Männer sind nach Spandau gekommen, und ich habe die Aufgabe, es Frau Funk mitzuteilen!« Natürlich regte mich diese Nachricht auch bis ins Tiefste auf. Noch in der gleichen Stunde versuchte ich, ein Glas Honig aus meinem Schwedenpaket für Kaffee umzutauschen, was mir auch gelang. Ein paar Tassen davon empfand Frau v. Schirach dann auch als wohltätige Stärkung. –

Nach einigen Wochen wurden wir drei Frauen mit zwei jungen Mädchen in einer Baracke untergebracht. Für mich war damals ein trüber Tag angebrochen, da Frau Funk und Frau von Schirach entlassen wurden, so sehr ich mich für sie freute, daß sie der Freiheit zurückgegeben waren.

*

Eine sehr sympathische Dame, mit der wir schon in Straubing zusammengewesen waren, kam eines Tages aus einem anderen Lager zu uns. Sie sorgte wahrhaft rührend für mich. Bald aber wurde auch sie entlassen. Es war kurz vor Weihnachten, als sie mich besuchte: sie brachte mir Edda für ein paar Tage mit! Obendrein beschenkte sie das Kind und mich mit einigen gestrickten Sachen, die wir so notwendig gebrauchen konnten. Da sie aber noch keine Kennkarte besaß, mußte sie das Lager alsbald wieder verlassen und sich ein viertel Jahr lang in Regensburg jeden Morgen um acht Uhr bei der Polizei melden.

Mir aber wurde von den Amerikanern jeder Besuch für die Weihnachtsfeiertage, für das Fest der Liebe, gesperrt. Meine Schwester erreichte es dennoch mit ihrer Energie, am Heiligen Abend eine Stunde bei uns sein zu können. –

Edda und meine Schwester besuchten mich einmal im Monat. – Das war immer ein Freudentag. Nur das Abschiednehmen war in dem Kelch der Freude ein bitterer Tropfen. –

*

Ich nähere mich dem Ende meines Lebensberichtes. Die letzte Station des Leidensweges war das Lager Garmisch, wo ich an einem eiskalten Tag des Januars 1948 in einem sehr elenden Zustand eingeliefert wurde. Ich mußte noch immer fest liegen. Unterwegs waren wir alle recht still; wußte doch niemand, wie es in Garmisch sein würde. Plötzlich begann ich, wie aus einem unerklärlichen Übermut, ein Lied zu singen, und

Edda Göring — heute und bei ihrem letzten Abschied von ihrem Vater im Jahre 1945 in Zell am See

Emmy Göring mit Gustaf Gründgens 1938 in Carinhall (oben)

1947 bei der Spruchkammerverhandlung in Garmisch (unten)

alle stimmten mit ein. Es kam eine ganz andere Stimmung auf. Wir waren zwar Frauen, kamen uns aber vor wie ein verlorener Haufen Soldaten, den es ohne Heimat und ohne Befehl von Ort zu Ort verschlug.

In Göggingen hatte eine Frau gelegen, vor der wir alle ein wenig Angst gehabt hatten. Totenblaß, mit einem dicken Schal – auch im Sommer – um den Kopf, wandelte sie umher, sprach mit niemandem und sah aus wie ein leibhaftiges Gespenst. Frau Funk meinte, daß sie wahrscheinlich nicht schlafen könnte, wenn sie mit dieser seltsamen Frau in einem Raum liegen müßte. Ich konnte sie gut verstehen. – – Als man mich nun in Garmisch mit der Bahre in einen Raum, der schon, bis auf mein Bett, voll belegt war, absetzte, sah ich, daß diese Frau im selben Zimmer, mir gerade gegenüber, lag. Nun, ich habe trotz dieser Nachbarschaft geschlafen. Die Frau war ein sehr schwieriger Mensch, die uns manchmal das Leben nicht leicht gemacht hat. Die übrigen Zimmergenossinnen waren durchweg sympathisch.

Im Juni 1948 sagte mein Kind während eines Besuchs in Garmisch tief traurig: »Mutti, Tante Else und ich werden nun heute zum letzten Mal zu Dir gekommen sein. Es soll bald neues Geld geben, und dann können wir die Fahrt nicht mehr bezahlen. Ich glaube nicht, daß wir uns dann noch wiedersehen werden.« Bitterlich weinend ging sie von mir. –

*

Am 20. Juli 1948 fand meine Spruchkammerverhandlung in Garmisch statt. Ruhig und gefaßt bin ich zu dieser Verhandlung gegangen. Ich wußte, daß man mir nichts vorwerfen konnte, außer der Tatsache, daß ich meinen Mann von ganzem Herzen geliebt und immer zu ihm gehalten habe. Außer Fassung gebracht und erschüttert haben mich nur jeweils die Entlastungszeugen, in Sonderheit die aus jüdischen Kreisen, die, wie ich schon erwähnte, von überall herbeigeeilt waren, um für mich auszusagen.

Nie hatte ich mit Dankbarkeit gerechnet, schon deshalb nicht, weil sich mein damaliges Denken niemals über ein Ende des Krieges hinausgewagt hatte. Kamen wirklich einmal Gedanken über eine Zeit nach dem Kriege in mir auf, so waren sie auch gleich wieder festgefahren. –

*

Mit großer Dankbarkeit gedenke ich an dieser Stelle eines sehr wesentlichen Helfers in der Not, der sich mir als Verteidiger vor der Spruchkammer angeboten hatte und mich dann zwei Tage lang vertrat, des Rechtsanwalts Dr. jur. Erich Ebermayer, Sohn des früheren Oberreichsanwalts Prof. Dr. Ebermayer in Leipzig. Der Jurist und Schriftsteller Erich Ebermayer war mir natürlich schon lange von der Theater- und Filmliteratur her ein Begriff. Er hatte neben viel gelesenen Romanen und Novellen eine Anzahl erfolgreicher Bühnenwerke geschrieben und sich als Filmautor einen weitgeachteten Namen gemacht. Eines Tages war er bei mir, von seinem nicht all zu fern gelegenen Schloß Kaibitz bei Kemnath kommend, in meiner Hütte bei Sackdilling erschienen, um sich mir als Verteidiger zur Verfügung zu stellen. Ich hatte zwar damals schon den sehr tüchtigen Nürnberger Anwalt Dr. Strobl, den ich auf einer meiner Fahrten zum Justizpalast in Nürnberg gefunden und gebeten hatte, mir zur Seite zu stehen. Ich erkannte aber, daß mir Dr. Ebermayer neben diesem Kollegen wegen seiner spezifischen Kenntnisse der Welt ›Theater und Film‹ sehr wichtig werden konnte, da er gerade in denjenigen Kreisen menschlichen Kontakt hatte, aus dem es galt, Entlastungszeugen für mich herbeizurufen. Ebermayer hatte sich nach dem Krieg der amerikanischen Militärregierung zur Verfügung gestellt und legte mir bei einer längeren Unterredung in meiner Waldhütte sehr ernstlich nahe, die zu erwartende Spruchkammerverhandlung nicht zu leicht zu nehmen, auch wenn ich ein reines Gewissen hätte und mir keiner Schuld bewußt sei. Es müßte alles getan werden, um Entlastungszeugen ausfindig zu machen, weil mit har-

ten Verhandlungen zu rechnen sei. In meiner Notlage war es mir natürlich nicht unwesentlich, daß er mich honorarfrei vertreten wollte. Er hat dann unzählige Briefe und Telegramme an die Schauspieler, Sänger und Filmstars gerichtet, die von meinen zahlreichen Hilfsaktionen zur Rettung jüdischer Kollegen vor und während des Krieges wußten oder selbst eine solche Rettung durch mich oder meinen Mann erfahren hatten. Auch telefonisch gelang es Dr. Ebermayer, alle möglichen Leute, nicht nur aus Berlin, für mich zu mobilisieren. In Bezug auf Gustaf Gründgens war er zunächst etwas skeptisch, da derselbe nur schwer zu erreichen sei. Um so größer war die Freude, als er überraschender Weise dennoch erschien.

Dr. Ebermayer besuchte mich zunächst zweimal in dem Lager Göggingen und schließlich in Garmisch, wo die Verhandlungen vor der Spruchkammer zwei volle Tage dauerten. Mit seinen geschickten Fragen und seinem psychologisch und dialektisch gefeilten Plädoyer hat er mir sehr hilfreich zur Seite gestanden, wobei man in Rechnung stellen muß, daß er sich in jenen Tagen mit seinem Liebesdienst sehr stark exponierte. Der mich tief bewegende Aufmarsch so vieler wesentlicher Entlastungszeugen und deren Wirkung auf den Ankläger und die Kammer war zweifellos sein Erfolg. Daß *ich* dabei *auch* ›meinen Mann gestanden‹ habe, ist mir von den anwesenden Freunden später oft genug bescheinigt worden.

Ich möchte hier nach meinen Worten über Dr. Ebermayer auch all den vielen anderen Menschen von ganzem Herzen danken, die während dieser zweitägigen Verhandlung vor der Spruchkammer in Garmisch noch für mich eingetreten sind, auch Herrn Rechtsanwalt Strobl. Es hat mich erschüttert, als ein bekannter Arzt, der als erster Zeuge kam, bekundete, eine gute Freundin von ihm, eine Jüdin, sei auf Grund meines Eintretens für sie bzw. durch meines Mannes Machtwort nicht in ein Lager gebracht worden, ja, sie habe sogar ihre Wohnung behalten können und es sei ihr überhaupt nichts geschehen: »Meine Freundin«, so berichtete er, »ist vor ein paar Wochen

in Ruhe gestorben. Ihre letzten Worte hätten ein tiefes Bedauern ausgedrückt, daß sie nicht mehr für Frau Göring hätte aussagen können, die sich so tapfer für sie eingesetzt habe. Ihre letzte Bitte sei gewesen, daß er sich nach Garmisch begebe und mir mitteilte, daß die letzten Gedanken seiner Freundin voller Dankbarkeit mir gehört hätten. –

Es ist so peinlich, seine guten Taten vor einem solchen Forum gelobt zu hören, die sich doch von selbst verstehen. –

Aber wenn der Dank so echt ist, wie er hier zu spüren war, dann wirkt er doch in einer solchen Lebenslage besonders tröstlich.

Ich war seelisch wie körperlich durch meine lange Lagerzeit so geschwächt, daß ich mit den Nerven nur schwer standhalten konnte. Wenn mir der Staatsanwalt in eisigem Ton Dinge vorwarf, die ich augenblicklich widerlegen konnte, war ich ganz ruhig und gefaßt; sobald aber Liebe und Dankbarkeit der Zeugen mir entgegenschlugen, war ich dermaßen gerührt und beschämt, daß mir die Tränen herunterliefen.

Meine Hausangestellten waren selbstredend auch anwesend und standen in Treue zu mir. Das hatte ich nicht anders erwartet. Hatten wir doch früher wie eine große Familie zusammengelebt. Ebenso glücklich war ich über das Erscheinen alter Freunde, unter ihnen Kolleginnen und Kollegen aus Berlin und Weimar.

Ein Schauspieler, mit dem ich schon seit meiner Zeit in der Goethe-Stadt befreundet war, hatte ein mich besonders bewegendes Dankesschreiben bei sich. Ich hörte seinen Inhalt zum ersten Mal, als er ihn jetzt während der Verhandlung vorlas. Die Zeilen stammten von einer jüdischen Dame. – Plötzlich stand mir ein Vorkommnis von damals plastisch vor Augen: Je mehr sich der Riß zwischen meinem Mann und Himmler geweitet hatte, destomehr geriet ich naturgemäß selbst in unerträgliche Konflikte. Eines Tages trat der Fall ein, daß ich mich wieder an meinen Mann wenden mußte, um dringende Hilfe für eine jüdische Frau zu erlangen. In der letzten Kriegszeit hatten sich die Fälle gehäuft, wo ich mit den mir Verfügung

stehenden Verbindungen nicht mehr allein durchkam und deswegen immer häufiger meinen Mann um Beistand bitten mußte. Er hatte bis dahin geholfen, wie und wo er nur konnte, aber an jenem Abend nach einem bösen und recht entmutigendem Tag, den er hinter sich hatte, machte er mir eine sehr ernste Vorhaltung: »Emmy, Du weißt, daß ich Dich bei Deinen Hilfsaktionen immer sehr gern unterstützt habe, aber ahnst Du wohl auch, daß jeder Fall, in dem Du Juden und Verfolgten hilfst, bei der Gestapo mit peinlicher Genauigkeit registriert wird? Du hast's ja miterlebt, wie meine Position beim Führer mehr und mehr ins Wanken geraten ist. Glaub mir, es erfüllt den Himmler jedesmal mit Genugtuung, Hitler derlei Vorkommnisse zu hinterbringen. Ich glaube, Du hälst unsere Stellung für zu sicher. Emmy! Denk bitte daran: Auch Du hast Mann und Kind.«

Gerade an jenem Abend aber mußte ich ihn bitten, mir nochmals zu helfen. Es handelte sich um eine Familie aus Bulgarien. Der Mann war Lebensmitteleinkäufer für Deutschland gewesen. Als diese Stellung für ihn unmöglich geworden, wollte er mit seiner Frau, einer Jüdin, seinen beiden Kindern und seiner jüdischen Schwiegermutter wieder zurück in die Heimat. Er, seine Frau und seine Kinder bekamen die Ausreiseerlaubnis. Seine Schwiegermutter jedoch sollte er zurücklassen. Begreiflicher Weise war er aber besorgt, daß sie dann in ein Lager eingeliefert würde. Und wieder versprach mein Mann, sich einzusetzen. Der Bühnenkollege, der damals mit dieser Angelegenheit zu mir gekommen war, hatte mich gebeten, einmal mit der jungen Frau zu sprechen, um ihr bis zur Erledigung ihrer Bitte Beruhigung und Zuversicht zu geben. So lud ich die Dame eines Abends zu mir ein. Es war nicht leicht, sie ›hereinzuschleusen‹, da unsere SS jeden Besucher kontrollierte. Deshalb hatte ich dem Kollegen und seiner Schutzbefohlenen einen Ausweis geben lassen, selbstredend unter einem anderen Namen. Wir saßen längere Zeit bei einer Tasse Tee in meinem Privatzimmer, unterhielten uns ziemlich lange und schließlich versicherte ich sie unsere Hilfe. –

Tatsächlich war es mir möglich, ihr schon nach relativ kurzer Zeit den Paß für ihre Mutter und die damit verbundene Reiseerlaubnis zukommen zu lassen. Und der mit der Angelegenheit befaßte Kollege war es, der jetzt vor der Spruchkammer stand und den erschütternden Dankesbrief der Dame vorlesen konnte.

Wie tief bewegt ich war, als Gustaf Gründgens, der ritterliche und im wahrsten Sinne große Freund, auftrat, fast wider alles Erwarten, und seine Aussage machte. Er sprach von all den vielen jüdischen Männern und Frauen des Theaters, denen wir beide, Gründgens und ich, mit meines Mannes Unterstützung geholfen hatten. Außerdem erzählte er so viel Gutes von mir und über mich, daß ich vor dieser einmaligen Verteidigung gern in eine Versenkung verschwunden wäre. Aber das ›Theter‹, das es *hier* gab, hatte keine. – Im positiven Sinne sehr beeindruckt, zeigte sich der Staatsanwalt von der Tatsache, daß ich den damaligen Aufruf der Evangelischen Bekennenden Kirche unterschrieben hatte, wie der frühere Luftwaffenpfarrer Dr. Jentsch jetzt vor der Spruchkammer aussagte.

Mein Ankläger mußte einräumen, daß im Dritten Reich allerdings großer persönlicher Mut dazu gehört hätte. »Das war gar nicht so besonders mutig von mir«, antwortete ich. »Erstens einmal ging es um eigene Überzeugung, zu der man ja stehen muß, und zweitens bin ich nie auf den Gedanken gekommen, daß mir etwas geschehen könnte, solange mein Mann bei mir war. Und Sie sehen heute, wie recht ich hatte. Heute, da mein Mann tot ist, und ich allein und schutzlos bin, stellt man mich vor ein Gericht, um mich anzuklagen. Ich möchte vor Ihnen heute das Folgende aussprechen: hätte ich kein Kind, so würde ich mich mit keinem Wort verteidigen, und hätte jeden Zeugen gebeten, von einer Aussage abzusehen. Allein um meines Kindes Willen, das mich braucht, und dem man den Vater genommen hat, tue ich und ertrag ich alles, um so bald wie möglich wieder bei ihm sein zu können.« –

Der Staatsanwalt hatte noch mancherlei auf dem Herzen, natürlich auch einigen Klatsch in seinen Akten, den er los sein

wollte. – Er warf mir z. B. vor, daß meine Verpflichtung nach Berlin wohl eine Protektions-Verpflichtung gewesen sei. Als ich ihm beweisen konnte, daß ich mit derselben Gage, die ich in Weimar gehabt, nach Berlin abgeschlossen hätte, wagte er zu bemerken: »Ja, wollen Sie mir vielleicht erzählen, daß Sie nur Ihres Mannes wegen nach Berlin gegangen wären?« Da brach es aus mir hervor: »Was heißt denn hier n u r ? ! Mein Mann ist die große Liebe meines Lebens: ich liebe ihn und werde ihn lieben bis zu meinem letzten Atemzug.«

Daß auf diese Worte hin ein betretenes Schweigen über dem Sitzungssaal lag und verlegene Gesichter zu sehen waren, läßt sich wohl denken.

*

Einige alte Kollegen waren gekommen, um gleichfalls über meine Hilfeleistungen zu berichten. Unter ihnen standen drei prominente Schauspielerinnen, die sich nicht scheuten, sich zu mir zu bekennen, obwohl sie damit rechnen mußten, durch ihr Bekenntnis Unannehmlichkeiten zu bekommen. – Ein alter jüdischer Herr, namens Leiner, der lange im KZ gesessen hatte, war gekommen, um mich zu entlasten. Er war mein früherer Oberregisseur von München gewesen, den ich zunächst gar nicht erkannte.

Ich hatte ihn fast dreißig Jahre nicht gesehen. – Auch er konnte viele Juden benennen, denen ich geholfen hatte. –

Später wurden noch die Zeugenaussagen der angeheirateten Verwandten der ersten Frau meines Mannes aus Schweden verlesen, die mit liebevollen Worten versuchten, mir beizustehen. Ein unendlich lieber und rührender Brief von Thomas, dem Sohn Carins, war dabei. Und so kam ein Entlastungszeuge nach dem anderen. Zum Schluß las der Verteidiger einen Brief von Otto Treßler, Mitglied des Wiener Burgtheaters, vor. Sein Sohn war im Krieg in die Schweiz desertiert. Der Inhalt dieses Briefes lautete: »Ich bestätige hiermit Frau Emmy Göring, daß sie meinen Sohn vor dem Tode des Erschießens bewahrt hat.«

Ich wurde in die Gruppe 2 eingestuft. –
Ich konnte zum Schluß nur noch sagen:

»Ich habe immer geglaubt, daß Liebe eine Gnade sei. Ich habe nicht gewußt, daß man dafür bestraft werden kann.«

*

Jahre um Jahre sind vergangen.

Edda und ich leben voll innigen Verstehens zusammen in unserem lieben München, der neuen Heimat. Das Schicksal hat mir viel Leid gebracht, aber auch ein unsagbares Glück geschenkt. Natürlich kam manchmal die Verzweiflung über mich; aber später habe ich immer deutlicher gefühlt, daß in allen menschlichen Erfahrungen, auch der schwersten, im Schmerz und tiefem Leid ein Reichtum eingeschlossen ist, den wir erkennen müssen, wenn uns der Kummer nicht aufzehren soll; und daß zum Schluß tiefe Dankbarkeit bleibt für ein Dasein, das alle Tiefen, aber auch alle Höhen gesehen und erlebt hat.

DAS SCHLUSSWORT

Hermann Görings vor dem Nürnberger Tribunal 1945

»Die Anklagebehörde hat in ihren Schlußplädoyers die Verteidigung und ihre Beweisführung als völlig wertlos behandelt. Die unter Eid gemachten Ausführungen der Angeklagten wurden von ihr *dort* als absolut wahr angenommen, wo diese zur *Stützung* der Anklage dienen konnten, aber im gleichen Augenblick als *Meineid* bezeichnet, wo diese Aussagen die Anklage *widerlegten.* Das ist sehr primitiv, aber keine überzeugende Grundlage für die Beweisführung.

Die Anklage führt die Tatsache, daß ich der zweite Mann im Staate war, als Beweis an, daß ich alles, was geschehen sei, gewußt haben müsse. Sie bringt keinerlei dokumentarisches oder sonstiges stichhaltiges Beweismaterial dort vor, wo ich dieses Wissen oder gar Wollen unter Eid bestritten habe. Es ist also nur eine Behauptung und Vermutung, wenn die Anklage sagt: wer sollte dies nicht gewußt haben, wenn nicht Göring als Nachfolger des Führers. Wiederholt aber haben wir hier gehört, wie gerade die schwersten Verbrechen am geheimnisvollsten verschleiert wurden. Daß ich diese furchtbaren Massenmorde auf das schärfste verurteile und mir jedes Verständnis hierfür fehlt, stelle ich ausdrücklich fest. Ich möchte es aber noch einmal vor dem hohen Gericht klar aussprechen:

Ich habe niemals, an keinem Menschen und zu keinem Zeitpunkt einen Mord befohlen und ebenso wenig sonstige Grausamkeiten angeordnet oder geduldet, wo ich die Macht und das Wissen gehabt hatte, solche zu verhindern. Für die von Herrn Dodd in seinem Schlußplädoyer neu aufgestellte Behauptung, ich hätte Heydrich befohlen, die Juden zu töten, fehlt es an *jedem* Beweis; sie ist auch nicht wahr. Es gibt nicht einen einzigen von mir oder in meinem Auftrag unterzeichneten Befehl, daß feindliche Flieger erschossen oder dem SD übergeben wer-

den sollten. Es ist auch kein einziger Fall festgestellt, wo Einheiten der Luftwaffe derartiges ausgeführt haben. Von der Anklage sind teilweise Dokumente vorgebracht worden, die angebliche Äußerungen enthalten, von dritten oder vierten Personen mitgeteilt oder mitgeschrieben, ohne daß ich je vorher diese gesehen habe, um dortige irrige Auffassungen richtig zu stellen oder Mißverständnisse auszuschließen.

Wie leicht aber bei Aufzeichnungen durch Dritte völlig sinnentstellende Niederschriften entstehen können, beweisen unter anderem auch die stenographischen Protokolle dieser Gerichtssitzungen, die oft bei ihrer Überprüfung der Richtigstellung bedurften. Die Anklage bringt aus einem Zeitraum von 25 Jahren einzelne Äußerungen, die unter ganz anderen Verhältnissen und ohne jegliche Folgen daraus zu ziehen, getan wurden als Beweis von Absicht und Schuld. Äußerungen, wie sie leicht aus der Erregung des Augenblicks und der herrschenden Atmosphäre gefallen sind. Es gibt wohl kaum eine führende Persönlichkeit auf der Gegenseite, von welcher nicht Ähnliches im Ablauf eines Vierteljahrhunderts in Wort und Schrift gesagt werden könnte. Die Anklage stellt aus allem Geschehen dieser 25 Jahre, aus Besprechungen, Reden, Gesetzen, Teilhandlungen und Entscheidungen eine bewußte Folgemäßigkeit und lückenlosen Zusammenhang fest, wonach alles von Anfang an *so* gewollt und beabsichtigt gewesen sei. Dieses ist eine derartig irrige und jeder Logik entbehrende Auffassung, die einst die Geschichte richtig stellen wird, nachdem schon das Beweisverfahren die Unrichtigkeit dieser Behauptung ergeben hat. –

Herr Jackson weist in seiner Schlußansprache darauf hin, daß die Signatarstaaten sich noch im Kriegszustand mit Deutschland befinden und lediglich ein Waffenstillstand durch bedingungslose Kapitulation herrsche. Nun ist das Völkerrecht einheitlich. Es muß dasselbe für beide Teile gelten. Wenn also alles, was heute seitens der Besatzungsmächte in Deutschland geschieht, völkerrechtlich zulässig ist, dann war vorher Deutschland zum mindesten Frankreich, Holland, Belgien, Norwegen, Jugoslawien, Griechenland gegenüber in der gleichen Lage.

Wenn heute die Genfer Konvention Deutschen gegenüber keine Geltung mehr hat, wenn heute in allen Teilen Deutschlands die Industrie abgebaut und ebenso, wenn andere große Werte auf allen Gebieten in die Siegerstaaten verbracht werden können, wenn heute das Vermögen von Millionen Deutschen beschlagnahmt wird und viele andere schwerste Eingriffe in Freiheit und Eigentum erfolgen, so können derartige Maßnahmen seitens Deutschlands in den obengenannten Ländern völkerrechtlich auch nicht verbrecherisch gewesen sein.

Herr Jackson hat weiter ausgeführt, daß man nicht den Staat anklagen und bestrafen kann, sondern daß man dafür die Führer verantwortlich machen müsse. Man scheint zu vergessen, daß Deutschland ein souveräner Staat, ein souveränes Reich war und seine Gesetzgebung innerhalb des deutschen Volkes nicht der Jurisdiktion des Auslandes unterworfen war. Kein Staat hat je durch eine Notifizierung das Reich rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß man die Tätigkeit für den Nationalsozialismus unter Strafe und Verfolgung stellen werde. *Im Gegenteil!* Wenn man also jetzt Einzelpersonen, in erster Linie uns, die Führer, zur Rechenschaft zieht und verurteilt, *gut*; dann aber darf man nicht gleichzeitig das deutsche Volk bestrafen. Das deutsche Volk vertraute dem Führer und hatte bei seiner autoritären Staatsführung keinen Einfluß auf das Geschehen. Ohne Kenntnis über die schweren Verbrechen, die heute bekannt geworden sind, hat das Volk treu, opferwillig und tapfer den ohne seinen Willen entbrannten Existenzkampf auf Leben und Tod durchgekämpft und durchgelitten. Das Deutsche Volk ist frei von Schuld.

Ich habe keinen Krieg gewollt oder herbeigeführt, ich habe alles getan, ihn durch Verhandlungen zu vermeiden. Als er ausgebrochen war, tat ich alles, den Sieg zu sichern. Da die drei größten Weltmächte mit vielen anderen Nationen gegen uns kämpften, erlagen wir schließlich der gewaltigen Übermacht. Ich stehe zu dem, was ich getan habe. Ich weise aber aufs entschiedenste zurück, daß meine Handlungen diktiert waren von dem Willen, fremde Völker durch Kriege zu unterjochen, zu

morden, zu rauben oder zu versklaven, Grausamkeiten oder Verbrechen zu begehen! Das einzige Motiv, das mich leitete, war heiße Liebe zu meinem Volk, sein Glück, seine Freiheit und sein Leben. Dafür rufe ich den Allmächtigen und mein deutsches Volk zum Zeugen an.«

NAMENVERZEICHNIS

(Die Zahlen der Seiten, auf denen die Namen Adolf Hitlers und Hermann Görings erscheinen, werden in diesem Verzeichnis nicht aufgeführt, da die beiden Namen den größten Teil des Buches beherrschen.)

Adenauer, Dr. Konrad 14, 15
Alexander I., Regent, später König von Jugoslawien, Königin-Witwe und Sohn Peter (II.) 141
Alexander I., Zar von Rußland 122
Ambrosio, Ital. General 252
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach 199
Attolico, Ital. Botschafter 163
August-Wilhelm, Prinz von Preußen 40 ff., 114

Baarova, Lida, Schauspielerin 159, 170
Bahr, Hermann, Schriftsteller, 22, 82, 87
Balbo, Ital. Luftmarschall 121, 137 bis 139
Bartels, Adolf, Dr. h. c. Prof. Literaturhistoriker 61 ff.
Beck, Josef, Poln. Außenminister und Frau Beck 152 ff.
Beethoven, Ludwig van 63
Bernadotte, Graf Folke 215
Bewley, Charles, Irischer Gesandter 43, 45 ff., 66, 91, 94–96, 128
Bismarck, Otto, Fürst 172
Bleyle, Frau 223
Blomberg, Werner von, Kriegsminister 117
Bodenschatz, General 148 ff.
Boris III., König v. Bulgarien 115, 133, 139 ff.
Bormann, Albert 173
Bormann, Martin, Chef der Parteikanzlei 173
Bouhler, Phil. 146, 253, 261
Frau Bouhler, Heli 261 ff.
Bracht, Prof., Arzt 134 ff.
Brandt, Dr. med., Leibarzt 145, 148, 151
Brauchitsch, Bernd von, 1. Adjutant Görings 253
Braun, Eva 143 148, 209, 260 ff.
Brock, Max, Weimarischer Kammerschauspieler 200
Brückner, Helmut, Obergruppenführer, Chef-Adjutant Hitlers 145

Carl August, Großherz. v. Sachsen-Weimar-Eisenach 122
Christoph, Prinz zu Hessen 32
Churchill, Winston 159, 175 ff., 229, 242
Ciano, Graf, Mussolinis Schwiegersohn 127
Cornelius, Peter, Komponist 284
Cranach, Lukas, Maler 14 ff.

Dahlerus, Birger, Schwedischer Geschäftsmann 12
Dodd, Mitgl. der Anklagebehörde i. Nürnb. Prozeß 329
Ducrocg, Präs. d. Internat. Jagdrates 129

Ebermayer, Erich, Dr. jur., Rechtsanwalt, Romanschriftsteller und Bühnendichter 322 ff.
Ebermayer, Dr. jur., Ordentl. Professor und Oberreichsanwalt 322
Eckardt, Dietrich, Schriftsteller 25
Eden, Anthony, Brit. Außen- und Kriegsminister 156
Eisenhower, Dwight, US-General, später Präsident 242, 255 ff., 263
Emanuel III., König v. Italien, Königin und Tochter 121, 122
Engelmann, Richard, Prof., Bildhauer 24

Ferdinand, König v. Bulgarien 133
Florath, Staatsschauspieler 285
Forster, Albert, Gauleiter in Danzig 175 ff.
François-Poncet, Franz. Botschafter 18, 19, 190
Frank, SS-Standartenführ. 249, 251 ff.
Frank, Revierförster und Frau Frank 292 ff., 312, 315
Freytag, Gustav 22
Frick, Wilh., Dr. jur., Reichsminister 21, 23, 62
Friedrich II., König v. Preußen 154
Friedrich Wilhelm, Deutscher Kronprinz 40 ff.
Fritsche, Hans, Min.-Rat 306
Funk, Frau, Gattin des Ministers Funk 318–320

Galland, General d. Flieger 170, 233
Gericke, Gefängnispfarrer 288, 299 ff., 307 ff.
Goebbels, Josef 29, 32, 37, 51, 54, 56 ff., 69, 159, 170, 209, 215 ff.
Goebbels, Magda 57
Gold, Käte 81
Göring, Carin, die erste Frau H. Görings, geb. Baronin v. Fock 21 ff., 29, 31 ff., 110–112, 302
Göring, Edda, Tochter H. Görings aus der zweiten Ehe 14, 18, 76, 80, 121, 134–137, 140 ff., 159, 162, 181, 193, 197, 203, 213 ff., 216, 239, 244–248, 251, 259 ff., 261, 263, 267 ff., 270 ff., 277 ff., 286 ff., 289, 292, 295, 299, 300 ff., 302, 304 ff., 306, 309 ff., 311 ff., 315, 320
Göring, Dr. Heinr. Ernst, Vater H. Görings, Gouverneur 105
Göring, Franziska, Mutter H. Görings 105
Göring, Heinrich, Prof., Dr. 127
Göring, Peter, Neffe H. Görings 224
Grieg, Edward, Komponist 25
Gründgens, Gustaf 19, 59, 60, 64 ff., 68, 81 ff., 87 ff., 98, 113, 114, 195, 199, 323 ff., 326
Grundtmann, Fräulein, Sekretärin H. Görings 85 ff.
Grünspan (Grynspan), Herschel 69
Gundolf, Friedrich, Prof., Literaturhistoriker 159

Härtle, Heinr., Schriftsteller 18, 94
Hebbel, Friedrich 22, 159
Heck, Lutz, Prof., Zoologe 128, 131
Hecker, Max, Dr., Archivar 24
Heermann, Dr., Hellseher 179–183
Henderson, Sir Neville, Engl. Botschafter 11, 15–19
Hess, Rudolf, »Stellv. des Führers« 39, 48, 171 ff.
Hetzel, Architekt, Berlin 16
Heydrich, Reinhard, Obergruppenführer SS 329
Himmler, Heinrich 61, 68, 72–74, 78 ff, 159, 168, 171
Hindenburg, Paul v. Beneckendorff 34, 39, 46, 111 ff.
Hoggan, Dav. L., Prof. Dr., USA, Historiker 190

Holstein, v., Geh.-Rat, Gegenspieler Bismarcks 172
Horthy, Admiral, Ungar. Reichsverweser, Frau Horthy 153 ff.
Holtz, W. H., Staatsschauspieler

Ibsen, Henrik, Norw. Dramatiker 22
Illiger, Hans, Weimarischer Kammerschauspieler 200

Jackson, Amerik. Ankläger i. Nürnberg 330 ff.
Jentsch, Dr. 326
Jeßner, Leopold, Intendant u. Regisseur 52, 61, 63 ff., 80, 89, 101 ff.
Jodl, Alfred, Gen.-Oberst 231
Johst, Hans, Dramatiker u. Chefdramaturg 51, 56
Junkers' Werke 236
(Junkers, Hugo, Flugzeugbauer) (1859–1935)

Kammhuber, General 170
Kantzow, Thomas von, 286
Sohn von Carin Görings jüngster Schwester Lily
Kelley, Dr., Gefängnisarzt 264 ff.
Kempner, Dr., Staatsanwalt (US-Ankläger) 298 ff.
Kerrl, Kirchenminister 117, 139, 159, 168–170
Kesselring, Gen.-Feldmarschall 170
Kitchener, Lord, Herbert 65
Kleebinder, Dr., Lagerarzt 317
Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus 154
Koller, General 240
Körner, Hermine, Schauspielerin 98
Körner, Paul, Staatssekr. 29, 30, 138
Korten, General d. Flieger 170, 194, 210
Köstlin, Karl 22, 106, 108, 109
Köstlin, Theodor von (Vater), Intendant 108
Korwan, Rose, Schauspielerin 76 ff.
Kraus, Werner, Staatsschauspieler 81
Krause, SS-Offizier 254
Krogmann, Regierender Bürgermeister von Hamburg 118
Kropp, Robert, Kammerdiener H. Görings 251, 262

Lammers, Dr., Hans-Heinrich, Reichsminister 241
Leber, Installateur, Carinhall 313 ff.
Leiner, ehem. Oberregisseur 327
Lessing, Gotth. Ephr. 22, 123
Lilienfein, Dr., Heinrich, Schriftsteller 24
Lindbergh, Charles, Oberst und Frau Lindbergh 162
Lipski, Josef, Poln. Botschafter 17

Martin, Lily, Schwester Carin Görings 72, 138, 139
Metzner, Amerikan. Oberleutnant, Nürnberg 277
Milch, Gen.-Feldmarschall 170
Mölders, Werner, Oberst 117, 170, 219, 233
Moissi, Alex., Schauspieler 98, 107
Moltke, Helmuth von 214
Morell, Dr., Leibarzt Hitlers und Frau Morell 148, 151
Mühlmann, Verbindungsmann, Berlin 256
Müller, Reichsbischof 117
Müller, Dr., Senatspräsident 250
Munthe, Axel, Arzt und Schriftsteller 121, 124–126
Murray, Engl. Staffelführer 221
Mussolini, Benito 121, 127, 130, 132, 209, 252
Mussolini, Edda, Frau des Grafen Ciano 127

Napoleon I., 122, 146
Niemöller, Pastor 169

Nobbe, Dr., Ernst, Gen.-Musik-Dir. und Gen.-Intendant 23
Norkauer, Prof., Architekt 62

Pagenstecher, Alex., Augenarzt 127
Papen, Franz von 306
Paul, Prinzregent von Jugoslawien und seine Gemahlin Prinzessin Olga 141
Philipp, Prinz, Gemahl der Königin von Großbritannien 33
Philipp, Prinz zu Hessen 32 ff., 139 ff.
Pilsudski, Jos., Poln. Marschall 152
Poor, Peggy, Amerikan. Journalistin 292 ff.
Pospischill, Direktorin des Aussiger Stadttheaters 104

Rath, vom, Botschaftsrat in Paris 62
Reinhardt, Max 28 52
Reuter, Fritz, Dichter 280
Ribbentrop, Joachim v., Reichs-Außenminister 175, 206
Richthofen, Manfred von 109
Riess, Curt, Verf. einer Gründgens-Biographie 59
Rosen, Erich, Graf von, H. Görings schwed. Schwager 118
Rosenberg, Alfred 168, 175
Rudel, Hans-Ulrich, Oberst 170
Rundt, Direktor der Wiener Volksbühne 107

Sahm, Bürgermeister von Berlin 116
Simon, Sir John, Brit. Außenminister 156
Sonnemann, Joh. Heinr., Vater der Verfasserin 97, 99, 100 ff., 104
Sonnemann, Emma, Mutter der Verfasserin 88, 97–103, 106 ff., 115 122
Sophie, Hess. Prinzessin, Gemahlin von Prinz Christoph 32
Schacht, Hjalmar, Dr. 306
Schaffner, Jakob, Schriftsteller 24
Scheidemantel, Eduard, Prof. Dr. 62
Scheidemantel, Karl, Kammersänger 62
Schiller, Friedrich von 22, 63, 213, 291
Schirach, Baldur von, 75, 159
Schirach, Henriette von 318–320
Schleicher, Kurt v., General, Reichskanzler 37
Schlusnus, Heinr., Kammersänger 117
Schmidt, Paul, Dr. Chefdolmetscher 156
Schultze-Naumburg, Paul, Prof. Dr. h. c., Dir. der Weimarer Kunst- und Bauhochschule 24, 62
Schwarz, Reichsschatzmeister NSDAP 173
Schwarz, US-Leutnant 303

Sperrle, Gen.-Feldmarschall 170

Stack, US-General 257 ff., 263
Stahmer, Dr. jur., Rechtsanw., Strafverteidiger H. Görings 91, 211, 265, 299, 303
Stein, Charlotte von 21
Stein, Friedr., Freiherr von, Oberstallmeister 21
Strauß, Richard, Prof., Dr., Komponist 116
Strobl., Dr., Anwalt, Nürnberg 322
Student, Generaloberst 170, 214

Thomas, Generalmajor 93
Tietjen, Heinz, Gen.-Intendant, Berlin, 161, 200
Treßler, Otto, Wiener Burgtheater 327
Truman, US-Präsident 242

Udet, Ernst, Jagdflieger, General-Luftzeugmeister 19, 170, 219, 222, 237

Ulbrich, Franz, Dr., Gen.-Intendant 23, 52, 109
Ursuleak, Kammersängerin 117

Vansittart, Lord, Robert 229

Wagner, Elsa, Staatsschauspiel. 81
Wagner, Richard 133
Wagner, Siegfried 161
Wagner, Winifred 156 ff., 159, 161 ff.
Wagner, Wieland und Wolfgang 161
Wahl, Hans, Prof. Dr., Goetheforscher 24
Waldau, Gustl, Schauspieler 98
Wedekind, Frank 22
Wegener, Paul, Staatsschauspieler 98
Wenk, Walther, General 240
Wieland, Christoph Martin 19
Wilde, Oskar, Dramatiker 22
Wilhelm II., Dtsch. Kaiser 32, 40 ff., 155–157
Windsor, Herzog von und Herzogin 159, 163–166
Witzig, Hauptm. der Luftwaffe 221

Ziegler, Dr., H. S. Gen.-Intendant a. D. 23, 52, 200